31761 07497635 8

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/kathratnkaradasm01hema

Meisterwerke orientalischer Literaturen

Herausgegeben von Hermann von Staden

Vierter Band

10-S
Trafalgar
TTG
d.
(8)

MEISTERWERKE ORIENTALISCHER LITERATUREN

In deutschen Originalübersetzungen herausgegeben von Hermann von Staden

Vierter Band

KATHĀRATNĀKARA

1 · 9 · 2 · 0
München bei Georg Müller

KATHĀRATNĀKARA

Das Märchenmeer

Eine

Sammlung indiſcher Erzählungen

von

Hēmavijaya

Deutſch

von

Johannes Hertel

Band I

Erſte bis vierte Woge

1 · 9 · 2 · 0

München bei Georg Müller

LIBRARY
FEB 24 1972
UNIVERSITY OF TORONTO

GR
305
H45
V. 1

Den Manen der 1917 fürs Vaterland
gefallenen unvergeßlichen Freunde
Kurt Philipp und Hugo Teichmann

Vorwort

Auf Seite 249 seines Buches „Das Pañcatantra, seine Geschichte und seine Verbreitung" [1] hat der Unterzeichnete auf Hēmavijayas Kathāratnākara („Märchenmeer") als auf ein Werk hingewiesen, das eine große Anzahl von Erzählungen mit verschiedenen Pañcatantra-Bearbeitungen gemeinsam habe, und hat an derselben Stelle das baldige Erscheinen seiner Übersetzung dieses wichtigen Werkes in Aussicht gestellt. In der Tat lag beim Erscheinen des „Pañcatantra" das Manuskript des ersten Bandes unseres „Märchenmeers" bereits beim Verleger und sollte gerade in die Druckerei gehen, als der Krieg ausbrach. So erscheint denn das längst angekündigte Werk mit einer Verspätung von sechs Jahren.

Der Verfasser der Erzählungssammlung, deren ersten Band wir hiermit der Öffentlichkeit übergeben, war der gelehrte Jaina-Mönch Hēmavijaya. Die Jaina bilden eine indische Religionsgemeinschaft, welche die Lehren, denen sie folgt, auf die vierundzwanzig Jina („Sieger", — nämlich über die Welt) zurückführt, die in verschiedenen Zeiträumen nacheinander erschienen, um die Menschen zu erlösen. Der letzte von ihnen, Vardhamāna, auch Mahāvīra, „der große Held" genannt, war ein Zeitgenosse des Buddha und stammte aus einem Kriegsadelsgeschlecht in Vidēha (Nepal) ab. Sein Vater war ein in der Nähe der Hauptstadt Vai-

1. Leipzig, Teubner 1914.

sāli ansässiger Grundbesitzer, welcher mit Triśālā oder Vidēhadattā, der Schwester des Königs Cēṭaka von Vaiśāli vermählt war. Nach dem Tode seiner Eltern entsagte Vardhamāna mit achtundzwanzig Jahren der Welt, legte ein Jahr später alle Kleidung ab und ward nach zwölfjähriger Askese Kēvalin, d. h. ein allwissender Asket, der nun in dreißigjähriger Tätigkeit den Mönchsorden organisierte und predigend seine Lehre verbreitete. Elf Apostel (gaṇadhara) wirkten für seine Lehre. Wahrscheinlich war er nur ein Reformator einer alten Religionsgemeinschaft.

Selbstverständlich für dasjenige Land der Erde, welches die meisten Spaltungen auf allen Gebieten des Kulturlebens zeigt, ist es, daß sich gleich allen übrigen indischen Religionen auch die der Jaina im Laufe der Zeit in eine große Menge Sekten (gaṇa oder gaccha) gespalten hat, die sich alle hauptsächlich in zwei großen Konfessionen gruppieren: die der Dig-ambara und die der Śvētâmbara. 1 Diese Bezeichnungen gelten zunächst den Mönchen beider Konfessionen und sind von ihnen auf die Laienschaft übertragen. Dig-ambara bedeutet: „der, dessen Kleid die Himmelsgegenden sind", Śvētâmbara (aus śvēta „weiß" und ambara „Kleid") „der Weißgekleidete". Die Mönche der ersten Konfession gehen nämlich, wie Vardhamāna selbst, nackt, wenn sie sich auch seit der englischen Herrschaft in Indien in der Öffentlichkeit nicht mehr in dieser Ordenstracht zeigen dürfen. Die Śvētâmbara-Mönche und -Nonnen dagegen tragen, wie ihr Name besagt, weiße Gewänder. Die Dig-ambara besitzen keinen Nonnenorden.

Auf die Lehren der Jaina-Religion und auf das Leben der Jaina-Mönche hier einzugehen, muß ich mir versagen und darf auf die Einleitung zu meinem Buche „Ausgewählte Erzählungen aus Hēmacandras Pariśiṣṭaparvan" 2

1. Von den Sthānakvāsin sehe ich als wenig bedeutend hier ab.
2. Leipzig, W. Heims 1908.

verweisen. Es sei nur kurz erwähnt, daß ihre Hauptlehre die ist, daß jede Seele eine Menge von Daseinsformen als Tier, Mensch, Gott oder Wesen in den verschiedenen Höllen und Himmeln durchmachen muß, bevor sie erlöst werden kann. Jede Tat (karman) hat ihre Folgen in kommenden Daseinsformen. Durch gute Werke schafft man sich religiöses Verdienst, welches zu Glück führt, während jede böse Tat Höllen- und Tierexistenzen in langer Folge zeitigt. Die Erlösung fällt nicht mit dem Aufenthalt in einem der verschiedenen Himmel zusammen. Auch die den Himmel bevölkernden Wesen, also auch die Götter, sind der Seelenwanderung unterworfen. Die Erlösung kann nur stattfinden, wenn eine Seele alles Karman aufgezehrt hat: dann steigt sie, von aller Schwere befreit, nach dem Gipfel der Welt empor.

Daß diese Lehre, welche keine Vergebung der Sünden kennt, einen hervorragend erzieherischen Einfluß auf die Gläubigen ausüben muß, ist selbstverständlich. Für sie gilt als logische Folge der Satz: „ahiṃsā paramo dharmaḥ", „das Nichtverletzen ist das höchste Gesetz". Eine selbstverständliche Folge dieses Satzes wiederum ist es, daß die Jaina, Laien wie Mönche, strengste Vegetarier sind, daß sie praktischen Tierschutz treiben und daß sie tatkräftig namentlich die orgiastischen und blutigen Kulte gewisser śivaitischer Sekten bekämpfen.

Aber nicht nur auf sittlichem, sondern auch auf geistigem und künstlerischem Gebiet haben sich die Jaina in rastloser, länger als zwei Jahrtausende hindurch fortgesetzter Arbeit die größten Verdienste um die indische Kultur erworben. Südindien scheint hauptsächlich das Tätigkeitsfeld der Dig-ambara gewesen zu sein, während das der Śvētâmbara seit vielen Jahrhunderten Gujarat, Kathiawar und Rājputāna ist. Hier haben wirklich große Gelehrte unter den Mönchen erfolgreich alle indischen Wissenschaften und bedeutende Dichter

die Literatur in Sanskrit, in Prākrit, in Apabhraṃśa, in Hindī und in den verschiedenen Volkssprachen (Gujarātī- und Rājasthānī-Mundarten) gepflegt; hier hat die ganz außerordentliche Opferwilligkeit reicher Mitglieder der Jaina-Gemeinde das Land mit den wundervollsten Tempeln geschmückt und die Mönche, die in absoluter Armut ein askesereiches Leben führen, in den Stand gesetzt, ihre reich gesegnete Kulturtätigkeit auszuüben.

Die Mittelpunkte alles geistigen Lebens in Indien sind seit alters die vielen Fürstenhöfe. Die Dichter leben an diesen als Beamte oder wandern von Hof zu Hof. Darum ist der größte Teil der künstlerischen Sanskritliteratur rein höfische Literatur. Die 1. Erzählung unserer Sammlung gibt ein treffendes Bild vom Leben dieser Hofdichter. Die „Könige" oder „Großkönige" sind oft nur Herren eines oder einiger Dörfer; aber jeder hat seine Hofdichter, welche ihm durch Erzählungen die Zeit kürzen, ihn auf seinen Jagd- und Kriegsfahrten begleiten und die Truppen durch ihre Lieder ermutigen, die Tagesabschnitte durch Singen selbstgedichteter sinnvoller Strophen künden, vor allem aber in sprachlich und metrisch höchst vollendeten und meist außerordentlich sinnreichen Strophen das Lob ihres Brotherrn singen. Für sie vor allem gilt das Sprichwort: „Wes Brot ich esse, des Lob ich singe." Dies ist noch heute genau so, wie in vedischer Zeit. Alle Stärken und Schwächen der indischen Kunstliteratur erklären sich restlos aus der völligen Abhängigkeit der Dichter von den Höfen. Diese ganze Literatur ist im Interesse der Fürsten und derjenigen Brahmanen geschrieben, welche jene wieder in ihrem Interesse geistig bevormundeten. Daher erklärt sich die Wahl der immer und immer wieder in anderer Form behandelten Stoffe und Themen; daher erklärt sich auch, daß diese formell so außerordentlich hochstehende Literatur keinerlei Einblick ins Volksleben gewährt; daher erklärt sich, daß

sich eine wirkliche Geschichtsschreibung in Indien nicht entwickeln konnte.

Die Dichter, welche den höfischen Kreisen, also den Kasten der Brahmanen und der Kṣatriya (des Kriegsadels), angehörten, huldigten ganz natürlich dem Grundsatz: Odi profanum vulgus et arceo. Und die Grenze des vulgus war durch die strengen Schranken der Kastenordnungen gezogen. Der wichtigste Teil der Bevölkerung, der durch seine Arbeit die Grundlagen des Staats- und Kulturlebens schaffte, interessierte die Höfe und infolgedessen die Dichter hauptsächlich als immer wieder ausgeschöpfte Einnahmequelle. Im übrigen war ihr Leben und Treiben nicht hof- und also nicht literaturfähig. Eine nennenswerte Ausnahme von dieser Mißachtung der nichtadligen Stände in der höfischen Literatur machen nur die beiden kaschmirischen Bearbeitungen der Bṛhatkathā, Sōmadēvas Kathāsaritsāgara und Kṣemendras Bṛhatkathā-mañjarī in vielen ihrer Schalterzählungen, welche nicht auf höfischen Quellen beruhen.

Wer dagegen das wirkliche Volksleben der Inder kennen lernen will, der muß sich an das Schrifttum der Jaina wenden, insbesondere an das der Jaina in Gujarat. Denn wenn die Jaina-Dichter auch an hinduistischen und mohammedanischen Höfen sehr erfolgreich mit den „brahmanischen" rivalisierten und darum auch eine große, ganz in den höfischen Normen verlaufende Literatur hervorgebracht haben, so wurzeln sie doch andererseits in den breiten Massen des Volkes und fußen namentlich auf der für ihre Heimat wichtigsten Kaste, der der Vaiśya oder der Kaufleute, also des reichen und wohlhabenden Bürgerstandes. Dieser war und ist es hauptsächlich, der die großartigen Tempel baut, den Mönchen den Unterhalt gewährt und deren Werke durch Schreiber und seit dem vorigen Jahrhundert auch durch den Druck verbreiten läßt.

Die Bildung der breiteren Volksschichten nun haben die Śvētâmbara sich von jeher angelegen sein lassen und haben für sie gleichfalls eine große Literatur, teils in Sanskrit, teils in Prâkrit, in Apabhraṃśa, in Hindī und in den verschiedenen Râjasthânī- und Gujarātī-Mundarten hervorgebracht. Das Sanskrit der Śvētâmbara ist bodenständig und enthält je nach der Verbreitung, welche die Autoren ihren Werken wünschten, mehr oder weniger der Gujarātī oder der Landessprache von Gujarat entlehnte Wörter. Ganz frei davon dürfte auch kein Kunstgedicht der dortigen Jaina sein. Diese für die indische Sprachgeschichte wie für die Literaturgeschichte äußerst wichtige Tatsache und die aus ihr für die Wissenschaft zu ziehenden Folgerungen habe ich in mehreren durch die Ungunst der Zeiten noch nicht gedruckten Abhandlungen und in meiner Leipziger Antrittsvorlesung behandelt und will hier nur kurz darauf hinweisen, daß die Kenntnis der älteren Gujarātī eine unerläßliche Vorbedingung für das volle Verständnis dieser wichtigen und außerordentlich umfangreichen Literatur ist. Die in Europa und in Indien gedruckten, noch verhältnismäßig wenigen Ausgaben merzen teilweise solche von den Herausgebern und den Übersetzern nicht verstandene und darum als Fehler betrachtete Ausdrücke aus. Es ist, als wenn man aus den Werken eines Berliner Schriftstellers Wörter wie „Stulle" und „Range", aus denen eines österreichischen „Trafik", „Verschleiß", „Kundmachung" und dergleichen als Fehler streichen wollte.

Auf Grund nur aus dem Mangel der Kenntnis der indischen Volkssprachen erklärlicher Anschauungen über das Sanskrit hat man das der Jaina für schlecht erklärt und hat sich durch dieses einfache, aber völlig unwissenschaftliche Mittel der Mühe enthoben, die überreichen Schätze der Jaina-Literatur zu studieren, die in Wahrheit zu dem

Bedeutendsten gehören, was der indische Geist hervorgebracht hat.

Zugleich hat man dadurch die besten Quellen der Kenntnis des indischen Volkslebens verstopft, die in der Erzählungsliteratur der Jaina reichlich fließen. Denn diese Erzählungsliteratur ist außerordentlich reich und mannigfaltig und ist ebenso wichtig für die vergleichende Literaturgeschichte, wie für die Kulturgeschichte Indiens in allen ihren Verzweigungen. Die Jaina bezeichnen diese Literatur mit dem technischen Ausdruck *aupadēśika*, „lehrhaft". Denn bei ihnen wie bei allen Indern dienen die in der Literatur enthaltenen Erzählungen wie schon zur Zeit der Brāhmaṇas *Lehrzwecken*. Die Erzählungssammlungen sind ihnen *śāstra*, „Lehrbücher".

Jaina wie Buddhisten wollen mit ihren Erzählungen, soweit sie nicht bloß die *Geschichte* ihrer Kirchen betreffen, die *Lehren* ihrer Religion verbreiten. Dabei ist die große Menge der buddhistischen Erzählungen erbaulich. Der Bōdhisatta oder künftige Buddha spielt in ihnen eine wichtige Rolle, die natürlich im Sinne des Buddhismus würdig sein muß. Darunter leiden selbstverständlich die dem allgemein indischen Erzählungsschatz entnommenen Stoffe, namentlich diejenigen, welche im *nīti-śāstra*, in der „Klugheitslehre" ausgebildet wurden und zeigen sollen, wie der Kluge und Skrupellose zu Glück, der Dumme zu Schaden kommt. Gerade diese Stoffe aber sind besonders reizvoll und gehören unter die auch vom Standpunkt der vergleichenden Märchenforschung wichtigsten und für Indien charakteristischsten. Die Buddhisten machten aus ihnen erbauliche Geschichten.[1] Die Jaina brauchten aus moralischen Bedenken nichts zu ändern, da sie in ihren Märchenromanen

1. An einem bestimmten Beispiel hat dies Verf. in seiner Abhandlung „Ein altindisches Narrenbuch", BKSGW 64 (1912), Heft 1, nachgewiesen. Vgl. auch Verf., „Die Erzählungsliteratur der Jaina"

am Ende immer einen Kēvalin oder allwissenden Mönch auftreten lassen, welcher das Unglück und das Glück, das die Helden erlebt haben, auf Vergehen oder Guttaten in früheren Existenzen zurückführt. Das läßt sich ohne jede Änderung der überlieferten Erzählung bei Sneewitchen und Rotkäppchen ebensogut und der Schlußwirkung nach ebenso erbaulich durchführen, wie in den Geschichten vom Prinzen Uttama, vom Kaufmann Campaka, von Pāla und Gōpāla, von Mahābala und Malajasundarī und allen den vielen in Ausgaben und Übersetzungen bislang noch unzugänglichen Märchenromanen der Jaina, die ihre Predigten und Erbauungsbücher bilden und für die vergleichende Erzählungskunde unendlich wichtigere und zuverlässigere Quellen darstellen, als die buddhistischen, die die Forschung bislang sehr oft irre geführt haben.

Neben den Märchenromanen, die von geringstem bis zu sehr bedeutendem Umfang in großer Zahl vorhanden sind, haben die Jaina auch Werke von der Art des Pañcatantra und der Śukasaptati, welche eine größere Anzahl von Einzelerzählungen in eine Rahmenerzählung fassen, und endlich Erzählungssammlungen, in der ganz nach europäischer Art ein Rahmen fehlt.

Von der letzteren Art ist Hēmavijayas Kathāratnākara oder „Märchenmeer". [1] Hēmavijaya war ein Śvētâmbara-Mönch und zugleich ein angesehener Kunstdichter. Bei der Ausarbeitung seines letzten Werkes, eines großen Kunstgedichts namens Vijayaprasasti, überraschte ihn der Tod. Ein anderer Śvētâmbara-Mönch, namens Guṇavijaya, dichtete zu den vorhandenen sechzehn noch fünf Gesänge hinzu und schrieb zu dem Ganzen einen Kommentar. Im

in „Geist des Ostens", I, 178 ff. (1913) und „Indische Märchen" (Jena bei Eugen Diederichs 1919), S. 373 ff.

1. „Märchen" im indischen Sinne; vgl. Verf., „Ind. Märchen", S. 4.

Nachwort (prasasti) zu demselben 1 führt er die Titel von zehn Werken an, die Hēmavijaya verfaßt habe, und fügt hinzu, dieser Dichter habe noch andere Bücher und außerdem Hymnen zu Hunderten geschrieben. Die Titel aller aufgeführten Werke lassen erkennen, daß es sich in ihnen ausnahmslos um Kunstdichtungen in Sanskrit handelt. Sein Fortsetzer, der seinen Kommentar im Vikrama-Jahre 1688 = 1631/1632 2 vollendete, rühmt Hēmavijayas Kunst und sagt von dessen die Geschichte des Jina Pārśvanātha behandelndem Kunstepos Pārśva-caritam, er habe es in seiner Kindheit geschrieben, obwohl dies Werk für „einen kindlichen Sinn nicht verständlich" (also offenbar nach allen Regeln der Kunstdichtung abgefaßt) sei. Datiert ist das Pārśvanātha-carita Vikr. 1632 = 1576 n. Chr. Das Geburtsjahr Hēmavijayas wird also um 1565, sein Todesjahr einige Zeit vor 1631 anzusetzen sein. Die vorliegende Erzählungssammlung ist aus Ahmedabad Vikr. 1657, also 1600 n. Chr. datiert.

Das „Märchenmeer" gehört gleichfalls unter die Klasse der Kunstdichtung. Mit Ausnahme ganz weniger metrischer Erzählungen ist es in gewählter Sanskritprosa mit vielen Binnenreimen abgefaßt, in welche Strophen in Sanskrit, in Māhārāṣṭrī, in Apabhraṃśa, in Althindī und Altgujarātī eingelegt sind. Die Einleitung besteht aus 18, das Schlußwort (prasasti) aus 33 in künstlichen Metren und in gewähltester Sprache geschriebenen Strophen, die Erzählungssammlung nach Hēmavijayas eigener Zählung aus 258 Geschichten 3 verschiedenster Art.

1. Ausgabe von Hargovinddas und Bechardas, Benares, Veer-Era, 2437 (= Yashovijaya Jaina Granthamālā 23), S. 699 f.

2. Der Anfang der indischen Jahre fällt nicht mit dem der christlichen zusammen.

3. So in der zweiten Bearbeitung der Prasasti, Str. 30, bei Weber, Katalog S. 1109, Str. 32 (Handschrift Str. 31). Die Unterschrift der letzten Erzählung zeigt allerdings die Nummer 257.

Die einzelnen Erzählungen beginnen mit teils längeren, teils kürzeren, aus Prosa und metrischen Zitaten gemischten moralisierenden Einleitungen; dann folgt die auf einen Sonderfall bezügliche Überschriftsstrophe, dann die Erzählung, und endlich die unserer Überschrift entsprechende Unterschrift. Von der 5. Erzählung ab enthält sie meist außer der Angabe des Helden das Thema, welches die vorhergehende Geschichte behandelt. Beispielsweise lautet also die Unterschrift zu 6: „So über die Weiberschliche die Kaufmannsfraugeschichte"; zu 7: „So über die Rache durch Trug die Amarasundarigeschichte" usw. Ich habe dafür in europäischer Weise Überschriften gesetzt und sie in europäische Formen gegossen.

Weggelassen habe ich die Einleitung und den Schluß des Werkes, die einer europäischen Vorrede entsprechen und über den Zweck des Buches und über den Verfasser handeln und die Reihe der geistlichen Lehrer der Tapā-Sekte angeben, welcher Hēmavijaya angehörte. Vorwort wie Nachwort sind in indischen Kunstmetren abgefaßt und mit den poetischen Figuren geschmückt, welche die Kunstdichtung erfordert. Es wäre also zu ihrer Erklärung ein großer Kommentar nötig, eine adäquate Wiedergabe in der Form dagegen ganz unmöglich gewesen. Was wichtig in ihnen ist, wird sogleich gesagt werden.

Weggelassen habe ich ferner in den allermeisten Fällen die moralisierenden Einleitungen, da sie zuviel Raum beansprucht haben würden, während das Thema ja hinreichend in den Überschriften bezeichnet ist. Bei besonderen Anlässen, z. B. wenn der Verfasser eine Quelle nennt, aber auch in einigen anderen Fällen, in denen es mir wünschenswert erschien, habe ich diese Einleitungen übersetzt. Man kann sich also von ihnen ein Bild machen nach den Erzählungen 23, 24, 25, 31, 133—136 f., 142, 153, 219 u. a.

Weggelassen sind endlich die Erzählung 209, welche völlig wörtlich Hēmacandras Pariśiṣṭaparvan III, 149 ff. entlehnt ist, wo sie in meiner Übersetzung nachgelesen werden kann, und aus Erzählung 183 die Belehrung des Mönchs über bestimmte Themen der indischen Erotik. Es handelt sich bei letzteren weder um etwas künstlerisch Wertvolles, noch um etwas, was für den Gang der Erzählung in der Ausführlichkeit des Grundtextes zum Verständnis nötig wäre, wohl aber um Dinge, die in ihrer nackten Brutalität bei allen gebildeten europäischen Lesern und Leserinnen Anstoß erregt hätten. Wer das Buch zu wissenschaftlichen Zwecken benutzt, sei auf die Bemerkungen im dritten Bande verwiesen.

Abgesehen von den eben bezeichneten Fällen ist unsere Übersetzung vollständig.

Was der Dichter nun mit seiner Erzählungssammlung beabsichtigte und wie er sie zustande brachte, das lassen wir uns von ihm selbst in den Strophen 14—18 seines Vorworts berichten. Hier heißt es:

14. Ein Märchenmeer schaffe ich, lieblich durch seine Märchenperlenflut, aus dem durch die Scharen [Wortspiel: durch die Opfergaben 1] der Guten die Märchen wie Perlen gewonnen werden.

15. Da dies Märchenmeer werden wird, wie es werden soll, so wird es durch die Hände derer berührt werden, die eine Fundgrube von Fehlern sind [Wortspiel: so wird es durch die Strahlen des Mondes berührt werden] und dadurch erst seine volle Schönheit erlangen. 2

1. śōmaih: Die Perlenfischer bringen also dem Meere Opfergaben dar, ehe sie sich ans Werk machen.

2. Der Dichter will sagen: „Wie das Meer erst seine volle Schönheit durch die vom Mond (dōṣākara) hervorgerufene Flut erlangt, so wird gerade der Tadel boshafter Kritiker, die selbst ‚eine Mine von Fehlern' (dōṣākara) sind, erweisen, wie schön es ist.

16. Sollten sich irgendwo in diesen Erzählungen durch ihre Lesungen [d. h. durch einzelne Züge] Widersprüche ergeben, so darf man das nicht mir zur Last legen, da ich so erzähle, wie ich es [von andern] gehört habe.

17. Die einen habe ich gehört; andere, mit einer Menge bunter Szenen ausgestattet, habe ich selbst zurechtgemacht; andere wieder habe ich den Speichern der Lehrbücher entlehnt. Gesammelt habe ich diese mit verschiedenen poetischen Stimmungen ausgestatteten Erzählungen aus Freude an ihnen [oder: „weil sie Freude", oder: „weil sie Interesse erregen"]; [sie sind] ein Haupt des Heilbringers [= Śivas] für den Götterfluß [= die Gaṅgā], welcher im Herzenszustand der Gebildeten besteht. 1

18. Wenn ihr Gefallen findet an dem Tanz der Wogen der Weltflucht; wenn euer Begehr auf die Perlmuscheln schöner Sprüche gerichtet ist; wenn es euch beliebt, euch zu dem Mura-Feind zu gesellen, der in der erotischen Stimmung besteht; 2 wenn euch der Sinn nach dem Wasser der Klugheit steht; wenn euch das Amṛta 3 der Fülle der Wundermärchen erquickt [oder: wenn ihr das sich ausbreitende Amṛta der

1. Der Sinn ist: wie der Götterfluß Gaṅgā, bevor er vom Himmel, wo er die Milchstraße bildet, auf die Erde herabfällt, auf dem Haupte des Gottes Śiva weilt, so weilen die Herzen der Gebildeten bei diesen hier gesammelten Erzählungen, die alle sehr interessant sind.

2. Mura ist der Name eines Dämons, welchen Kṛṣṇa tötete, die bekannte Inkarnation Viṣṇus, dessen Aufenthalt das Milchmeer ist. Wer zu Viṣṇu gelangen will, muß sich ins Milchmeer begeben, so wie der, welcher Erzählungen mit erotischer Stimmung sucht, sie im vorliegenden Märchenmeer findet. Daß Kṛṣṇa hier mit „erotischer Stimmung" verglichen wird, hat seinen Grund in seinem erotischen Verkehr mit den Hirtinnen. S. das Register unseres dritten Bandes unter Kṛṣṇa.

3. Der Unsterblichkeitstrank Amṛta wurde bei der Ausbutterung des Milchmeers gewonnen.

Wundermärchen sammeln wollt] oder wenn ihr die Srī 1 der Beredsamkeit genießen wollt, dann besucht recht fleißig dieses Märchenmeer, ihr Menschen!

Hēmavijaya war ein Mönch; so ist es denn nicht verwunderlich, daß gleich die erste Erzählung mit einer Einleitung beginnt, welche die Jaina-Religion preist und welche wir wie die Einleitungen der meisten Erzählungen weggelassen haben. Die 1. Erzählung ist demgemäß erbaulichen Inhalts, wie manche weitere. Aber bei weitem die Mehrzahl ist anderer Art: Märchen, Schwänke, Schelmen- und Abenteuergeschichten, Erzählungen von Frauenlist und Frauentreue, allegorische Erzählungen und sehr ergötzliche Persifflagen des orthodoxen Glaubens sind bunt miteinander gemischt, und viele von ihnen sind, wie die in der Volksmundart abgefaßten Märchenstrophen und manche mundartliche Prosasätze beweisen, unmittelbar dem Volksmunde entlehnt.

Wer sich wissenschaftlich mit der Erzählungsliteratur befaßt hat, wird bald merken, daß Hēmavijayas „Märchenmeer" zu den allerwichtigsten der bisher veröffentlichten Sammlungen gehört. Daneben aber ist es zugleich eine Fundgrube kulturgeschichtlicher Art. Wir gewinnen aus ihm einen guten Einblick in das religiöse und in das weltliche Leben der Inder und in ihr Fühlen und Denken. Aber auch derjenige Leser, dem es nur auf Unterhaltung ankommt, wird sich reichlich belohnt fühlen, wenn er Hēmavijayas Einladung zur Pilgerfahrt nach seinem „Märchenmeer" Folge leistet.

Unsere Übersetzung ist peinlich sinngetreu, strebt aber guten deutschen Ausdruck an, ohne doch die indische Färbung zu verwischen. Die eingerückten Stellen des Textes sind in der Urschrift Strophen. Die meisten derselben haben

1. Die aus dem Milchmeer entsprungene Göttin der Schönheit.

wir in Prosa wiedergegeben; nur wo der Sachlage nach metrische Wiedergabe geboten erschien, haben wir zu ihr gegriffen.

Das „Märchenmeer" wird drei Bände umfassen. Der erste enthält die 1.–4., der zweite die 5.–9., der dritte die 10. Woge, literarische Beigaben und ein Register, das namentlich die Kulturgeschichte berücksichtigen wird. Die Fußnoten geben nur die zum unmittelbaren Verständnis nötigen Erläuterungen. Um zahllose Wiederholungen zu vermeiden, ist in ihnen oft auf vorhergehende Fußnoten verwiesen, so in Fußnote 2 der 33. Erzählung: „S. 18,2". Das bedeutet: „Siehe die zweite Fußnote der 18. Erzählung".

Der Text, der unserer Übersetzung zugrunde liegt, ist die uns vorliegende eigenhändige Niederschrift des Verfassers selbst, wie im dritten Bande dargelegt werden wird. Die indische Ausgabe ist eine gröbliche Entstellung desselben, wie wir gleichfalls im dritten Bande zeigen werden. Außerdem wird dieser Band, soweit es der Raum gestattet, wichtige andere Versionen der von Hēmavijaya gebotenen Erzählungen enthalten und wird unter ihnen namentlich ein bis auf ein kleines Stück des Anfangs noch ungedrucktes Werk Theodor Benfeys bieten: seine Übersetzung von Christoforo Armenos „Reise der drei Söhne des Königs von Serendippo". Für die Überweisung des Manuskripts sei den Töchtern des berühmten Gelehrten, Frau Rat Pauer in Göttingen und Fräulein Meta Benfey in Hamburg, auch an dieser Stelle herzlichst gedankt.

Über die Aussprache der indischen Namen und Wörter ist kurz folgendes zu sagen. Den Ton trägt die jeweilig letzte lange Silbe, außer der letzten Silbe des Worts. Über die viertletzte Silbe wird der Ton nicht zurückgezogen. e und o sind immer lang, alle sonstigen nicht bezeichneten Vokale kurz. Es sind also Dhārā, Kali, Arjuna, Mānasa, Śilavatī auf der ersten, Rāmāyaṇa auf der zweiten Silbe

betont. Im Kompositum tragen die vorderen Glieder, außer wenn sie einsilbig sind, einen Nebenakzent. In Hēmavijaya liegt demnach der Hauptton auf –vi–, der Nebenton auf Hē–, in Kathāratnākara ersterer auf –tnā–, letzterer auf Ka–. In den Aspiraten (kh, gh, ṭh, ḍh, th, dh, ph, bh) ist das h deutlich hörbar; also in Darbha wie in „abhauen", in Phōphala wie in „Klapphut", in Mathurā wie in „stathaft". c = tsch, j = dsch; ś und ṣ = sch (ṣ tief hinten im Rachen gesprochen); ṭ, ḍ, ṇ mit zurückgebogener Zungenspitze, ähnlich wie englisch t d n; ṅ wie n vor g und k; ṛ wie r mit leise nachklingendem i; ṃ wie deutsches j; ṃ nasaliert den vorhergehenden Vokal und wird selbst nicht gesprochen, entspricht demnach französischem m in nom, französischem n in ton (haṃsa wie manteau).

So möge denn das Werk Hēmavijayas hinausgehen, sein bescheidenes Teil dazu beitragen, die Kenntnis Indiens unter den Gebildeten unseres Volkes zu erweitern und den Lesern soviel Freude bereiten, wie dem Übersetzer bei seiner namentlich an den zahlreichen mundartlichen Stellen nicht immer leichten Arbeit.

Leipzig, den 18. April 1920.

Johannes Hertel.

Erſte Woge

1. Erzählung

Der Gelehrte Dhanapāla

In der Stadt Dhārā, welche man auch Klein-Kaschmir nannte, regierte König Bhōja die Staatsbürger; der erquickte die Rechtsuchenden wie ein junger Lotus die lieblichen Schwäne.

Der König hatte einen Hofkaplan, welcher ein gelehrter Mann war und Dhanapāla hieß, in allen Wissenschaften gründlich bewandert war und als das edelste Hauptjuwel [1] aller derer erstrahlte, welche dem höchsten Arhat [2] ergeben sind.

Eines Tages ritt König Bhōja [3] in Begleitung Dhanapālas und eines großen Schwarmes anderer Dichter und von vielen Fürsten umringt im Walde umher, um zu jagen. Als er eine trächtige Gazelle gewahrte, durchbohrte er sie mit einem Pfeil, so daß dieser an ihrer anderen Seite zur Erde fiel. Dieser Anblick erweckte in ihm gewaltigen Stolz auf die Stärke seines Armes, so daß er an den Dichter Kavirāja [4] folgende Verse richtete:

Sieh, Kavirāja, wie alle Gazellen
Vom Pfeile durchbohrt nach dem Himmel schnellen,

1. Das „Hauptjuwel" ist ein Juwel, welches als Schmuck auf dem Kopfe getragen wird. 2. Jina, jinistischer Prophet; Hēmacandra, S. 11. 3. König von Malwa (Hauptstadt Dhārā), berühmter Gönner der Dichter. Er lebte im 11. Jahrhundert. 4. Kavirāja bedeutet Dichter-

Während die Eber die Erde verfehren
Mit ihren Hauern; kannſt du mir's erklären?

Dieſe Strophe ergänzte Kaviräja, des Königs Geiſt entzückend, in dieſer Weiſe:

Das Wild, o Herr, von deinen Geſchoſſen
Geſchreckt, ſucht Schutz bei ſeinen Genoſſen:
Der Gazelle, die ſich befindet im Mond,
Dem Eber, der unter der Erde wohnt. 5

Erfreut im Herzen über Kavirājas Gewandtheit ſagte Bhōja zu Dhanapāla: „Schildere nun du, gelehrter Mann, meines Armes Stärke!" Dhanapālas Seele aber fand Wohlgefallen an den Worten des Jina, 6 und deswegen hatte er ſich gelobt, niemals eine begangene Untat zu preiſen.

Er verachtete alſo die Gefahr, welche ihm vom König drohte, gedachte auch nicht ſelbſtſüchtig ſeines Vermögens und ſeiner Familie, ſondern ſprach:

Die Stärke, die dein Arm tat kund,
Die fahre hinab auf der Höllen Grund!
Wahrſt du ſo deine Königspflicht?
Wer ſchuldlos iſt, den ſchirmſt du nicht.
Wenn die Schwachen auf dieſer Erden
Vom Arme des Starken gemordet werden,
Dann brach ein ſchweres Unglück herein:
Die Welt ſcheint ohne König zu ſein!

König und iſt teils Name, teils Titel verſchiedener Dichter. S. Piſchel, Hofdichter, S. 36 ff. 5. Die Inder ſehen einen Haſen oder eine Gazelle im Mond, wo wir ein Geſicht oder einen Mann ſehen. — Der „Ureber" iſt Viṣṇu, welcher in ſeiner dritten Inkarnation in Ebergeſtalt die ſinkende Erde emporhob. 6. Hier wie oft: der letzte (24.) Jina, Vardhamāna, ein Zeitgenoſſe des Buddha.

Als der König dieses Gedicht gehört hatte, dachte er: „Da hört doch alles auf! Es fällt ihm gar nicht ein, meines Armes Stärke zu preisen, im Gegenteil! Er sagt: ‚Die Welt scheint ohne König zu sein!‘ Mit dieser Zeile leugnet der Schurke, seinen Herrn vernichtend, mein Königtum, das doch besteht!“ Und in seinem Zorne beschloß er bei sich, Dhanapāla die Zunge ausschneiden zu lassen, ließ sich aber von seiner Wut nichts merken.

Auf dem Heimweg kam Bhōja an das Gestade eines Sees, den er selbst hatte anlegen lassen, und befahl Kavirāja, diesen See zu schildern. Kavirāja schilderte ihn, wie folgt:

Der Enten Scharen spielen auf dem See,
Und muntre Schwäne regen lustige Wellen,
Die weithin leuchten in des Lotus Schnee.

Manch Fischlein sieht man in die Tiefe schnellen,
Daß es der Reiher flinkem Schwarm entgeh',
Wo tief im Innern seine Fluten quellen.

Zur Ruhe ladet das Gestade ein
Zu Scherz und Liedern all die holden Frauen,
Gelagert unter schatt'ger Bäume Reihn:

O welche Wonne, deinen See zu schauen!

Darauf befahl der König auch dem Dhanapāla, den See zu beschreiben, und Dhanapāla sprach:

Das wär' ein See? Er ist's ja nur zum Schein!
Ein Ort für die ist's, die des Lohns gewärtig.
Die Fische, die in seiner Flut gedeihn,
Sind eine Mahlzeit, zum Verzehren fertig.

Der Störche, Reiher, Enten Schar verschlingt
Dies leckre Mahl mit ihren gier'gen Schlünden.

Welch gute Werke[7] man damit erringt,
Vermögen leider wir nicht zu ergründen.

Als der König das hörte, nahm er sich fest vor, dem Dhanapāla die Augen ausreißen zu lassen, verschloß aber seine Wut in sich und setzte seinen Weg nach der Stadt fort. Während er dahinging, kam er an eine Opferhalle, hörte das Meckern der an den Opferpfahl gebundenen Böcke und fragte Kavirāja: „Was sagen wohl diese Böcke?" Kavirāja entgegnete:

„Man tötet immer uns beim Opfer, sieh!
Die Pflanzennahrung martert unsern Leib.
Der Mensch, ob klug, ob dumm, nennt uns nur „Vieh",
Und zwischen Mutter, Schwester oder Weib
Vermögen wir es nicht, zu unterscheiden.
Drum führ' uns, Herr, zur Götterwelt hindan,
Die wir jetzt schwer an Durst und Hunger leiden!" —
So flehen dich, o Fürst, die Böcke an.

Als er das gehört hatte, sagte er wieder zu Dhanapāla, ohne sich etwas von seinem Zorn merken zu lassen: „Du, was sagen die Böcke?" Dhanapāla entgegnete: „Ich will sie fragen, o Herr!" Darauf ging er zu ihnen hin, kehrte zum König zurück und sprach, da er auf sein Leben keine Rücksicht nahm, sondern nur darauf bedacht war, die Gebote seiner Religion nicht zu verletzen: „Der Bock läßt dir folgendes sagen, o Herr:

Ich hab' dich, König, flehend nicht ersucht;
Mir steht der Sinn nicht nach des Himmels Frucht.
Nicht recht ist, was du tust. Ich war hienieden
Mit meiner Pflanzenkost noch stets zufrieden.

7. Durch „gute Werke" (religiöses Verdienst) sichert man sich in der Seelenwanderung ein besseres nächstes Erden- oder Himmelsdasein und wird schließlich erlöst. Hēmacandra, S. 20 ff.

Wenn du die Wesen, die beim Opfer du
Vernichtest, sicher schickst dem Himmel zu,
Warum bringst dann du nicht der Deinen Schar,
Nicht Vater, Mutter, Sohn zum Opfer dar?

Auch dieses Gedicht versetzte den König in heftigen Zorn, und er beschloß, Dhanapālas Familie zu vernichten.

Bei seinem Einzug in die Stadt sah er vor dem Stadttor eine alte Frau, von einem kleinen Mädchen an der Hand geführt, die mit dem Kopfe wackelte, und rief Kaviräja die erste Hälfte eines Gedichtes zu:

Die Alte wackelt mit Kopf und Hand.
Was soll das bedeuten, Geselle?

Kaviräja antwortete sogleich mit der zweiten Hälfte:

Ein Scherge ruft sie, von Yama gesandt:
Den weist sie von der Schwelle. 8

Darauf fragte der König wiederum Dhanapāla: „Was will diese Alte sagen?" Dhanapāla aber hatte an des Königs Mienen und Gebärden wohl bemerkt, daß dieser von dem festen Entschluß beseelt war, ihm die Zunge auszuschneiden, die Augen auszureißen und seine ganze Familie auszurotten, und als er so plötzlich ein Mittel sah, des Königs Herz zu begütigen, sagte er, weil er dabei sein Gelübde halten konnte: „Dieses Mädchen, o Herr, kennt deine Majestät nicht, weil es noch ganz klein ist. Darum fragt es die Alte: ‚Wer ist dieser Mann, Mutter, der als der größte von allen Herrschern erscheint?' Sie aber winkt dem Mädchen ab, indem sie den Kopf schüttelt, weil sie nicht imstande ist, so vielfältige Antwort zu geben." — „Wie meinst du das?" fragte der König, und Dhanapāla sprach:

8. Yama, der Todesgott.

Ist's Śiva? — Nein! — Ist's Viṣṇu, Muras Feind? —
Nein! — Ratis Gatte? — Nein! — Ist's Nala? — Nein!
Ist's Indra? — Nein! — Das Schicksal, das erscheint? —
Nein, Kind! — Ist's Brahman denn? — Wie könnt er's
sein! —
Wohl ein Vidyādhara? — Nicht doch, mein Kind! —
Kubēra wohl, des alle Schätze sind? —
Nein, König Bhōja ist es selbst, mein Herz,
Der auszog heut zu heitrem Spiel und Scherz. 9

Kaum hatte der König diese Verse gehört, die sein Gemüt entzückten, so war sein Zorn verraucht, und er sagte wieder:

„Sag' an, worin ich dem heiligen Feinde Muras ähnlich bin?"

Und wiederum sprach der durch seine Geschicklichkeit im Dichten berühmte Dichter: „Vernimm, o Herr!

Die Erde hast du hoch emporgehalten 10
Und deines Feindes Brust hast du gespalten
Und hast mit Macht in deinen Arm geschlossen
Das Herrscherglück, das Bali einst genossen, 11
Und hast in einem Leben drum gemacht,
Was der Uralte hat in drein vollbracht."

9. Brahman, Viṣṇu und Śiva bilden die indische Dreieinigkeit. Der erste ist der Schöpfer, der zweite der Erhalter, der dritte der Vernichter. Mura hieß ein von Viṣṇu getöteter Dämon. Rati, „Lust", heißt die eine Gemahlin Kāmas (Kāmadēvas), des Gottes der Liebe (die andere heißt Prīti, „Liebe"). Nala ist der bekannte König und Held der so oft aus dem Mahābhārata übersetzten Sage, Indra der König der Götter, dem nur Brahman, Viṣṇu, Śiva übergeordnet sind. Vidyādhara sind halbgöttliche Wesen mit Zauberwissen und Zaubergewalten. Kubēra, der Gott des Reichtums. 10. Als Eber; s. Anm. 5. 11. Bali war ein weiser, gerechter und mächtiger Dämonenfürst, der die Götter ihrer Herrschaft beraubte. Viṣṇu nahm Zwerggestalt an und bat ihn um so viel Raum, als er mit drei Schritten durchschreiten könne. Als der Dämon die Bitte

Als der König das vernahm, war er außerordentlich erfreut und rief: „Nun, Dhanapāla, wähle dir eine Gnadengabe!"

Dhanapāla sprach: „Wenn du mir gnädig bist, o Herr, wohlan! so schenke mir das Leben!"

Der König hörte diese Bitte und sagte: „Das hast du doch schon, und niemand hat es dir genommen."

Da sagte der andere: „Majestät! Der Substanz nach habe ich es zwar noch; in Wahrheit aber hat es deine Majestät mir genommen."

Darauf sprach der König: „Wie ist es möglich, daß du erkannt hast, was in meinem Herzen vorging, obwohl ich meinem Zorne nicht in Worten Luft gemacht habe?"

Dhanapāla erwiderte: „An deinen Mienen und Gebärden, o Herr, habe ich deine Absicht erkannt; denn eben die Fähigkeit, aus Mienen und Gebärden zu schließen, ist die Frucht des Verstandes.

> Den ausgesprochenen Sinn erfaßt auch ein Tier. Rosse und Elefanten ziehen und tragen, wenn man sie durch Worte antreibt. Ein weiser Mann dagegen errät selbst das Unausgesprochene. Denn des Verstandes Frucht besteht darin, daß man anderer Gebärden zu deuten weiß.

Und ferner:

> An den Mienen, den Gebärden, dem Gange, den Bewegungen, der Rede, den Veränderungen von Augen und Mund erkennt man die verborgenen Absichten."

Über diese und andre Beweise seiner Klugheit freute sich

gewährte, nahm Viṣṇu seine eigene Gestalt an, durchschritt mit dem ersten Schritt die Erde, mit dem zweiten den Himmel und setzte dann seinen Fuß auf Balis Haupt. Er sandte Bali mit allen Dämonen in die Unterwelt und machte ihn zu deren König. — Die in den obigen Versen geschilderten Taten vollbrachte Viṣṇu in drei Inkarnationen.

der König so, daß er ihm seine ganz besondere Huld erwies, indem er ihm Kleider, Geld, Getreide, Edelsteine, Perlen, Elefanten, Rosse und Dörfer und andere Geschenke gab, worauf er ihn entließ.

Dhanapāla aber kehrte damit nach Hause zurück und war von da ab erst recht seiner Religion ergeben.

2. Erzählung

Śrēṇika

Einst war der heilige Mahāvīra 1 in den Park von Rājagṛha gekommen und Śrēṇika 2 war zu ihm gekommen, hatte sich vor ihm geneigt und sich niedergelassen, als ein Aussätziger kam und mit der Flüssigkeit seines Aussatzes des Heiligen Füße einsalbte. Beim Anblick dieser Ungebühr dachte Śrēṇika: „Wie groß ist die Sünde dieses Bösewichts!" Und sogleich befahl er seinen Dienern, ihn zu töten. Diese aber sagten zu dem König: „Das muß irgendein Gott gewesen sein, o Herr; denn er ist durch die Luft emporgestiegen und ist verschwunden, und wir wissen nicht, wohin." Da fragte der König den Heiligen: „Wer war das, o Herr, und was hatte sein ungereimtes Tun zu bedeuten?" Der Heilige sprach: „Das ist kein Aussätziger, und sein Tun war nicht ungereimt; vielmehr ist er ein zaubergewaltiger Gott namens Darduräṅka, 3 und was er eben getan hat, war, daß er uns verehrend mit Sandelsalbe gesalbt hat." Der König fragte weiter: „Wie kam es denn, daß er zum Gotte geworden?" Und der Heilige erzählte:

1. „Der große Held", Vardhamāna, der letzte Jina. 1, 2 und 6. 2. König von Magadha, bekannter Gönner des mit ihm verwandten Propheten. 3. Der Name bedeutet „Froschleib", was sich aus dem Verlauf der Erzählung erklärt.

In der Stadt Kōsambī lebte ein Brahmane, welcher Sēṭuka hieß; der veranlaßte seine Gemahlin, dem König Satānīka zu dienen. Eines Tages bewies ihm der König dadurch seine Zufriedenheit, daß er ihm das Recht zusprach, sich in jedem Hause der ganzen Stadt seine Mahlzeit und einen Dīnār geben zu lassen. Da er nun aus Gier nach dem Dīnār sich immer wieder erbrach, um wieder essen zu können, wurde er aussätzig, und als der König erfuhr, was sich begeben hatte, verwehrte er dem Brahmanen den Zutritt, als er das nächste Mal zu Hofe kommen wollte.

Da der König nun seine Huld auf Sēṭukas Söhne und seine sonstigen Verwandten übertrug, so glaubte der Brahmane, er hätte diesen die erlittene Beschimpfung zu verdanken und steckte dadurch seine ganze Familie mit dem Aussatz an, daß er ihr das Fleisch einer Ziege zu essen gab, auf die er durch Reste seiner Mahlzeiten seinen Aussatz übertragen hatte. Darauf entfernte er sich in der Nacht aus seinem Hause.

Auf seinen Wanderungen durch die Wälder rieb er sich mit vielen Kräutern und Wurzeln ein und trank Wasser, ward dadurch wieder gesund, kehrte nach Hause zurück und sagte zu seinen Söhnen: „Nun seht ihr, was die Folge davon ist, daß ihr mich verachtet habt: der Aussatz!" Und als sie erfuhren, wie sich alles zugetragen hatte, sagten sie und die anderen Bürger zu ihm: „Schmach über dich Elenden! Dich niederträchtigsten aller Brahmanen! Der du kein Bedenken trugst, deine eigene Familie zu besudeln!" Er aber ging unter ihren Schmährufen nach dem Königsschlosse und stellte sich am Portale auf.

Nun war ich damals in jene Stadt gekommen, und in seinem heißen Verlangen, mir zu huldigen, ließ der Türhüter Sēṭuka dort zurück und eilte nach dem Orte, an den ich mich begeben hatte. Sogleich machte sich Sēṭuka darüber, sich mit dem vielen Reis, dem Gebratenen und anderen

guten Speisen, welche die Leute vor der Göttin der Stadt niedergesetzt hatten, bis an den Hals vollzustopfen. In der folgenden Nacht aber quälte ihn der Durst, und als er in derselben starb, dachte er darum an Wasser. Die Folge war, daß er zum Frosche wurde.

Da hörte er eines Tages aus dem Munde von Frauen, welche Wasser holten und Verlangen trugen, mir zu huldigen, wiederum meinen Namen. Dadurch kam ihm plötzlich die Erinnerung an sein früheres Dasein, und er beschloß, mir gleichfalls zu huldigen. Während aber der Frosch auf der Straße heranhüpfte, wurde er von einem Hufschlag deines Rosses getötet. Und da er durch die Absicht, sich vor mir zu neigen, seinen Tod gefunden hatte, wurde er zu dem Gotte Darduräṅka.

Dieser Gott Darduräṅka hörte nun, wie der Herrscher des Saudharma-Himmels 4 dir wegen deiner Rechtgläubigkeit ein Lob spendete, wie es keinem anderen zukomme. Das glaubte er nicht, und um dich zu prüfen, nahm er die Gestalt eines Aussätzigen an, kam hierher und huldigte mir, indem er mich mit Sandel salbte, wenn es auch den Anschein hatte, als täte er es mit der Flüssigkeit des Aussatzes.

Nachdem der König das gehört hatte, machte er sich auf den Heimweg. Da sah er einen Mönch, welcher fischte, und fragte ihn:

„Deine Kutte, Lehrer, ist schlaff!" – „Dient sie mir doch als Netz, um Fischlein zu töten." – „Du ißt Fische?" – „Als Zukost zum Branntwein." – „Du trinkst Schnaps?" – „Mit der Dirne." – „Zur Dirne gehst du?" – „Wenn ich meinen Feinden die Füße auf den Nacken gesetzt habe." – „Hast du denn Feinde?" – „Weil ich ein Beutelschneider bin." – „Ein Dieb bist du?" – „Um

4. Einer der vielen Himmel, die die Jaina-Dogmatik annimmt.

ſpielen zu können." – „Ein Spieler biſt du? Wie iſt das möglich?" – „Bin ich doch ein Hurenſohn!"

Als der König dieſe ſeine Antworten vernahm, in denen er bereitwilligſt zugab, daß er allen ſieben Laſtern fröhne, rief er: „Laß ab, o Mönch, von dieſem böſen Tun, welches dich auf den ſchlimmen Pfad führt." 5 Der andere aber ſprach: „Ich bin nun einmal ſo, König! Aber alle Jünger des heiligen Vira, die Gautama zu allererſt,6 ſind nicht anders." Als der König das gehört hatte, ſagte er: „Nur du biſt ſo unſelig. Die andern alle ſind dagegen reines Weſens wie die Fluten der Gaṅgā."

Mit dieſen Scheltworten ſetzte er ſeinen Weg nach der Stadt fort, als er einer ſchönen Frau begegnete. Sie hatte ihre Füße mit rotem Lack gefärbt und ſachkundig ihren Hals und ihre übrigen Glieder mit Geſchmeide umwunden. Ihre Augen hatte ſie mit ſchwarzer Schminke umrahmt; den Mund hatte ſie voll Betel; ein buntſchillerndes Kleid umhüllte ihre Glieder. Das kunſtvolle Lächeln, welches ihre Lippen umſpielte, ſetzte ſelbſt den mit fünf Pfeilen bewehrten Gott 7 in Staunen. Ihr reiches, wohlfriſiertes Haar war mit Blumen überſät. Sie war ſchwanger und trug die Abzeichen – einer Nonne. Er fragte ſie: „Wer biſt du?" – „Ich bin eine Nonne." – „In welchem Zuſtand befindeſt du dich im Widerſpruch zu den Abzeichen, die du trägſt?" – „Durch Verkehr mit Männern bin ich ſchwanger geworden, o König; das iſt nun einmal unſre Lebensweiſe." – „Schäm' dich, du Verworfene! Du allein

Vgl. Jacobi, ZDMG. 60, 317 ff., insbeſ. 321. 5. D. h., durch welches du nach deinem Tode Exiſtenzen in Höllen und in Tierleibern verfällſt. 6. Vira=Mahāvira (ſ. Anm. 1). – 3 von den 11 Apoſteln (gaṇadhara) Mahāviras ſtammen aus der Familie der Gautama: Indrabhūti, Agnibhūti und Vāyubhūti. 7. Kāmadēva, den Gott der Liebe, deſſen Bogen aus Zuckerrohr und deſſen 5 Pfeile aus verſchiedenen Blumen beſtehen.

schändest dich durch solches Betragen!" So sprach der König Śrēṇika, der scharfe Augen hatte, und setzte seinen Heimweg fort. Während er fürbaß ging, trat, mit beweglichen Ringen und anderem Geschmeide geziert, der Gott vor ihn, neigte sich vor ihm und sprach: „Selig bist du, König von Magadha! Denn Indra selbst preist deine Rechtgläubigkeit. Ich wollte seinen Worten nicht glauben und führte dich in Versuchung; du aber ließest dich so wenig aus deinen Ufern locken, wie das Weltmeer selbst."

So pries ihn der Gott, schenkte ihm eine Halskette und zwei Tonkugeln 8 und verschwand. Der König aber verbreitete von diesem Tage an erst recht seinen Glauben.

3. Erzählung

Uddhava

In der Nähe der Festung Maṇḍapācala liegt die Stadt Brahmapurī, und in ihr lebte der Brahmane Uddhava. Dieser war ganz entsetzlich geizig, und obwohl er ein gewaltiges Vermögen besaß, welches aus Edelsteinen, Perlen, Gold, Silber, Geld, Getreide und anderen Gütern bestand, aß er nur schlechte Speise, kleidete sich nur in einen groben Fetzen, schlief auf zerbrochener Bettstatt und gab den Bettlern nicht einmal einen Reiskloß. Er vermied jede Ausgabe, selbst wenn er um eine Gabe angegangen wurde, und lebte seine Tage dahin wie ein Mann in den dürftigsten Verhältnissen.

Eines Tages in der kalten Jahreszeit kam er in den Palast des großen Lehnsfürsten und Handelsherrn Jāvaḍa, welcher den Ehrennamen „der jüngere Śālibhadra" 1 führte und in der Festung Maṇḍapācala wohnte. Dort wollte er

8. S. Band 3, Anhang. 1. Śālibhadra wird auch in der Siṃhāsanadvātrimśikā. J. St. XV, 290 als Typus eines reichen Mannes genannt.

ein durch Zinsen vermehrtes Kapital abheben. Da er aber bedachte, daß sein Wohnort sehr weit entfernt war, übernachtete er in Jāvaḍas Palast.

Der Fußboden des Schlafzimmers, in welchem der Handelsherr Jāvaḍa ruhte, bestand aus einem Mosaik von Edelsteinen. Von der Decke hingen Netze von großen Perlen und Edelsteinen herab, über denen ein in bunten Farben schimmernder Baldachin kunstvoll angebracht war. Blühende Lianen rankten sich empor, in denen die von dem süßen Dufte angelockten Bienen lieblich summten, und außerdem war es vom lieblichen Wohlgeruch verbrannten Aloeholzes, von Moschus und Kampfer erfüllt. Das Lager aber entsprach den verwöhntesten Ansprüchen. Es war mit herrlicher Seide überzogen, mit Blumenmengen bestreut, mit Kissen für den Kopf und für die Wangen und einem Staubschutz 2 versehen. Auf diesem Lager bettete er sich zu wonnigem Schlummer. Auf beiden Seiten aber stand ein Kohlenbecken, welches mit Stückchen von schwarzem Aloeholz gefüllt war, nicht rußte und hell leuchtete mit seinen flammenden Kohlen. Denn:

> Ein Kohlenbecken gleicht dem Geist eines Dichters, denn es ist bahulōha (1. bahu+lōha, „aus vielem Erz bestehend"; 2. bahula+ūha, „reichlich überlegend"); es gleicht der Morgenstunde, denn es ist sughaṭitacakra („hat feste Räder" 3 und „ist genau mit dem Horizont vereinigt"); es gleicht Śivas Gestalt, denn es strahlt in rauchlosem Feuer.

An einem dieser Feuerwägelchen fing eines der seidenen Kissen Feuer, auf denen der Handelsherr Jāvaḍa lag. Da kam eine schöne Frau von himmlischer Gestalt und mit himmlischem Gewand und Geschmeide geziert und löschte

2. Ein feiner Vorhang? 3. Daher heißt es im folgenden „Kohlenwägelchen". — In Klammer stehen die Erläuterungen der unübersetzbaren Wortspiele.

den Brand. Das sah Uddhava, welcher sich in einem Winkel desselben Zimmers zur Ruhe gelegt hatte, sprang auf, ergriff sie bei der Hand und fragte sie: „Wer bist du?“ Sie sprach: „Ich bin Lakṣmī, die Herrin über alles Gold und Silber, alle Perlen und Edelsteine. 4 Jetzt aber bin ich dieses Handelsherrn Jāvaḍa Sklavin, und darum darf mich jetzt nur er genießen; denn er ist im Besitze eines Schatzes guter Werke; und darum leiste ich ihm die Dienste, die eine Magd zu leisten hat.“ Da entgegnete ihr Uddhava: „Höre, Lakṣmī! Da du stets in meinem Hause gewohnt hast, so bist du meine Sklavin; und darum verlange ich, daß du auch mir deinen Genuß gewährst.“ Sie aber sprach: „Oho, Brahmane! Ohne gute Werke ist es unmöglich, mich zu genießen. Denn:

> Wer nicht im Besitze guter Werke ist, der versteht nicht zu genießen, selbst wenn es ihm gelungen ist, Reichtum zu erwerben. Selbst an einem vollen See kann ein durstiger Hund nur mit der Zunge lecken.

Wenn du dich also an mir ergötzen willst, so werde ich dich auf der Stirne brandmarken.“ Der andere sagte: „Nun, so werde ich dich, sobald es tagt, wie ein Speiseopfer in alle Häuser ausstreuen.“ 5 Sie entgegnete: „Auch dann werde ich mein Versprechen erfüllen; verlaß dich drauf!“ Mit diesen Worten verschwand sie.

4. Lakṣmī oder Śrī, die Gemahlin Viṣṇus, ist die Göttin des Glücks, des Reichtums, der Herrschaft und der Schönheit, als deren Personifikation sie oft, wie in obiger Erzählung, auftritt. 5. Bali, eines der fünf Opfer, welche der brahmanische Hausvater täglich darzubringen hat. Es besteht aus Bestandteilen der Mahlzeit und wird „gewöhnlich so dargebracht, daß man in der Nähe der Haustür Teile des Mittagsmahls in die Luft emporwirft, bevor man etwas davon genießt“. (V. Sh. Apte.) – Indem er „Lakṣmī ausstreut“, d. h. sehr freigebig ist, will der Brahmane gute Werke sammeln, um dadurch zu höherem Reichtum zu gelangen. – Brandmarkung droht Lakṣmī als erniedrigende Strafe an.

Kaum war Uddhava am nächsten Morgen zu Hause angelangt, so schmückte er sich aufs schönste mit einem zu seinem Körper passenden feinen Gewand, mit Gold, mit der Opferschnur, mit seinem Siegelring und mit anderem Geschmeide und genoß seinen Reichtum, indem er ihn teils verschenkte, teils ihn in Tafel- und andere Freuden umsetzte.

Seine Söhne befanden sich indessen auf den Feldern. Als sie aber durch ihre Frauen, welche ihnen das Essen brachten, erfuhren, wie es ihr Vater trieb, so dachten sie: „Beim Himmel! Von unserm Vater hat auf seinem Heimweg vom Maṇḍapācala ein Gespenst oder ein ähnliches Wesen Besitz ergriffen, und auf diese Weise ist er verrückt geworden. Und wenn er von seiner Besessenheit geheilt werden soll, so müssen wir ihn geschwind brandmarken; sonst bleibt er verrückt und wird in kurzem unser Haus alles Reichtums entledigt haben."

In solchen Gedanken eilten sie nach Hause und brandmarkten ihren Vater auf der Stirne. Er aber dachte: „O weh! Lakṣmī hat Wort gehalten; ich sehe ein, daß sie mir nicht zum Genusse bestimmt ist." Dann rief er: „Ei, meine Söhne! Was soll denn die Narrheit, daß mein Leib in Seide und andere Kostbarkeiten gekleidet ist?"

Als das die Söhne hörten, dachten sie: „Er ist wieder gesund!", und gaben ihren Vater frei. 6

4. Erzählung

Der Türhüter Daṇḍin

In Vasantapura regierte ein König, namens Arimardana. Dieser hatte einen sehr verschmitzten Türhüter, welcher Daṇḍin hieß und der klügste Mann seiner Zeit war. Eines Ta-

6. Denn eigentlich erfordert die Wahnsinnskur noch weiteres Brennen. Vgl. Erzählung 113.

ges rühmte jemand vor dem Könige dessen Gewandtheit in allerlei Listen und sprach: „Majestät! Dein Stabhalter Daṇḍin [1] ist außerordentlich klug. Nirgends, selbst bei den schwierigsten Aufgaben, läßt er sich verblüffen."

Als der König das gehört hatte, wandelte ihn die Lust an, ein Beispiel seiner Klugheit zu sehen, und er ließ Daṇḍin in die Hofversammlung rufen und sprach zu ihm: „Höre, Daṇḍin! Nimm diese meine Büffelkuh und tränke alle Tage mit deren Milch diese Katze." Dem Befehl entsprechend nahm Daṇḍin Katze und Büffelkuh mit nach Hause. Die Kuh war ein wunderschönes Tier: ganz klein, mit roten Augen. Sie hatte eben gekalbt, war noch ganz jung, hatte ein Euter wie ein Krug und gab sehr viel Milch. Sieben Tage lang tat er wirklich, wie der König ihm befohlen hatte. Am achten Tage aber sagte Daṇḍin zu seiner Frau: „Sieh nur, meine Liebe, was der König für ein Schwachkopf ist! Läßt er diese nektargleiche Milch in eine Katze verfüttern! Paß auf! Ich bin gescheiter!" So sprach er, machte die Milch so heiß als möglich und setzte sie der Katze vor. Die Katze aber verbrannte sich an dieser überheißen Milch ihr Mäulchen und lief davon; und obwohl er sie heranlockte, kam sie doch nicht herbei, eben weil sie sich gebrannt hatte. So lockte er sie einige Tage lang immer heran; aber weil sie sich das Mäulchen verbrannt hatte, war sie nicht zum Kommen zu bewegen, ja sie war sogar so eingeschüchtert, daß sie nicht einmal kam, wenn er ihr kalte Milch vorsetzte.

Nun verwendete Daṇḍin täglich die Büffelmilch für sich selbst, während er der Katze geben ließ, was von den Mahlzeiten übrig blieb, Reis, verdünnte Buttermilch und dergleichen.

Als so eine Reihe von Tagen verstrichen war, fragte ihn

1. Daṇḍin heißt selbst „Stabhalter". Als Zeichen seiner Würde trägt der Türhüter einen Bambusstab.

der König: „Tust du auch, Daṇḍin, was ich dir aufgetragen habe, oder nicht?" Daṇḍin verneinte es und sprach: „Majestät, die Katze trinkt keine Milch, und ich kann mir nicht denken, was ihr zugestoßen ist. Vielleicht ist sie krank." Als der König das gehört hatte, überzeugte er sich mit seinen eigenen Augen, daß die Katze sich wirklich so verhielt. Darüber verwunderte er sich sehr und fragte Daṇḍin: „Ich freue mich über dich, Daṇḍin, und schenke dir hiermit die Büffelkuh. Nun aber gesteh mir die Wahrheit! Woran liegt es, daß diese Katze keine Milch trinkt?" Da erzählte Daṇḍin, durch welche List er das absonderliche Verhalten der Katze herbeigeführt hatte. Diese Klugheit freute den König so, daß er ihm ein Dorf und anderes schenkte, ihn mit Auszeichnungen überhäufte und ihn dann nach Hause entließ.

5. Erzählung

König Yudhiṣṭhira
oder
Im Kali-Zeitalter geht alles verkehrt zu [1]

Als das Kali-Zeitalter eintrat, wollte es kund geben, daß sein Eintritt die Ursache davon war, daß von nun an alles verkehrt zugehen würde. Es nahm also zugleich das Äußere eines Brahmanen und eines Yavana [2] an und zeigte sie

1. Yudhiṣṭhira, Sohn Yamas oder Dharmas, des Gottes des Gesetzes, und seine im Verlauf der Erzählung genannten Brüder sind die bekannten Helden aus dem Mahābhārata. (Vgl. Winternitz, Gesch. der ind. Lit. I. 259 ff.) — Kali bedeutet „Streit", „Zank", und ist das vierte Weltalter, in dem wir gegenwärtig leben. Es beginnt — vgl. Apte s. v. — am 13. Februar 3102 v. Chr. Personifiziert wie in der obigen Erzählung tritt es auch in der bekannten Nala-Geschichte auf.
2. Yavana, eigentlich „Jonier", d. h. Grieche, bedeutet später „Mohammedaner".

dem mit seinen Brüdern Bhīma, Arjuna, Nakula und Sahadēva im Parke spielenden Sohne des Gesetzes, der selbst das verkörperte Gesetz war. Als der König diesen Mann erblickte, dachte er: „Was ist das für ein seltsamer Anblick, daß dieser zugleich den Anzug eines Brahmanen und eines Yavana trägt!" Während der Fürst noch staunte, sagte der Mann zu ihm: „Ei König, kommt dir's seltsam vor, daß du mich ein unpassendes Gewand tragen siehst? Wenn du Seltsames zu sehen begehrst, so sende nur deine vier Brüder nach den vier Himmelsgegenden aus."

Als der König dies vernommen hatte, folgte er der erhaltenen Weisung; er selbst aber setzte sich an Ort und Stelle nieder.

Bhīma ging nach Osten. Da erblickte er in einer Niederung, welche in dichter Fülle mit grünen Halmen von Darbha-[3] und anderen Gräsern bewachsen war, einen Büffel, welcher mit zwölf Mäulern ungehindert diese Gräser abweidete. Bei diesem Anblick dachte er: „Seltsam! Obwohl dieser Büffel mit zwölf Mäulern weidet, soviel ihm beliebt, gelingt es ihm nicht, seinen Leib zu füllen. Das ist etwas sehr Seltsames!" Mit diesem Gedanken kehrte Bhīma zurück.

Arjuna sah gleichfalls eine seltsame Szene. Während er nach Süden ging, bemerkte er eine Kuh, die eben gekalbt hatte und am Euter ihres Kälbchens sog. Bei diesem Anblick dachte er: „Wunderlich, daß diese Kuh sogar an den Zitzen ihres eigenen Kälbchens saugt." Hocherstaunt darüber in seinem Herzen machte er sich auf den Heimweg.

Ähnlich ging es Nakula. Während er seine Schritte nach Westen lenkte, gewahrte er einen herrlichen, aus Goldstäbchen, Edelsteinen und Perlen bestehenden Käfig, welcher vom Aste eines Aśōkabaumes herabhing. In die-

3. Eine Grasart, die bei Opfern und anderen heiligen Handlungen als Streu verwendet wird.

sem Käfig saß ein Rabe und ließ sich von Möwen 4 bedienen. Da dachte er: „Oho! Hier bedienen die königlichen Vögel sogar diesen Raben, den Caṇḍāla 5 unter den Vögeln; und der Rabe, der sonst auf Dünger sitzt, sitzt in diesem Käfig!" Da ihm dies höchst wunderbar vorkam, kehrte er um.

Sahadēva wanderte im Norden umher und kam an einen Ort, an dem drei Seen in einer Reihe lagen. Obwohl nun die beiden seitlichen Seen fern voneinander lagen, so stürzten doch des einen Wogen in den anderen, und umgekehrt, während in den mittleren See auch nicht ein Tropfen ihres Wassers fiel. Bei diesem Anblick dachte er: „Ei! Die Wogen der von einander entfernten Seen vermeiden den mittleren und fallen je in den anderen äußeren See." Das erschien ihm äußerst wunderbar, und darum ging er wieder heim.

Darauf gingen die vier Brüder zusammen zu Yudhiṣṭhira, und als jeder von ihnen erzählte, was er gesehen hatte, redete jener Mann wieder und sprach: „Komm mit, o König! Ich will dir etwas zeigen, was wunderbarer ist, als dies alles!" Der König begleitete ihn und kam an einen Brunnen, an dessen Rande sieben Krüge standen. Daneben sah er einen Mann, der seine Schuhe auf den Kopf gebunden hatte, während seine Füße von den Dornen zerrissen waren. Der Mann trat an den Brunnen und füllte mit dem Wasser, welches er aus dem einen Kruge goß, die sechs anderen Krüge. Als er dann aber das Wasser der sechs anderen Krüge in den ersten goß, ward dieser nicht voll.

4. Kalahaṃsa oder Haṃsa, etymol. = Gans, ist ein Wasservogel, der als besonders edel gilt und dem Raben, der als Sinnbild der Gemeinheit gilt, entgegengesetzt wird. Die Inder selbst sind sich nicht darüber klar, welcher Vogel darunter zu verstehen ist. Die Wörterbücher geben Gans, Schwan, Flamingo, Ente. Aus verschiedenen Stellen aber geht, wie ich glaube, mit Sicherheit hervor, daß eine Möwenart gemeint ist. Ich übersetze demgemäß. 5. Angehöriger der niedrigsten, Henkersdienste verrichtenden Kaste.

Während der König noch über das staunte, was sich seinen Blicken bot, nahm der Mann die himmlische Gestalt eines Gottes an, ließ den Brunnen und die anderen Dinge dieser Vision verschwinden, verneigte sich und sprach:

„Ich, o König, bin das Kali-Zeitalter, und ich war es der euch dies alles erscheinen ließ. Vernimm also, was es mit diesen Seltsamkeiten auf sich hat.

Die Vision des zwölfmäuligen Büffels bedeutet, daß von jetzt ab in den Palästen der Könige nichts als Hunger herrschen wird, trotzdem diese in zwölffacher Weise durch Gewalttat Geld eintreiben.

Die Vision der Kuh bedeutet, daß die Eltern vom Gute ihrer Töchter leben werden.

Die Vision des Raben im goldenen Käfig bedeutet, daß die Edelsten Königen dienen werden, die niederer Herkunft sind.

Die Vision der Seen bedeutet, daß die Leute den Anhang ihrer Frauen, obwohl er ihnen fernsteht, mit Schätzen erfreuen werden, aber nicht ihre Brüder und anderen Blutsverwandten, welche ihnen nahestehen.

Die Vision des Mannes, der seinen Schuh auf den Kopf gebunden hatte, bedeutet: Die Frauen werden den Männern auf die Köpfe steigen;6 die Vision von den Töpfen: Ein Vater wird sechs oder sieben oder acht oder neun oder mehr Söhne schützen und ernähren, sie alle zusammen aber nicht einen Vater.

Die Ursache dieses verkehrten Gebarens und dieser Armut bin ich, das Kali-Zeitalter, das jetzt gekommen ist. Du aber, der Sohn des Rechtes, die verkörperte gute Tat, darfst in meiner Zeit, welche aus dem Inbegriff der Sünde besteht, nicht leben."

So sagte der Gott und verschwand. Yudhiṣṭhira aber nahm die Mönchsweihe und sorgte für sein Heil.

6. Die Männer werden also „unter dem Pantoffel stehen".

6. Erzählung

Die Frau des Kaufherrn
oder
Die Schliche der Weiber

In der Stadt Kṣititilaka regierte einſt ein König Guṇaſundara. Dieſer hatte einen Pfauen, dem er alle Genußmittel zeigte, bevor er ſie zu ſich nahm, um zu erkennen, ob ſie vergiftet waren. Denn durch Pfauen und andere Tiere findet man Gift heraus, welches ſich in Speiſen und anderem befindet. Heißt es doch: 1

> Wenn eine Krähe von vergifteter Speiſe koſtet, wird ihre Stimme leiſe; Fliegen ſetzen ſich nicht darauf, und diejenigen, welche ſich darauf ſetzen, ſterben.
>
> Eine Biene, welche an vergiftete Speiſe gerochen hat, ſummt lauter; eine Atzel 2 aber und ein Papagei kreiſchen laut beim Anblick von Speiſe, welche Gift enthält.
>
> Die Augen des roten Rebhuhns verfärben ſich beim Anblick von Gift; der Reiher wird dadurch berauſcht, und der Kuckuck ſtirbt ſogar infolge ſolchen Rauſches.
>
> Dem Ichneumon ſträuben ſich dabei die Haare, der Pfau wird äußerſt luſtig, und ſchon dadurch, daß er das Gift nur anſieht, verliert es augenblicklich ſeine Wirkſamkeit.

1. Vgl. die Strophen in der 40. Erzählung. 2. Sanskrit Śārikā, Hindī, Gūjarātī und Marāṭhī śārikā und Hindī und Marāṭhī mainā, zoologiſch Eulabes religiosa, wofür in Brehms Tierleben IV, S. 313 ff. die Verdeutſchungen Meino, Mainate und Hügelatzel gegeben werden. Es handelt ſich um einen dem Star ähnlichen Vogel, welcher gut ſprechen, ſingen und pfeifen lernt und ein in Indien beliebtes Haustier iſt.

Die Katze wird aufgeregt, der Affe entleert seinen Kot, der Gang des Hamsa wird schwankend, und der Hahn kräht.

Deshalb durfte dieser Pfau des Königs, an Hals und Füßen mit goldenen Kettchen geschmückt, dort nach Belieben umherlaufen.

Einst nun wurde die Gemahlin des in derselben Stadt wohnenden Handelsherrn Dhana guter Hoffnung, bekam ein Gelüste nach dem Fleisch dieses Pfauen, tötete und verzehrte ihn heimlich. 3 Als die Zeit gekommen war, zu der der König zu speisen pflegte, war der Vogel trotz alles Suchens nicht zu finden. Da ließ der König die Trommel rühren, um ihn ausfindig zu machen, und die Frau eines Barbiers 4 legte die Hand an die Trommel und versprach, in sieben Tagen den Verbleib des Pfauen festzustellen.

Darauf ging sie in der Stadt umher, trat auch in das Haus des Großkaufmanns Dhana und fragte dessen Frau, indem sie sich verstellte: „Du bist gesegneten Leibes, meine Tochter; welches Gelüste hat dir denn dein Zustand verursacht?" Die andere aber erzählte ihr alles, was sie getan, von dem Entstehen des Gelüstes bis zum Verzehren des Pfauenfleischs.

Die Barbiersfrau teilte dem König mit, was sie über den Pfauen ermittelt hatte. Der König aber sprach: „Das glaube ich nicht. Die Gemahlin des Handelsherrn läßt sich ein solches Vergehen nicht zuschulden kommen. Darum glaube ich dir nur, wenn ich das mit eigenen Ohren höre." Als der König dies sagte, nahm sie ihn mit sich in das Haus des Kaufherrn, bat ihn, hinter einer Wand stehen

3. Derlei Gelüste muß man auch nach unserem Volksglauben befriedigen, wenn man das zu erwartende Kind nicht schädigen will. Diese Mitteilung verdanke ich einer Vogtländerin. 4. Barbiersfrauen gelten als gewissenlos, boshaft und verschlagen und üben u. a. das Gewerbe von Kupplerinnen aus.

zu bleiben, trat selbst ein und fragte die Frau: „Wie hast du denn den Pfauen getötet, meine Tochter?" Die Kaufmannsfrau entgegnete: „Ich nahm ihm seine Glöckchen und Kettchen und seinen sonstigen Schmuck ab, brach ihm den Hals, verzehrte sein Fleisch und vergrub seine Federn, seinen Schnabel, seine Füße und seine Knochen in der Erde." Während sie dies sagte, rief die Barbiersfrau, damit es der König hören sollte: „Vernimm's, o Wand!" Als das aber die Frau des Kaufmanns hörte, erschrak sie und dachte: „Das ist gewiß ein verabredetes Zeichen"; und als die Barbiersfrau sie weiter fragte: „Und was hast du dann getan?", antwortete sie deshalb geistesgegenwärtig, um die Schuld von sich abzuwälzen: „Dann erwachte ich." Da fragte jene: „War das denn ein Traum?" Die Kaufmannsfrau entgegnete: „Aber Mutter! Wie könnten denn Leute von unserm Stande einen solchen Frevel begehen!"

Nachdem sie sich so von ihrer Schuld gereinigt hatte, kehrte der König nach Hause zurück, ließ der Barbiersfrau die Nase abschneiden und sie mit anderen schimpflichen Strafen belegen und verbannte sie aus seiner Stadt.

7. Erzählung

Amaraśundarī
oder
Greife zur List, um dich zu rächen

In der Stadt Bhūbhūṣaṇa lebte der Kaufherr Ratnaśāra, welcher einen Sohn Guṇaśāra hatte. Dieser Sohn hatte von seinem Lehrer die Streiche gehört, zu denen ausschweifende Weiber ihr übler Charakter treibt, und darum wollte er sich trotz des Zuredens seiner Eltern durchaus nicht vermählen. Denn:

Wem böse Menschen das Herz [oder: den Geist] verdorben haben, der traut seinen eigenen Verwandten nicht mehr. Das Kind, welches sich an süßer Milch gebrannt hat, trinkt auch die saure nicht mehr, ohne sie vorher zu blasen.

Schließlich brachten es die beiden Eltern durch ihre eindringlichen Mahnungen doch dahin, daß ihr Sohn Amarasundarī, die noch im Mädchenalter stehende Tochter des in Ratnapura wohnenden Handelsherrn Amaradatta heiratete. Als sie ihn aber aufforderten, seine Gattin heimzuführen, sagte er: „Lieber Vater! Bevor ich sie hole, will ich sie erst auf die Probe stellen."[1] Er legte also die Kleidung eines Karawanenbesitzers an und zog mit allerlei Waren nach Ratnapura, wo er sich eine Markthalle in der Nähe derjenigen seines Schwiegervaters nahm, in der er blieb.

Dort befreundete er sich mit einem Handelsherrn, der bereits vor ihm angekommen war.

Eines Tages kam Amarasundarī in ihres Vaters Markthalle, in der sie zu tun hatte, und der andere Kaufmann hatte sie kaum gesehen, als ihm schon der Gott der Liebe zusetzte, so daß er zu Guṇasāra sprach: „Lieber Freund! Wer ist dieses Mädchen, dessen Herrlichkeit der einer Unsterblichen gleicht?" Der andere entgegnete: „Das ist die Tochter dieses Kaufmanns." Da sagte jener wieder: „Lieber Freund! Nur dem Freunde darf man sein volles Vertrauen schenken. Denn:

Wer hat dieses Juwel, den Schutz vor Kummer und Feinden, das Gefäß für Liebe und Vertrauen, diese eine Silbe „Freund" geschaffen?

Darum will ich zu dir reden. Wenn dieses Mädchen mich begehrenswert findet, so schenke ich ihm diese Halskette, welche

1. Die Vermählung findet meist noch im Kindesalter statt, die Heimführung dagegen natürlich später.

aus zweiunddreißig Edelsteinen besteht und Ratnāvalī 2 heißt." Guṇasāra aber dachte in seinem Herzen: „Ausgezeichnet! Das ist ein Mittel, sie zu prüfen." Er schützte also irgendein Geschäft vor, begab sich zu der Jungfrau ins Haus und richtete ihr seinen Auftrag aus. Sie aber hatte in ihrem Geiste sofort eine List beschlossen, um unbeschadet ihrer Keuschheit in den Besitz des Geschmeides zu gelangen und sprach: „Ich will seine Bitte gewähren; doch werde ich ein einziges Mal mit ihm zusammentreffen." Der Kaufherr, welchem Guṇasāra diese Erklärung überbrachte, war damit einverstanden, legte an dem vereinbarten Tage prunkvolle Gewänder und Schmucksachen an, parfümierte seinen Mund mit Betel und begab sich nach dem Ort des Stelldicheins, als es Abend wurde.

Die Jungfrau aber hatte eine schöne Zofe, welche in ihrem Alter stand, ihr in ihrem Äußeren ähnelte und Kleider und Schmuck trug, die den ihrigen glichen. Diese schickte sie zu dem Kaufmann mit der Weisung, sich zuerst das Juwelenhalsband Ratnāvalī geben zu lassen, ihm dann den Genuß zu gewähren, darauf aber sogleich und eilends zurückzukehren.

Der Kaufherr war dermaßen liebesblind, daß er die Zofe richtig für Amaraṣundarī hielt. Denn:

> Am Tage sieht die Eule nicht, die Krähe sieht nicht bei Nacht. Ein ganz ungewöhnliches Geschöpf aber ist der Liebesblinde; denn er sieht weder bei Tag, noch bei Nacht.

Die Zofe nahm also das Halsband entgegen, belustigte sich dann mit ihm unter allerlei verliebten Tändeleien und eilte wieder davon.

Diesen ganzen Vorgang aber hatte Guṇasāra aus einem

2. „Edelsteinreihe". Waffen und Geschmeide haben in der indischen Erzählungsliteratur wie im altgermanischen und altromanischen Epos oft Eigennamen.

Versteck beobachtet und dachte: „Wie klug das Mädchen ist! Sie hat die Halskette gewonnen und dabei doch ihre Keuschheit gewahrt." Indem er so ihre Schlauheit bewunderte, brach er seinen Handel ab und kehrte nach Hause zurück. Dann führte er die Jungfrau heim und verlebte mit ihr seine Tage im Genusse der ehelichen Freuden.

Einst lag er mit ihr auf dem Bette und zog mit seiner Hand an ihrem Halsband. Da sagte sie: „Zieh nicht an diesem Halsband, Gebieter meines Lebens; es ist sehr kostbar und wird zerreißen!" Er entgegnete: „Halsbänder, schönes Kind, gibt's massenhaft, du brauchst dir ja nur durch eine Zofe oder sonst eine List ein anderes zu stibitzen." Als sie das hörte, dachte sie: „Ei! Hat er jetzt meinen Streich mit angesehen, oder hat er ihn von jemand anderem erfahren? Sei's wie's sei! Aber ich will mich durch eine List dafür rächen, daß er diese Blöße an mir entdeckt hat!" In solcher Absicht lenkte sie das Gespräch sogleich auf einen anderen Gegenstand, und nachdem sie diese Nacht verbracht hatte, begab sie sich mit der Einwilligung ihres Gatten nach ihrem Vaterhause.

Dort gab sie sich das Aussehen eines Mannes, nahm eine große Anzahl Rosse, zog mit ihnen nach der Stadt, in welcher ihr Mann wohnte, und als sie auf dem Markte ihres Schwiegervaters stand, um sich Geld einwechseln zu lassen, welches sie im Roßhandel verdient hatte, sagte ihr Gemahl zu ihr: „Was hast du denn verkauft, Verehrter!" „Rosse," war die Antwort. Guṇaśāra fragte: „Hast du noch Rosse?" Sie antwortete: „Ich habe noch ein Paar sehr kostbare Pferde." Da ging er mit ihr zu ihrem Zelte, um die Tiere zu besichtigen. Sie wiesen alle Körperzeichen auf, welche man an Rossen rühmt und waren über die Maßen schön, als wären sie Steifohrs 3 Geschwister ge-

3. Uccaiḥśravas, „emporstehende Ohren habend", ist das bei der be-

weſen. Als er aber Amaraſundarī nach dem Preiſe fragte, ſagte dieſe zu ihm: „Es gibt nur einen Preis für beide. Wer ſich von mir in den Mund ſpucken läßt, dem gebe ich beide Roſſe, und dabei bleibe ich. Übrigens ſchwöre ich bei meinem Vater und allem, was mir ſonſt heilig iſt, daß ich dieſes Geheimnis niemandem verraten werde.“ Da ließ ſich's Guṇaſāra in ſeinem leidenſchaftlichen Wunſche, die Roſſe zu beſitzen, gefallen. Dann ging er mit den beiden Pferden nach Hauſe, und auch Amaraſundarī begab ſich nach dem Hauſe ihres Vaters.

Einſt in tiefer Nacht, als ſie ſich wieder in ihres Schwiegervaters Haus befand, hatten dieſe beiden Pferde ihre Halfter zerriſſen, und als ihr Mann ſich vom Lager erhob, um dieſelben wieder anzubinden, ſagte ſie zu ihm: „Warum ſtehſt du denn auf, Gebieter meines Lebens?“ Er ſprach: „Meine Roſſe haben ihre Halfter zerriſſen, werden miteinander kämpfen und dabei beide verenden.“ Als ſie das gehört hatte, ſagte ſie: „Lieber Mann, laß doch dieſe beiden Pferde ſterben. Roſſe gibt's maſſenhaft. Du brauchſt dir doch nur von irgendeinem andern in den Mund ſpucken zu laſſen; der wird dir dann ſchon wieder zwei Roſſe geben.“ Als nun ihr Mann mit ſchamgeſenktem Antlitz vor ihr ſtand, ſagte ſie wieder zu ihm: „Liebſter! Woher weißt du denn die Halsbandgeſchichte?“ Und als er ihr ſeinen Streich erzählt hatte, erzählte ſie ihm gleichfalls offen, was ſie getan hatte. Guṇaſāra aber freute ſich der Klugheit ſeiner Frau, und nachdem er mit ihr die Genüſſe ausgekoſtet hatte, widmete er ſich ſchließlich dem Pfade des Heils.

rühmten Ausbutterung des Ozeans zum Vorſchein gekommene Ur- und Indras Leibroß.

8. Erzählung

Die Nebenfrau Vinītā

oder

Man soll einem Andern nichts Böses zudenken

In einer Stadt, welche Dhanyapura hieß, lebte der Handelsherr Dhanaśāra. Diesen hatte sein massenhaftes Vermögen so übermütig gemacht, daß er nach und nach vier Frauen heiratete. Da er aber bei keiner von ihnen sein Glück fand, ward er sehr bekümmert und trat eine Reise an. In der Fremde sah er Vinītā, die Tochter des Großkaufmanns Dhanadatta. Sie war schön wie eine Unsterbliche, rein in ihrem Wesen wie der Strom des Himmels,1 erfreute wie Rati die Liebe [oder: den Gott der Liebe],2 befriedigte wie Śrī den Stolz der besten Männer [oder: Viṣṇus],3 war liebreizend wie Gaurī,4 raubte wie Bhāratī5 den Klugen vor ihren Augen die Schätze ihres Herzens,6 trug an ihrem Körper alle Zeichen des Glücks und war bei alledem wohl erzogen.7 Da vermählte er sich mit ihr und kehrte mit ihr nach Hause zurück.

Dort wies er allen seinen vier ungeliebten früheren Frauen jeder für sich eine Wohnung an, ließ jede für sich mit Speise, Kleidung und ihren anderen Bedürfnissen versorgen und sagte dann zu Vinītā: „Liebes Kind! Diese deine

1. Die Milchstraße, nach dem Glauben der Inder die Gaṅgā, die vom Himmel auf Śivas Haupt, von da auf den Himālaya, von da herab nach Indien und von Indien in die Unterwelt strömt. Die Gaṅgā, die wir mit den Griechen den Ganges nennen, denkt sich der Inder als Göttin. 2. In Klammern die zweite Bedeutung der unübersetzbaren Wortspiele des Sanskrittextes. — Rati: 1,9. 3. Śrī: 3,4. 4. Pārvatī, Tochter des Himālaya, Gemahlin Śivas (1,9). 5. Sarasvatī, Tochter Brahmans, Göttin der Weisheit, Redekunst, Musik und Dichtung. 6. D. h. „raubte ihnen das Herz" und „erriet ihre Gedanken". 7. Vinītā, „die Wohlerzogene", „Bescheidene".

Mitgemahlinnen sind sehr böse. Sie mögen dir schenken, was sie wollen, Reis, Gekochtes, Milch, Wasser, Obst, Blumen, Blätter oder irgend etwas anderes: du darfst nichts davon genießen. Schenke es stets wieder einer von ihnen." Sie aber nahm ihres Gatten Weisung gelehrig auf und genoß ganz allein mit ihm das Glück der Jugend.

Die anderen Frauen, denen somit der Genuß der Sinnenfreuden abgeschnitten war, wurden völlig vom Neid auf ihre Nebenbuhlerin beherrscht, und so bereiteten alle vier, ohne einer der anderen etwas davon zu sagen, jede in ihrer Wohnung vergiftetes Konfekt, um sie damit umzubringen.

Die älteste Mitgemahlin nahm ihr Konfekt, begab sich in Vinītās Haus und sagte zu ihr mit erheuchelt freundlichen Worten: „Liebe Schwester! Nimm dieses herzerfreuende Konfekt entgegen, welches ich aus meinem Elternhause empfangen habe." Vinītā war von ihrem Sitze aufgestanden und hatte sie in jeder Weise höflich begrüßt. Als sie das Konfekt entgegengenommen hatte, ging die andere wieder nach Hause. Darauf kam ihre zweite Mitgemahlin und gab ihr mit denselben Worten ihr Konfekt; Vinītā nahm es an und schenkte ihr dafür dasjenige, welches ihr die älteste Mitgemahlin gegeben hatte. Diese nahm es und ging damit fröhlich nach Hause. Dann kamen die dritte und die vierte und taten ebenso, und Vinītā gab das Konfekt, welches sie von der zweiten erhalten hatte, der dritten, und dasjenige, welches sie von der dritten bekommen hatte, der vierten; dann nahm sie dasjenige, welches ihr die vierte geschenkt hatte, begab sich in das Haus der ältesten, erfreute sie mit freundlichen Worten, indem sie sagte: „Nimm dieses Konfekt an, welches mir eben unser Herr mitgebracht hat," gab es ihr und kehrte in ihre Wohnung zurück.

Da nun keine von den vieren ahnte, was die andern getan hatten, so aßen sie das Konfekt und starben selbst daran.

Als aber Vinītā erfuhr, daß und wie ihre Mitgemahlinnen ums Leben gekommen waren, hielt sie sich auch ferner von Sünde frei, hing nur mit um so größerer Ergebenheit an ihrem Gatten, nahm die Jaina-Religion an und gelangte auf den Pfad des Heils.

9. Erzählung

Wie König Jitaśatru das Gebaren der Frauen verleidet ward

In einer Stadt, welche Varaśāla hieß, hatte ein Kaufherr Ratnaśāra einen Sohn Guṇākara, welcher unbekannt mit dem Treiben der Welt wie ein Tier aufgewachsen war.

Er befand sich noch in diesem Zustande, als ihn sein Vater, der es an Reichtum mit dem Spender des Reichtums 1 aufnehmen konnte, mit Rūpavatī vermählte, welche, wunderschön wie Rambhā,2 die Tochter des Stadtkaufmanns 3 Datta war, der in Ratnapura wohnte. Obwohl ihn nun seine Eltern aussandten, seine Gemahlin heimzuholen,4 machte er sich doch nicht auf den Weg, weil er sich in der Welt nicht zurechtfand. Da er über alles Maß einfältig war, brachte ihn sein Vater in das Haus der Hetäre Prītiśundarī, um bei dieser Klugheit zu lernen. Denn:

> Wanderung durch die Länder, Freundschaft mit Klugen, Verkehr mit Hetären und am Hofe der

1. Kubēra: 1,9. 2. Rambhā, Name einer Apsaras. Die Apsarasen, ursprünglich, die personifizierten Gewässer, sind himmlische Hetären und Tänzerinnen und gelten darum als Ausbund aller Schönheit. Hēmavijaya bezeichnet sie als Frauen des Götterkönigs Indra (z. B. 49,5. 87,2. 97,2. 258,7). 3. Stadtkaufmann, Sskt. nagaraśreṣṭhin, neuindisch nagar-sēṭh, ist ein reicher Großkaufmann, der zwischen König und Bürgerschaft vermittelt und beider Interessen vertritt, also eine Art Bürgermeister. 4. Vgl. 7,1.

Könige und das Durchdenken des Inhalts vieler Wissensgebiete: das sind die fünf Wurzeln der Klugheit.

Nachdem er nun dort die Klugheit gelernt hatte, machte er sich eines Tages auf Befehl seines Vaters mit einem verständigen Freund Subuddhi nach Ratnapura auf. Dort ehrte der Handelsherr Datta seinen Schwiegersohn, wie es sich gebührte; er zog ihm entgegen und bot ihm Bad, Mahlzeit, Gewänder und was sonst üblich ist. Der Schwiegersohn aber dachte: „Meine Frau ist so lange in ihrem Vaterhause geblieben. Ob sie wohl ihre Keuschheit bewahrt hat, oder nicht? Ich will doch beobachten, was sie treibt." Darum stellte er sich im Schlafgemach, als ob er schliefe; und als Rūpavatī, angetan mit all ihrem Schmuck, in das Schlafzimmer eintrat und ihn schlafen sah, war sie sehr erfreut und eilte wieder hinaus. Er aber ging ihr nach.

Aus dem Munde einer Liebesbotin nun erfuhr sie, daß ihr Buhle — es war ein Dieb — gepfählt worden war, und sogleich begab sie sich zu ihm. Als der Dieb, in welchem noch ein wenig Leben steckte, sie gewahrte, sagte er zu ihr: „Heb' mir das Gesicht empor, mein Liebchen; 5 ich will deine Lippen küssen, dann wird mir's leicht werden, zu sterben." Sie schickte sich an, seine Bitte zu gewähren. Dabei geriet ihre Nase in seinen Mund, und zwar in dem Augenblicke, als er das Leben aushauchte. Da der Dieb sehr scharfe Zähne hatte, so biß er ihr dabei die Nase ab, und diese blieb in seinem Munde zurück.

Ihr Gatte hatte diesen Vorgang mit angesehen, kehrte geräuschlos zurück, begab sich in sein Gemach und legte sich wieder schlafen. Sie dagegen — ein Hauptjuwel 6 der

5. Das „Pfählen", die gewöhnliche Strafe für Diebe und andere Verbrecher, wird in der Art vorgenommen, daß der Verurteilte auf einen in den Boden gerammten eisernen Speer gesetzt wird, der ihm infolge des Körpergewichts allmählich in den Leib dringt. 6. S. 1,1.

zügellosen Frauen — verhüllte ihr blutströmendes Gesicht, ging nach Hause und begann nun zu schreien, um die Schande von sich abzuwälzen: „Zu Hilfe, Leute, zu Hilfe! Mein schlechter Mann hat mir aus Wut, weil ich nicht von ihm weichen wollte, die Nase abgeschnitten. Was soll ich schwaches Weib allein beginnen?"

Ihr Vater sah, daß sich die Geschichte offenbar so verhielt, und in seinem Zorne erstattete er beim König Jitaśatru Anzeige und verlangte, daß sein Schwiegersohn gepfählt würde.

Subuddhi erfuhr gleichfalls diese Geschichte. Er eilte herbei und fragte seinen Freund: „Mein Freund, was ist das?" Dieser, dem die Hände fest zusammengeschnürt waren, erzählte ihm alles, wie es sich in dieser Nacht zugetragen hatte. Subuddhi teilte es Jitaśatru mit, und als dieser sah, daß wirklich aus dem Munde des Diebes die Nase des Weibes zum Vorschein kam, dachte er: „So ist das Gebaren der Weiber! Denn:

> Mit dem einen buhlt die Schöne und schielt nach einem andern; sie denkt an einen andern und redet mit einem andern; einen andern wieder beschuldigt sie und ist ein geräumiger Speicher arger Listen.

Darum sind die Weiber verächtlich. Denn:

> Schlechte Weiber treiben ihren Gatten, ihren Sohn, ihren Vater und Bruder im Nu selbst zu einer Untat, selbst in Lebensgefahr."

Angeekelt von solchen und ähnlichen Beispielen des schlechten Charakters der Weiber ließ der König Guṇākara aus seinen Fesseln befreien, legte die Last der Regierung seinem Sohne auf, nahm mit dem Handelsherrn Datta, mit Guṇākara, Subuddhi und vielen anderen die Mönchsweihe und gelangte so auf den Pfad der Erlösung.

10. Erzählung

Śrīkaraṇa

oder

Eine Beschränkung, die man sich auferlegt hat, muß man halten

In der Stadt Śrīmandira lebte der Handelsherr Śrīdatta; der hatte einen Sohn, welcher Śrīkaraṇa hieß. Obwohl dieser noch ein Kind war, erfreute ihn eines Tages die Schilderung der Vorzüge der Arhats,[1] welche er bei einem Lehrer hörte, dermaßen, daß er die Beschränkung auf sich nahm, außer dem göttlichen Arhat keinen Gott zu verehren. Dieses sein Gelübde pries der Götterkönig[2] wieder und wieder in seiner Hofversammlung. Einer der Himmlischen aber glaubte nicht daran, sondern durchfeuchte des Knaben Körper mit gefährlichen Krankheiten, wie Fieber, Kolik, Kopfschmerz und Asthma, nahm dann die Gestalt eines Brahmanen an, begab sich zu ihm und sprach bei seinem Vater vor. Śrīdatta sagte zu ihm: „Ach, Sterndeuter, befrage doch die Astrologie und sage mir, was meinem Sohne fehlt!" Der Sterndeuter tat es auch, obwohl er wußte, wie es stand. Denn:

> Die Ärzte erklären eine Krankheit aus der Veränderung des Schleimes, der Galle oder des Windes; die Sterndeuter aus schlimmen Vorzeichen, wie Planeten, Mondhausgruppen u. dgl.; die Geisterbanner aus Besessenheit durch einen Geist; die Jaina-Mönche aber, mit ihrem klaren Verstande, erklären sie aus dem Karman.[3]

1. S. 1,2. 2. Indra. S. 1,9. 3. Die Summe der in früheren Existenzen begangenen Taten, welche die Schicksale in den folgenden Existenzen bestimmt, oder auch eine einzelne Tat, welche bestimmte Folgen in einer oder mehreren späteren Existenzen nach sich zieht. Das Karman wird materiell gedacht; es wird angehäuft und muß aufgezehrt werden.

Darum überlegte dieser eine Weile und sagte dann: „Diese Krankheiten, o Herr, sind aus keiner natürlichen Ursache entstanden; sondern den Knaben quält der Gott dieser Flur, welchen er bei einem Ausgange beleidigt hat. Darum kann er die Schmerzen, die ihn peinigen, nur dadurch beseitigen, daß er ihn durch Anbetung, Opfergaben, Begrüßung und ähnliche Dinge verehrt; sonst muß er sterben."

Der Vater teilte Śrīkaraṇa diese Auskunft des Astrologen mit; Śrīkaraṇa aber sagte: „Lieber Vater, wenn ich mein Leben aushauchen muß, so will ich es sogleich aushauchen; aber ich denke gar nicht daran, einen anderen Gott als den Arhat zu grüßen, geschweige denn ihn zu verehren und ihm Gaben zu spenden."

Während der Knabe noch redete, biß ihn obendrein eine böse Schlange, so daß ihm die Sinne schwanden. Der Brahmane verließ das Haus, kam in Gestalt eines Yōgin 4 mit einem Schlangenkorb zurück und sprach: „Vernehmt! Meine Schlange entstammt Śēṣas Geschlecht, 5 und wer sie grüßt, in dem vernichtet sie Gift und alle Krankheiten. Darum soll der Knabe sie grüßen!"

Als Śrīkaraṇa wieder zu sich kam, sagte ihm sein Vater, was der Yōgin gesprochen; der Knabe aber rief: „Diese Rede, lieber Vater, gefällt mir nicht. Mag mir geschehen, was mein Karman mit sich bringt!"

Als der Gott aus diesen Worten ersah, wie fest Śrīkaraṇa an seinem Gelübde hielt, erzählte er ihm, wie Indra sein Lob gesungen, gab ihm eine kostbare Halskette, neigte sich vor ihm und kehrte in die Welt der Götter zurück. Śrīkaraṇa dagegen hielt weiterhin fest an seinem Gelöbnis

4. Ein Asket, namentlich einer, der sich mit Zauberei befaßt; daher oft einfach = Zauberer, Herenmeister. 5. Eine göttliche tausendköpfige Schlange, auf welcher Viṣṇu ruht, und welche auf ihren Köpfen die Erde trägt.

und widmete sich am Ende seines Lebens der Askese, und so ward ihm die Seligkeit des Nirvāṇa[6] zuteil.

11. Erzählung

Der kluge Freund

Ein Brahmane Śrīdhara, der Einfältigsten Einfältigster, hatte seine Frau aus ihres Vaters Hause geholt und befand sich mit ihr auf der Heimreise, als ihn zwei befreundete junge Männer, ein Goldschmied und ein Kaufmann, erblickten. Die junge Frau war ein Gefäß der Anmut, hatte all ihren Schmuck angelegt und war voller Liebesgedanken. Kein Wunder, daß der Kaufmann bei ihrem Anblick vom Gott der Liebe gepeinigt ward und zu seinem Freunde sprach: „Sorge dafür, lieber Freund, daß ich mit dieser zusammenkomme!"

Da schlug der Goldschmied mit dem Kaufmann einen andern Weg ein, so daß sie einen Vorsprung vor dem Wagen gewannen, wies den Kaufmann an, sich in eine Trinkhalle[1] zu setzen, die an der Straße stand, und setzte sich vor derselben nieder, indem er die Wange in seine Hand stützte, mit den Füßen die Erde aufscharrte, mit den Augen ins Weite starrte und sich tief betrübt stellte.

Inzwischen fuhr die junge Frau mit ihrem Ehemann im Wagen ihres Wegs, dachte dabei aber an den Kaufmann und kam so an die Trinkhalle. Natürlich durchschaute sie die List und fragte darum den Goldschmied nach der Ursache seiner Niedergeschlagenheit. Dieser sprach: „Schöne Frau! Wie dein Gemahl, so war ich mit meiner jungen Frau, die so lieblich ist wie du, auf der Heimreise begriffen. Sie

6. Erlösung. 1. Solche Trinkhallen, in denen für Wanderer Wasser bereit steht, werden in der Erzählungsliteratur der Jaina öfter erwähnt.

aber war guter Hoffnung, ward von den Wehen überrascht und liegt nun in dieser Trinkhalle. Nun ist aber keine andere Frau zur Stelle, welche ihr bei der Geburt beistehen könnte; und doch kann in solcher Stunde anderen Frauen nur eine Frau Hilfe leisten. Und darum härme ich armer Mann mich und weiß nicht, was ich tun soll."

Da sagte die Frau: „Härme dich nur nicht! Ich will ihr beistehen!" Darauf ging sie in die Trinkhalle, gab sich mit dem Kaufmann in allerlei Weise dem Liebesgenusse hin und stieg dann wieder auf den Wagen. Ihr Mann fragte sie: „Was hat sie denn geboren, meine Liebe, einen Sohn oder eine Tochter?" Sie sprach:

> Heil dem Freunde, der Freunde hat in der Not!
> Ein Bube ist's, kein Mägdelein. Treib die Ochsen
> an, Gefährte [Wortspiel: du Ochse]!

Aus den Worten: „Ein Bube ist's" schloß Śrīdhara, jene habe einen Sohn geboren, und setzte mit seiner Frau die Heimreise fort; und auch die beiden Freunde gingen nach Hause.

12. Erzählung

Der Lehrer Hēmacandra
oder
Man soll auch die heiligen Schriften Andersgläubiger studieren

Als in der Stadt Aṇhallapura [1] der König Siddharāja Jayasiṃha regierte und der einzige Allwissende des Kali-

1. Heute Aṇhilvad oder Paṭan, n.-w. von Ahmedabad. König Jayasiṃha, mit dem Beinamen Siddharāja (was „glänzender", „berühmter", „frommer König" heißen kann, und in unserer Erzählung 127 als „Zauberkönig" gedeutet wird), regierte Gujarāt 1093/4 bis 1142/3 n. Chr. Über seine Verbindung mit dem berühmten Jaina-

Zeitalters,[2] der Lehrer Hēmacandra, dort einſt die Taten der „Söhne Pāṇḍus“[3] vorlas, hörten die Brahmanen davon, die einen böſen Mund hatten, und ſagten zum Könige: „Majeſtät! Nach Vēda-Vyāſas[4] Ausſpruch haben alle fünf Pāṇḍava auf dem Himālaya die Vollendung erlangt. Dieſer Lehrer Hēma dagegen ſagt, ſie hätten dieſelbe in Śatruñjaya[5] erlangt und fälſcht ſo Vyāſas Wort; und das gehört ſich nicht.“ Da ließ der König den gelehrten Hēma rufen. Dieſer trat in die Hofverſammlung. Der König fragte: „Was erklärt Ihr denn jetzt den Kaufleuten, heiliger Mann?“ Der Gelehrte entgegnete: „Die Taten der Söhne Pāṇḍus.“ Der König fragte wieder: „Wie und wo erlangen denn in dieſem die Söhne Pāṇḍus die Vollendung?“ Der Lehrer ſagte: „Sie nahmen die Lebensführung der Jaina an, übten die ſchwerſte Askeſe und erlangten die Vollendung durch Faſten auf dem Berg der Vollendung.“ Und als der König einwandte: „Da durch Vyāſas Ausſpruch feſtſteht, daß die Pāṇḍava durch die Kälte auf dem Himālaya die Vollendung erlangten, ſo kann dein Wort nicht gelten,“ ſagte der Lehrer: „Vernimm, o Fürſt der Könige, den Text des Mahābhārata, welcher alſo lautet:

Als auf dem Schlachtfelde von dem Pfeilregen Arjunas durchbohrt König Karṇa[6] auf der Erde lag, welcher von

Gelehrten und Mönch Hēmacandra wie über dieſen ſelbſt ſ. meinen Hēmacandra, S. 1 ff. 2. Siehe 5,1. 3. Sanskrit Pāṇḍava-caritra. Als die „Söhne Pāṇḍus“ gelten die aus dem Mahābhārata bekannten Helden Yudhiṣṭhira, Bhima, Arjuna, Nakula und Sahadēva, die in Wahrheit aber Söhne der Götter Dharma (= Yama), Vāyu, Indra und der beiden Aśvin ſind. Es handelt ſich um eine Umarbeitung der Mahābhārata-Sage im jiniſtiſchen Sinne. Es gibt mehrere Werke, die den Titel Pāṇḍava-caritra tragen. 4. Vyāſa gilt den Indern (mit Unrecht) als Ordner der Vēden und als Vf. des Mahābhārata. 5. Ein bei den Jaina heilig gehaltener Berg 6. Sohn des Sonnengottes (Sūrya) und der Pṛthā, einer der Hauptheiden des Mahābhārata.

seiner Geburt an stets seine Freigebigkeit übte, trat in Gestalt eines Brahmanen der Allgegenwärtige 7 an ihn heran, um seine Freigebigkeit auf die Probe zu stellen, und sagte zu ihm: ‚Schenke mir etwas!' Karṇa erwog, daß er nichts anderes mehr besaß, nahm einen Stein und wollte sich eben damit seine mit Goldstreifen gezierten Zähne ausschlagen, als Viṣṇu sich ihm offenbarte und zu ihm sprach: ‚Ich freue mich über dich.' Da sagte Karṇa: ‚Erhabenster Gott; durch deinen Anblick bin ich vollendet. Aber wenn du dich über mich freust, so verbrenne mich an einem Orte, wo noch niemand verbrannt worden ist.' Mit diesen Worten starb er. Viṣṇu aber nahm ihn, und da er nirgends anders einen solchen Ort fand, glaubte er ihn im Milchmeer 8 in einem säulenartigen Bergesgipfel gefunden zu haben und schickte sich an, für Karṇa den Scheiterhaufen zu schichten. Da ließ sich eine Stimme vom Himmel vernehmen, wie folgt:

> Hier sind hundert Drōṇa 9 verbrannt worden, von den Pāṇḍu-Söhnen aber dreihundert und tausend Duryōdhana. 10 Die Zahl der Karṇa ist unbekannt.

Wenn nun dort dreihundert Söhne Pāṇḍus verbrannt worden sind, so können sehr wohl bei uns fünf Söhne

7. Viṣṇu. 8. Nach altindischer Anschauung bildet die den Indern bekannte Welt die Jambū-Insel, nach einem riesigen Jambū-Baum (Eugenia Jambolana) genannt, der an einem Südausläufer des Götterberges Mēru steht, um den die Gestirne kreisen und um den sich kreisförmig die Erde lagert. Das südliche Kreissegment ist Indien. Die Erde umgürtet das Salzmeer, und darauf folgen nach außen, zwischen sechs ringförmige Kontinente eingebettet, Meere aus Zuckersaft, Branntwein, Schmelzbutter, saurer Milch, süßer Milch und süßem Wasser. Im Milchmeer ruht Viṣṇu mit seiner Gemahlin Lakṣmī (Śrī, Kamalā). 9. Drōṇa, ein Held des Mahābhārata, Teilinkarnation des Götterpriesters und Götterlehrers Bṛhaspati. 10. Held des Mahābhārata und Teilinkarnation Kalis (s. 5,1).

Pāṇḍus in Śatruñjaya die Vollendung erreicht haben. Denn auch bei euch, ihr Herren, haben ja fünf Söhne Pāṇḍus ihre Vollendung auf dem Himālaya erlangt. Was ist also hier ungehörig?"

Über diese Antwort freute sich der König und entließ ihn, und Hēmacandra kehrte in sein Kloster zurück.

13. Erzählung

König Bhōja

oder

Wie man die Dichtkunst belohnt

Als einst der berühmte König Bhōja, der Fürst von Dhārā,[1] von dem Kranze aller Könige umgeben, spazierenging, sah er einen Brahmanen herankommen, der den Fluß durchschritten hatte, angetan mit zerfetztem Gewand, und eine Tracht Holz auf seinem Haupte tragend. Da sagte er zu ihm mit Bezug auf das Wasser des Flusses:

Wie hoch ist wohl der Wasserstand?

Der Brahmane antwortete:

Es mag bis an die Knie reichen.

Der König sprach:

Warum stiegst so du dann ans Land?[2]

Der Brahmane entgegnete:

Wir sind nicht alle deinesgleichen.[3]

Über die wundervolle Verwendung der Worte „bis an die Knie" war der König so entzückt, daß er ihm durch

1. S. 1,3. 2. In so schlechtem Gewand und mit dem Bündel auf dem Kopf. 3. Wörtlich lautet der Vers: „Nicht überall sind deinesgleichen." Der Brahmane deutet damit an, König Bhōja sei größer

seinen Schatzmeister ein Läkh 4 anwies. Dieser aber zahlte es nicht aus. Das verdroß den klugen Mann. Er trat wieder vor den König, und in der Absicht, des Königs Freigebigkeit zu preisen und zugleich zu sagen, daß er selbst das Unglück habe, sie nicht zu genießen, sprach er:

Du läßt als Wolke deinen Regen fließen,
Und lässest goldne Schauer sich ergießen;
Doch sieh, wie gut des Unheils Schirm mich schützt,
So daß mich nicht das kleinste Tröpfchen spritzt.

Als der König abermals ein so witziges Gedicht hörte, ließ er ihm zwei Läkh anweisen. Aber auch diese bekam der Brahmane nicht, trat wieder vor den König und sprach:

Du als Parjanya 5 lässest Regen fließen,
Daß allen Bäumen neue Blätter sprießen.
Wir Arka-Bäume 6 fragen uns mit Bangen,
Ob wir die ersten Blätter wohl erlangen.

Da wies ihm der König abermals ein Geschenk an, und zwar diesmal drei Läkh. Aber der Brahmane kam zurück wie vorher, und um des Schatzmeisters Knickerei und des Königs Edelmut anzudeuten, sagte er:

Sollen wir des einen heiß Bemühen preisen?
Soll'n wir rühmend auf des andern Frechheit weisen?
Hitzig zwingt der Tag das Dunkel immer nieder,
Doch die Finsternis kommt stets von neuem wieder.

Da staunte Bhōja in seinem Herzen über die hohe Kunst dieses Dichters; denn der König war das Hauptjuwel 7 aller der Leute, die zu hören verstanden. Denn:

(erhabener) als andere Menschen, denen das Wasser bis an den Hals reiche. 4. Hunderttausend (nämlich Goldgulden). 5. Der Regengott Indra, der zugleich Götterkönig ist. 6. Calotropis gigantea, ein kleiner Baum, der offenbar später Blätter ansetzt, als die anderen Bäume. 7. S. 1,9.

Nur deren Herzen, welche reich an Wissen sind, schmelzen bei den Spielen der Worte der Dichterfürsten. Nur die Mondsteine 8 schmelzen durch die Strahlen des kälteſtrahlenden Mondes, nicht aber andere Steine.

Daher kam es, daß der König in seiner großen Freude dem Dichter dies alles selbst auszahlte:

Ein Lākh, ein Lākh und noch ein Lākh, zwei Elefanten, zehn Rosse schenkte König Bhōja dem Manne, welcher sagte: „Bis an die Knie."

14. Erzählung

Śīlavatī

Als in der Stadt Śrīnivāsa König Pṛthivīrāja regierte, ließ ein in dieser Stadt wohnender Handelsherr namens Samudradatta seine Frau Śīlavatī 1 zu Hause zurück und zog mit dem ihm befreundeten Brahmanen Sōmabhūti in die Fremde. Da den Brahmanen das Heimweh ergriff, händigte ihm der Handelsherr einen Brief mit Schmuck für Śīlavatī aus. Als diese hörte, daß ihres Mannes Freund Sōmabhūti heimgekehrt war, begab sie sich nach dessen Hause, um zu fragen, wie es ihrem Gemahl erginge. Beim Anblick der heimlich Gekommenen packte ihn die Liebe; er sagte, ihrem Manne ginge es wohl, und fuhr fort: „Nun gewähre mir erst deine Gunst, du Schlanke und Schöne! Dann will ich dir einen Brief von deinem Manne und anderes geben, was er dir sendet." Auf diese Anrede hin

8. Eine Art Adular. Daß es sich beim Schmelzen des Mondsteins um einen freilich in Indien allgemein geglaubten Irrtum handelt, hat Garbe, Die indischen Mineralien, S. 90, Anm. 4, festgestellt.
1. Der Name bedeutet: „Die Keusche".

kam ihr zum Schutze ihrer Keuschheit ein kluger Gedanke. Sie sagte zu ihm: „Komm in der ersten Nachtwache in mein Haus!“ Darauf begab sie sich zum Heerführer und teilte diesem mit, daß jener Brahmane ihr die Aushändigung des Briefes ihres Gatten und der anderen für sie bestimmten Gegenstände verweigerte. Aber auch dem Heerführer hatte ihr Anblick Liebe eingeflößt, und darum sagte er zu ihr: „Sei mir nur erst zu Willen, meine Holde! Dann will ich ihn zwingen, dir alles zu geben.“ Da verabredete sie sich mit ihm für die zweite Nachtwache und begab sich zum Kanzler. Als der ihr dieselbe Antwort gab, setzte sie für ihn die dritte Nachtwache fest, ging dann zum König, welcher sich in seinem Palaste befand, und berichtete ihm über das Betragen des Brahmanen und der anderen. Der König aber stellte an sie dasselbe Ansinnen, und sie bestimmte ihm die vierte Nachtwache. Darauf verweilte sie am Abend in ihrer einsamen Wohnung, nachdem sie vorher mit der Mutter ihres Mannes verabredet hatte, sie möchte sie zur vierten Nachtwache zu sich holen lassen.

Zur ersten Nachtwache stellte sich der Brahmane ein. Während sie ihn aber noch mit einem Bad und anderen Dingen bediente, kam der Heerführer. Da ward es dem Brahmanen angst und sie steckte ihn in den Kasten eines Schrankes; und mit dem Heerführer und dem Minister machte sie es dann geradeso. Und als dann ihres Mannes Mutter sie rufen ließ, steckte sie auch den König hinein. Am Morgen aber weinte sie, und auf die Fragen der Ihrigen gab sie als Grund an, sie habe tags vorher schlimme Nachrichten 2 über ihren Gemahl erhalten. Als ihre Verwandten das hörten, begaben sie sich zum König, zum Minister und

2. Euphemismus für „Todesnachricht“. Da der König nach altem Gewohnheitsrecht das Gut eines Mannes erbte, der ohne männliche Nachkommenschaft gestorben war, so mußten die Verwandten ihm den Todesfall mitteilen.

zum Heerführer, und da sie keinen von diesen in seinem Hause antrafen, meldeten sie dem Sohne des Königs: „Majestät! der Kaufherr Samudradatta ist in der Fremde gestorben ohne einen Sohn zu hinterlassen; so nimm denn sein Vermögen entgegen!" Der Prinz begab sich in des Kaufherrn Haus, fand in ihm aber nichts, als den mit fest angelegten Schlössern verschlossenen Schrank und nahm ihn mit sich in seinen Palast. Als er ihn aber dort öffnete, kamen aus ihm der König und die anderen drei heraus.

Śīlavatīs Fürbitte hatte es jener Brahmane, der an allem Unheil schuld war, zu verdanken, daß ihm der König das Leben ließ und ihn nur aus seinem Reich verbannte. Dann aber beschenkte der König Śīlavatī, dieses Hauptjuwel der keuschen Frauen, wie eine Schwester 3 mit Geschmeide und anderem kostbaren Gut und überhäufte sie mit Ehren.

15. Erzählung

Der Brahmane
oder
Schädige keinen andern!

In Varuṇagrāma lebte ein Brahmane, welcher Śrīdhara hieß und ebenso dumm wie arm war. Zu dem sagte eines Tages seine Frau: „Stell' dich doch in den Dienst des Königs, o Herr! Wenn du's nicht tust, so kann deine Armut nicht schwinden. Denn:

> Ein Zuckerrohrfeld, das Meer, Steine und die Abstammung und die Huld der Könige vernichten augenblicklich die Armut." 1

3. Das bedeutet, daß er ihr entsagt. 1. Weshalb „Steine" (oder „Felsen") ist nicht recht klar. Die in der Zeitschrift des Vereins für

Der Brahmane sagte: „Was soll ich denn dort sagen, meine Liebe?“

Sie antwortete: „Du sollst sagen:

‚Sieg bringt das Recht;
Dem Sünder geht's schlecht.‘ 2
Das braucht nicht erst im Buch zu stehn:
Handelt! So werdet Ihr's selber sehn.“

Als dies Śrīdhara eine Zeitlang täglich zum König gesagt hatte, ward dieser ihm eines Tages wohlgesinnt und gewährte ihm Tag für Tag einen Dinār und die Gnade, daß er von nun an regelmäßig in die Hofversammlung kommen und ihm diese Worte ins Ohr sagen sollte. Als er nun bei Tag und Nacht dem König ins Ohr sprach, faßte ein anderer Brahmane, ein neidischer Mann namens Aṅga, gegen ihn den sündhaften Gedanken: „Während ich, der Gelehrte, da bin, genießt des Königs Gnade dieser Dummkopf! Nun, ich will schon dafür sorgen, daß er nicht mehr an den Hof kommt.“ Mit diesem Gedanken sagte Aṅga zu Śrīdhara, als dieser über den Platz ging: „Gelehrter Herr, wenn Ihr dem König ins Ohr sprecht, müßt Ihr Euren Mund mit Eurem Gewand fest schließen. Denn der König wird zürnen, wenn ihn Euer Atem trifft.“ Der Brahmane ließ sich betören und tat so.

Darauf sagte Aṅga zum König: „Majestät, dieser Śrīdhara trinkt Branntwein. Sonst hielte er sich den Mund nicht zu, sooft er Euch ins Ohr spricht.“

Als Śrīdhara am nächsten Tage wieder so tat, verbarg der König seinen Zorn, beschenkte ihn mit Gewändern, Schmuck, Gold und anderen Dingen, gab ihm einen Brief

Volkskunde 1911, S. 406 gegebene Übersetzung „Steine des Meeres“ beruht auf der Lesart der einzigen fehlerhaften Handschrift, die mir damals zu Gebote stand. Der indische Druck hat eine andere, unbefriedigende Korrektur. 2. Auch sonst vorkommendes Sprichwort.

und sprach: „Was da drinnen geschrieben steht, wird dir mein Sohn geben.“ Aṅga traf auf dem Wege den mit diesen Gewändern und Schmuckstücken geputzten Śrīdhara und sprach zu ihm: „Was bedeutet dieser Prunk?“ Śrīdhara sprach: „Durch Eure Gnade ist mir, wie Ihr seht, noch größere Huld des Königs zuteil geworden.“ Und als Aṅga erwiderte: „Dafür kannst du mir auch etwas geben!“ reichte ihm Śrīdhara jenen Brief und ging heim.

Der Königssohn las den Brief, den Aṅga ihm brachte, ließ ihm – weil dies darin geschrieben stand – Nase und Ohren abschneiden, und Aṅga ging so nach Hause. Als der König nun sah, daß Śrīdhara trotzdem wiederkam und zu ihm geradeso sprach, wie vorher, fragte er ihn: „Ei, Brahmane, wo ist denn der Brief?“ – „Majestät,“ sagte Śrīdhara, „den habe ich Aṅga gegeben, dem ich unterwegs begegnet bin.“ Als der König das hörte, ließ er Aṅga kommen und fragte ihn; Aṅga aber erzählte mit verhülltem Gesicht seine böse Tat.

Von da ab überhäufte der König Śrīdhara erst recht mit Beweisen seiner Huld.

16. Erzählung

Śīlavatī
oder
Die Klugheit

In der Stadt Mathurā lebte ein Kaufherr Guṇasāgara, welcher einen Sohn hatte, der zwar Manmatha hieß, den Manmatha [1] aber durch seine Schönheit in den Schatten stellte. Diesen Sohn vermählte er mit Śīlavatī, der Tochter des in Rājagṛha wohnenden Handelsherrn Lakṣmīsāgara.

1. Anderer Name Kāmadēvas, des Gottes der Liebe.

Als Manmatha einſt eine Reiſe in die Fremde vorhatte, ſagte er in der Nacht zu ſeiner Frau: „Wenn du nach meiner Abreiſe Geld brauchſt, ſo wiſſe, daß unter meinem Bette mit Gold, Edelſteinen und Silber gefüllte Töpfe ſtehen. Aus ihnen nimm dir nach Herzensluſt und mache dir damit gute Tage.“

Nun hatte ſich gerade in dieſer Nacht ein Dieb Karaka dort eingefunden. Als dieſer hörte, wo ſich alle dieſe Schätze befanden, dachte er, da ihn obendrein nach Śīlavatīs Schönheit gelüſtete: „Durch eine Liſt will ich dieſe Frau ſamt den Schätzen an mich bringen!“

Als darum Manmatha nach Vaſantapura gekommen war, machte ſich der Dieb in ſeine Nähe, ſtudierte ſeinen Charakter, ſeine Neigungen, ſeine Handſchrift, ſeine Geſchäfte und was er ſonſt wiſſen wollte, nahm dann nach einigen Tagen einen gefälſchten Brief und begab ſich in Guṇaſāgaras Haus. Zu dieſem ſagte er: „Ich, o Kaufmann, bin ein Diener Manmathas. Der ſendet durch mich dieſen Brief, in welchem er ſeine Gemahlin zu ſich ruft.“ Darauf ſagte er heimlich zu Śīlavatī, um ſich bei ihr durch dieſe Kenntnis auszuweiſen: „Der Schatz befindet ſich unter dem Bette.“ Dann fuhr er fort: „Dein Gemahl, gnädige Herrin, läßt dich bitten, mit dieſem Schatz und allem ſonſtigen Vermögen zu ihm zu kommen.“

Ihr Vater gab ihr die Erlaubnis zur Reiſe, da er auf Grund der Schrift des Briefes, welche mit der Handſchrift ſeines Sohnes übereinſtimmte, dies alles für wahr hielt. Der Dieb aber ließ ſie ſamt den Juwelen und den anderen Koſtbarkeiten ein Kamel beſteigen und ritt mit ihr davon.

Als es Nacht ward und ſie merkte, daß der Räuber auf einer falſchen Straße dahinritt, ſagte ſie zu ihm: „Vaſantapura liegt doch im Norden, während dieſer Weg nach Süden führt. Das kann doch alſo nicht die richtige Straße ſein!“ Der Dieb aber entgegnete: „Auf der geraden Straße,

gnädige Herrin, droht uns Räubergefahr. Darum will ich die Stadt auf diesem Umweg erreichen." Während er noch redete, begann es zu dämmern. Da ließ er sie vom Kamel absteigen und sagte zu ihr: „Ich bin kein Diener deines Mannes, sondern ein Räuber. Darum habe ich dich geraubt, um dich nach meinem Dörflein zu führen."

Als sie das hörte, zeigte sie, wie klug sie ihre Keuschheit zu schützen wußte, und sprach: „Der Herr dieses Dörfleins, holder Mann, wird nach Schätzen und Frauen lüstern sein, und mich und diese Kostbarkeiten an sich reißen, nachdem er dich ermordet hat. Darum laß uns anderswohin in eine schöne Stadt reiten, wo wir miteinander unser Glück genießen können." Und sie wußte ihn so zu leiten, daß er nach Rājagṛha ritt. Dort erkundigte sie sich unter dem Vorwand, des Stadtkaufmanns 2 Wohnung wissen zu wollen, nach ihres Vaters Lakṣmīsāgara Haus und ritt auf dem Kamel bis vor dessen Portal, wo ihr Vater und ihre Brüder sie erblickten. Diese waren sehr bestürzt, als sie sie so allein und uneingeladen ankommen sahen, umarmten sie und führten sie in ihren Palast. Sie aber sagte: „Lieber Vater, laß den Sack mit meinen Wertgegenständen holen, der sich auf dem Kamel befindet, laß meinem Diener, der draußen geblieben ist, zu essen geben, und entlaß ihn mit einer Belohnung."

Der Räuber aber merkte, daß sie ihn um alles gebracht hatte und entfernte sich. Als er fort war, berichtete sie getreulich alles, was ihr zugestoßen war und lebte von nun an geborgen in ihres Vaters Hause, im Herzen immer ihres Gatten gedenkend.

Manmatha aber erfuhr, als er nach Hause zurückkehrte, was sich mit seiner Frau begeben hatte. Da dachte er: „Was soll mir mein Leben ohne sie?" Und ohne von seinen Eltern Abschied zu nehmen, ging er in seiner Aufregung an die

2. S. 9,3.

Gaṅgā, um die Säge loszulassen, wurde aber vom Herrn der Gaṅgā dort behalten und veranlaßt, sechs Monate zu warten. 3

Darauf kam auch jener Räuber dorthin und erzählte die Ursache seines Kummers. Da dachte Manmatha: „Wie groß ist doch die Klugheit meiner Frau, obwohl sie nur ein Weib ist! Denn sie hat ihre Keuschheit und ihr Vermögen in gleicher Weise gerettet." Sodann teilte er dem Herrn der Gaṅgā seine Geschichte mit, begab sich mit dem Räuber nach Rājagṛha, entließ ihn dort, nachdem er ihm Geld und andere Geschenke verehrt hatte, nahm seine Frau und kehrte mit ihr nach seiner Vaterstadt zurück.

Seine Eltern waren glücklich über seine Rückkehr und freuten sich sehr über die Klugheit ihrer Schwiegertochter. Er aber nahm die Religion des Jina an und betrat damit den Pfad des Heils.

17. Erzählung

Kaufherrn Puṇyasāras Schwiegertochter

oder

Gewandtheit im Streit

In Vṛddhanagara lebte eine Nāgarabrahmanin 1 namens Sōḍhī; die war weit und breit durch ihre Kunstfertigkeit

3. Es handelt sich, wie der Zusammenhang hier und in 25,1 und 64,8 zeigt, um einen Selbstmord, an einer bestimmten heiligen Stelle und durch eine Säge, vielleicht in einem Śiva-Heiligtum, dessen Vorsteher hier „der Herr der Gaṅgā", in 64,8 der Herr der heiligen Badestelle, die dort an dem ganz besonders heiligen Zusammenfluß der Gaṅgā und Yamunā liegt, genannt wird. Die Heiligkeit des Ortes und der martervolle Tod sollen wohl eine besonders gute folgende Existenz bewirken. 1. Eine bestimmte Klasse gelehrter Brahmanen in Gujarāt. Der Name bedeutet „städtische Brahmanen".

im Streiten berühmt. Indem sie durch ihre Stärke im Disputieren überall in Städten, Flecken und Dörfern die Leute besiegte, kam sie nach der berühmten Stadt Pattana, dem Smaragd 2 für die Hochmutsschlangen der Disputantenscharen, trat vor den König Siddharāja, 3 begrüßte ihn lange 4 mit dem Segenswunsch: „Sei siegreich!" und sagte dann zu ihm: „Lebt in Eurer Stadt, König der Menschen, irgend jemand — es sei ein Mann oder ein Weib — der mit mir zu streiten wagt? Wenn nicht, so werde ich in das Ruhmesedikt meines Siegeszuges durch die ganze Welt eintragen, daß ich diese Stadt besiegt habe."

Der König sagte zu ihr: „Gedulde dich, meine Liebe; ich werde eine Disputation veranstalten." Dann ließ er in seiner Stadt die Trommel rühren, um das zu verkünden, und ein Kaufmann namens Puṇyasāra berührte sie im Auftrage seiner Schwiegertochter, welche Śrīmatī hieß. Als der Kaufherr sagte, er habe die Trommel im Namen seiner Schwiegertochter berührt, ließ der König diese rufen. Śrīmatī ließ sich in einer Sänfte zum König tragen, blieb darin sitzen und sagte zu Sōḍhī: „Sprich, Sōḍhī! Wenn du den Streit hervorbringst, wer ist denn dann der Erzeuger des Streites? Und wieviel Arten des Streites gibt es denn?"

Da dachte Sōḍhī: „Ei! Danach hat mich in all der langen Zeit noch niemand gefragt. Ich bringe doch den Streit nur mit Worten hervor. Der Erzeuger des Streites und seine Arten sind mir unbekannt. Diese aber kennt sie. Darum ist sie die Klügere." Dann sagte sie: „Diese Frau hat mich überwunden," warf sich Śrīmatī zu Füßen und sagte weiter: „Sei du, o Śrīmatī, meine Lehrerin und erläutere mir, was du gesagt hast." Śrīmatī aber sprach:

2. Von diesem glauben die Inder, daß er das Gift zerstört. 3. S. 12,1. 4. Wahrscheinlich wiederholt sie diesen Wunsch 108 mal, weil das eine glückverheißende Zahl ist. Vgl. 19,1.

Der Laut khuṃ wird der Vater der Liebe genannt; der Laut huṃ ist, wie man sagt, der Vater der Erzählung; den Laut jī heißt man den Vater der Verehrung; den Laut tuṃ bezeichnet man als den Vater des Streites. 5

Es gibt auch noch eine andere Einteilung:

Die Wurzel des Empfangens ist die Bitte; die Wurzel der Schwindsucht ist der Husten; die Wurzel der Armut ist: „Ich will essen! Ich will essen!" Die Wurzel des Streites ist der Spott.

Und dieser Streit ist sechsfach. Er dauert entweder zwei Ghaṭa [= 2 × 24 Minuten] oder einen Prahara [= 3 Stunden] oder einen Tag oder vier Monate oder ein Jahr oder das ganze Leben lang. Von diesen tritt der erste bei Leuten ein, die aus einer Schüssel essen, der zweite bei solchen, die in einem Bette schlafen, der dritte bei denen, die in demselben Mietswagen fahren, der vierte bei solchen, die gemeinsam auf die Regenzeit ein Feld bestellt haben, der fünfte bei denen, die gemeinsam für beide [Jahreshälften?] das Feld bestellt haben, und der sechste bei Eheleuten."

Über diese Erklärung Śrīmatīs war Sōḍhī entzückt. Sie fiel ihr zu Füßen, ließ ab von ihrem Hochmut und kehrte in ihre Heimat zurück. Śrīmatī aber ward vom König mit Gewändern, Geschmeide und anderen Geschenken ausgezeichnet und kehrte dann gleichfalls heim.

5. Gujarātī: khuṃ = das Räuspern, durch das man die Aufmerksamkeit auf sich zieht; huṃ = „weiter!", von den Zuhörern von Zeit zu Zeit ausgesprochen, um ihre Aufmerksamkeit zu bekunden und anzudeuten, daß sie der Erzählung folgen; jī ist eine Silbe, die man an Vokative und Namen anfügt, um dadurch seine Verehrung auszudrücken; tuṃ-kār = „der Laut tuṃ" heißt „verächtliches Wort", „Abfertigung".

18. Erzählung

Der Minister

oder

Die Klugheit

Der Brahmane Bhūdhara, welcher in Stambhatīrtha [1] wohnte, hatte eine Tochter Kamalā, deren Schönheit selbst die Schönheit Kamalās [2] in den Schatten stellte, die aber schon als Kind verwitwete. [3] Da sie alles im Gedächtnis behielt, was sie nur einmal gehört hatte, so ward sie gewaltig stolz auf das Wissen, welches sie sich erworben hatte. Sie nahm einen goldenen Kelch in die Hand und ward Asketin. Als solche wanderte sie überall umher und rief: „Wer mir etwas zu Gehör bringt, was ich noch nicht gehört habe, dem schenke ich diesen Kelch. Habe ich aber schon gehört, was er mich hören läßt, so muß er mir so viel Gold geben, als in diesen Kelch geht.“ Durch ihre Fähigkeit, einmal Gehörtes zu merken, besiegte sie viele Leute, selbst Stegreifdichter, und erwarb sich dadurch reiche Schätze, mit denen sie Bettler, Unglückliche, Almosen heischende Asketen und andere erfreute. So zog sie eines Tages in prunkhafter Kleidung und sonstiger Ausrüstung in Pattan, das sonst den Disputanten ihren Hochmut benimmt, auf Plätzen und Straßen umher. Dabei sah sie der König Śrīkaṇṭha und fragte seinen Minister: „Wer ist denn das?“ Als der Minister, der durch einen seiner Kundschafter unterrichtet war, ihm mitteilte, was es mit dieser Asketin auf sich hatte, sagte der König wieder zu ihm: „Gibt es denn kein Mittel, Minister, ihr den ganzen Schatz ihres Stolzes zu rauben?“ Der Minister sagte: „Doch, mit des Königs Gunst!“ Dann ließ er die Asketin kommen und sagte zu

1. Heute Cambay in Gujarāt. 2. = Lakṣmī, die Göttin der Schönheit. 3. S. 7,1.

ihr: „Du hast alle Wissenszweige jederzeit im Gedächtnis, meine Liebe?“ Stolz auf ihren vortrefflichen Geist antwortete sie: „Allerdings!“ Da deklamierte ihr der Minister, dessen Klugheit einem Blitzstrahl glich, welcher den Felsen ihres Hochmuts zerschmetterte, folgende Prākrit-Strophe:

„Dein Vater schuldet meinem Vater volle hunderttausend Gulden. Weißt du das, so gib sie mir; andernfalls gib mir deinen Kelch.

Fällt dir diese Strophe wieder ein, wohlan! So bist du selbst meine Zeugin. Gib mir also ein Lākh 4 Gulden. Andernfalls gib deinen Kelch her!“

Durch diese Worte war sie in die Verlegenheit geraten, die das Sprichwort bezeichnet, wenn es sagt: „Hier der Tiger, da der Abgrund.“ Sie stellte ihren Krug vor den Minister und sagte: „Von diesem Hochmut, o Herr, will ich lassen.“

Der Minister aber gab ihr angesichts der Bürger ihren Kelch zurück, und sie nahm ihn, gab ihren Stolz auf, kasteite sich an irgendeiner heiligen Badestelle und erlangte dadurch, was ihr frommte.

19. Erzählung

Die Demütigung durch das Weib
oder
Der Brahmane Gaṅgadatta

In der Stadt Dhanasundara regierte ein König Sundara, welcher allen Edlen gut war. Der gab beständig einem aus der Fremde zugewanderten Dichter Gaṅgadatta,

4. S. 13,4.

welcher ihn Tag für Tag mit 108 neuen Strophen 1 pries, aus Freude darüber 108 Dînâre.

Als dies aber die einheimischen, auf ihn neidischen Dichter sahen, gerieten sie in Zorn und dachten: „Ei, seht doch! Der bekommt die Geschenke des Königs, als ob wir gar nicht da wären. Laßt uns darum irgendeine List einfädeln, daß ihm seine Dichtkunst abhanden komme!" Und einer von ihnen, ein Brahmane namens Śrîdatta, sagte: „Der Mann ist unverheiratet. Hätte er nur eine ungezogene, zänkische, zungenfertige Frau! Die würde ihm so zusetzen, daß ihm seine Kunst vergehen sollte. Drum wollen wir uns einmal nach einem Mädel umsehen, das eine zänkische Mutter hat. Denn wie die Mutter, so die Tochter:

> Wie das Korn, so das Brot; wie der Vater, so der Sohn; wie der Krug, so die Scherbe; wie die Mutter, so die Tochter."

So überlegten sie und suchten, bis sie ein derartiges Mädchen, die Tochter einer zänkischen Brahmanin, ausfindig gemacht hatten. Dann sagten sie zu Gaṅgadatta: „Ohne eine Gemahlin, bester Brahmane, gibt's keinen Sohn. Denn:

> Woher die Gemarkung, wo kein bewohnter Ort? Woher das Glück, wo keine Religion? Woher der Ruhm, wo keine Freigebigkeit? Woher der Sohn, wo keine Gattin?

Ohne einen Sohn aber ist es unmöglich, des Himmels und seiner Freuden teilhaftig zu werden. Denn:

> Wer keinen Sohn hat, für den gibt's keinen Pfad, und keinesfalls gelangt er in den Himmel. Darum gehen die Menschen erst dann in den Himmel ein, wenn sie das Antlitz eines Sohnes geschaut haben. 2

1. Kâvya, genauer Śârdûlavikrîḍita-Strophen, die ein besonders kunstvolles Metrum haben. — 108, weil diese Zahl Glück verheißt. S. 17,4. 2. Dies ist brahmanischer Glaube.

Doch auch in dieſer Welt ſchon gibt es ohne die Frau keinen rechten Genuß, beim Bad, bei der Mahlzeit, auf dem Lager oder ſonſtwo. Darum ſollteſt du dich vermählen, damit du dein Geld und deine Jugend nützeſt und dir in jener Welt die Seligkeit ſicherſt.“ Und indem ſie ihm ſo mit böſer Hartnäckigkeit gewaltig zuſetzten, brachten ſie ihn ſchließlich wider ſeinen eigenen Willen ſo weit, daß er heiratete.

Nun hatte er für die Beſtreitung eines Haushaltes zu ſorgen, und dieſe Sorgen und ſeines Weibes Keifen machten ihm ſo warm, daß ſeine Dichtkunſt von Tag zu Tag mehr dahinſchwand wie des Mondes Scheibe in der dunklen Monatshälfte. Schließlich war es aus mit ſeiner Kunſt, und er verarmte.

Um ſich nun ſeinen Unterhalt zu verdienen, nahm er einen Laſtochſen und handelte mit Getreide und derlei Waren. Dabei ſtürzte auf einem mit unbändigem Schlamm bedeckten Platze der junge Stier zu Boden. Der Mann wandte die verſchiedenſten Mittel an, um den Rackerſtier zum Aufſtehen zu bewegen; er biß ihn in den Schwanz, hielt ihm die Naſe zu, bewarf ihn mit Steinen, hieb mit einem Knüttel auf ihn ein, ſchlug ihn mit der Peitſche und was dergleichen Mittel mehr ſind — vergeblich! Da dachte der Brahmane daran, wie ſeine Frau ihn ſelbſt zu peinigen verſtand, und flüſterte dem Tier ins Ohr: „Willſt du aufſtehen, mein lieber Stier, ſo ſteh auf; wenn nicht, ſo verheirate ich dich mit einem ſolchen Weibe, wie mein eigenes iſt.“ Und kaum hatte er das geſagt, ſo ſtand der Stier — o Wunder! 3 — auf ſeinen Beinen.

3. Statt „o Wunder!“ hat der Sanskrittext drei Vergleiche: „wie es mit der Krähe und der Weinpalmennuß, wie mit den Buchſtaben des Holzwurms, mit der Ziege und dem Meſſer war.“ Dieſe Vergleiche werden verwendet, um etwas völlig Unerwartetes zu bezeichnen.

König Sundara, welcher gerade am Fenster stand, hatte das mit angesehen und dachte: „Seltsam! Alle die Qualen konnten den Stier nicht zum Aufstehen bewegen; als der Brahmane ihm aber einen Zauberspruch ins Ohr flüsterte, stand er sofort. Sicherlich ist also der Brahmane im Besitze einer gewissen Zaubermacht." So dachte er, entbot ihn vor sich und sprach zu ihm: „Sag' mir doch einmal den Spruch her, Brahmane, den du deinem Stier ins Ohr gemurmelt hast, so daß er aufstand, während er dies vorher trotz aller ihm zugefügten Qualen nicht tat."

Infolge seiner Armut befand sich der Brahmane in so schlechter Verfassung, daß ihn weder der König noch einer der anderen erkannte. Beschämt ließ er seinen Kopf hängen und erzählte seine ganze Geschichte bis dahin, wo er den Stier auf die Beine brachte. Dann aber sagte er in der Volkssprache diese Strophe her, in welcher er das Gebaren seiner Frau beschrieb:

„Eine belfernde, keifende, scheußliche, böse Sieben ist mir geworden. Das Lügen versteht und betreibt sie. Sie stiehlt (den Tag), indem sie nichts tut, als nach allen Seiten zu gaffen. Im eigenen Hause schilt sie umher; Freundschaft schließt sie mit Leuten in anderen Häusern. Die Kinder schlägt (?) sie. Erst am Nachmittag zerstößt sie die Körner zu Mehl. Sie horcht an der Wand und redet viel; und wenn sie geredet hat, so leugnet sie's. Der Dichter Gaṅgadatta aber ist verstummt. Wie kommt er von dieser Bettel los?"

Als der König dies gehört hatte, erkannte er, wer der Brahmane war, machte ihn zu einer Stätte des Glücks und sorgte aus Furcht vor den Demütigungen, welche einem die Weiber verursachen, für seinen eigenen Nutzen.

20. Erzählung

König Aṅku

oder

Wie man die Dichter beschenkt

In der Stadt Ujjayinī lebte einst ein Brahmane, welcher Sumukha hieß und in geschickter Verwendung der Dichtkunst alle Dichter übertraf. Da dieser sich in außerordentlich schlechten Verhältnissen befand, so begab er sich nach Vṛddhanagara, um König Aṅku um eine Gabe anzuflehen; denn dieser hatte mit dem scharfen Beile seiner edlen Freigebigkeit die Schößlinge der Vorzüge seiner Ohren von Dornen gesäubert.

Weil der Brahmane nun in seinen alten und zerrissenen Kleidern und Schuhen eine nichts weniger als hoffähige Erscheinung war, so vermochte er keine Audienz beim König zu erlangen. Da nahm er einen halb mit Milch, halb mit Wasser gefüllten Krug und stellte sich an dem Wege auf, den die Mägde der gekrönten Königin [1] benutzten, wenn sie Wasser holten.

Die Mägde fragten ihn: „Was ist denn das, was du da in deinem Kruge hast?" Er antwortete: „Wasser aus dem Milchmeer." [2] Da besahen sie sich selbst das Wasser und sagten dann zu ihm: „Bist du denn dort gewesen, Brahmane?" „Freilich war ich dort!" gab er zur Antwort. Und nun hatten sie nichts Eiligeres zu tun, als ihrer Herrin diese Geschichte mitzuteilen.

Als der König zur Königin kam, um mit ihr zu speisen, sagte diese zu ihm:

„Majestät! Es ist hier ein Brahmane angekommen, der war am Milchmeer und hat Wasser daraus mitgebracht. Sollte er an den Hof kommen, so frage ihn doch nach dem

1. So heißt die Hauptgemahlin des Königs. 2. S. 12,8.

Wohlergehen Kamalās und ihres Gemahls, die dort schlafen.“ 3

Da begab sich der König gleich nach der Mahlzeit in seinen Audienzsaal und ließ den Brahmanen, der noch immer dort am Wege stand, vor sich bescheiden.

Der Brahmane kam in seinem zerschlissenen Mantel mit dem Krug auf dem Kopf, sprach seinen Siegeswunsch und blieb mitten in der Versammlung stehen.

„Wo kommst du her?“ fragte ihn der König.

„Vom Milchmeer,“ antwortete der Brahmane.

„Geht es dem heiligen, mit dem Diskus bewehrten Gotte samt seiner Gemahlin wohl, die dort wohnen?“ 4 Auf diese Frage erwiderte der Brahmane:

„Ach, Fürst der Könige! Lakṣmī war ganz außer sich, weil sie ihres Erzeugers Untergang befürchtete. 5 Aber Puruṣōttama tröstete sie.

Viṣṇus Gemahlin, Herr, in ihres Herzens Qual
Sprach so zu ihm: ‚Wenn sich die mächt'gen Wolken schichten
Des Staubs, den Aṅkus edler Rosse große Zahl
Emporstampft, werden sie den Vater mir vernichten.‘
Doch Viṣṇu sprach: ‚Laß deinen Gram, geliebtes Weib!
Nicht fallen, sondern steigen werden seine Wellen.
Dem Tod zum Fraß weiht Aṅkus Schwert der Feinde Leib:
Durch ihrer Frauen Tränen wird dein Vater schwellen.‘“

Die Gewandtheit, die der Brahmane im Dichten be-

3. Viṣṇu und Lakṣmī; s. 12,8. 4. Die unfehlbare Wurfscheibe ist Viṣṇus kennzeichnende Waffe. 5. Lakṣmī entstieg wie Aphrodite dem Ozean. Sie gehört zu den sog. Juwelen, welche zum Vorschein kamen, als Götter und Titanen (Daitya, Dānava, Asura) denselben ausbutterten, um den Göttertrank (das Amṛta) zu gewinnen, welcher Unsterblichkeit verleiht und damit besprengte Tote zu neuem Leben erweckt (s. 107,2). Man wird die überlieferten Sagen nach den Quellen in meinen „Altindischen Natursagen“ finden. Einstweilen vergleiche man meine Übersetzung des Hitōpadēśa (Reclam 1894), Register unter Amrita.

wiesen hatte, setzte den König in Staunen, und er dachte: „Großartig! In einer einzigen Strophe hat er die Überlegenheit meines Heeres, mein Heldentum und meiner Feinde Untergang geschildert. Das beweist eine ganz ungewöhnliche Stärke in der Dichtkunst."

So dachte er und sagte zu ihm:

„Sprich, du Diamant im Diadem des Dichtergeschlechts! Wieviel Silben enthält denn diese Strophe?"

Der Dichter sprach: „Das Metrum, Fürst der Könige, ist Śārdūlavikrīḍita. Darum enthält es sechsundsiebzig Silben."

Da sagte der König:

„Nun, so will ich dir in der Weise vergelten, in der du die Überlegenheit meines Heeres und meiner Macht überhaupt geschildert hast."

Und er schenkte ihm nicht nur viel Silber, Gold, Edelsteine, Perlen, Geschmeide, kostbare Gewänder u. dgl., sondern außerdem, nach der Silbenzahl der Strophe bemessen, Rosse, Elefanten und Dörfer, über die er ihn zum Herrn setzte.

Da aber die Bürger sahen, wie der König Sumukha geehrt hatte, so huldigten sie ihm auch, und von Stund' ab war er ein angesehener Mann.

21. Erzählung

Eine Geschichte von Yudhiṣṭhira aus einem Sagenbuch,[1] welche von den Fragen nach der Wahrheit handelt

Als Yudhiṣṭhira, Yamas Sohn, sein Reich verspielt[2] und sich verpflichtet hatte, zwölf Jahre lang im Walde zu

1. Purāṇa. Namentlich werden mit diesem Ausdruck die religiösen Epen und auch das Mahābhārata bezeichnet. S. Winternitz, Geschichte der indischen Literatur, I, S. 440 ff. und insbesondere S. 442. S. unseren literarischen Nachweis. 2. S. 12,3. Über das verhängnisvolle Spiel s. Winternitz, I, S. 287.

wohnen, verließ er mit seinen Brüdern, seiner Mutter und seiner Gemahlin die Stadt Hastināpura. Während er mit ihnen in dem ungeheueren Walde umherzog, hatte er eines Tages unter unerträglichem Durst zu leiden und sagte darum zu Bhīma:

„Mich dürstet, Besieger des Karmīra; 3 hole mir etwas Wasser!" Bhīma, welcher nichts von großem Durste wußte, scherzte:

„Im Lotus deines Mundes wohnt Sarasvatī [die Göttin der Rede, zugleich Name eines Flusses], und immer rot [Śōṇa, zugleich Name eines Flusses] ist deine Lippe; dein Arm, Kakutsthas Sproß, 4 versteht es, die Welt daran zu gemahnen, daß es noch Helden gibt, dein rechter, der mit Ringen geziert ist [Wortspiel: „dir zur Rechten liegt das Meer"]; deine Heere [Wortspiel: Flüsse] sind dir immer zur Seite und weichen niemals von dir; wie kommt es, Herr der Erde, daß du in deinem klaren Geiste [Wortspiel: im klaren Mānasa-See 5 befindlich] Wasser zu trinken begehrst?"

Als Yudhiṣṭhira das hörte, sagte er: „Laß deinen Scherz und geh!" Und wie ein Pfeil, welcher nach dem bloßen Schall trifft, den sein Schütze hört, 6 so ging Bhīma den Stimmen der Kraniche und der Frösche nach, bis er an einen Ort kam, an welchem sich ein mit kaltem Wasser gefülltes Brünnlein befand. Er faltete ein Lotusblatt zu einer Tüte zusammen und wollte eben damit Wasser schöpfen,

3. Karmīra oder Kirmīra ist der Name eines von Bhīma erschlagenen Rākṣasa. 4. Kakutstha ist ein Ahn Yudhiṣṭiras, der einst die Götter von ihren Feinden, den Dämonen (Titanen), befreite, indem er sie in der Schlacht besiegte. 5. Ein heiliger, im Norden auf dem Kailāsa-Gebirge, Śivas Wohnsitz, befindlicher See. 6. Dies ist eine in der indischen Erzählungsliteratur öfter erwähnte Kunst. Vgl. z. B. unsere Erzählung 198.

als er eine aus vier Silben bestehende Rede vernahm, welche fragte:

„Wer freut sich wohl?"

Bhīma fiel keine Antwort ein; da umhüllte eine Ohnmacht sein Bewußtsein, und er sank am Ufer des Wassers nieder.

Nach einiger Zeit dachte Arjuna: „Warum bleibt Bhīma so lange aus?" Und da er um ihn besorgt war, ging er seinen Fußspuren nach und sah ihn bewußtlos am Boden liegen. Er beschloß, zunächst seinen ältesten Bruder mit einem Trunk Wasser zu erfreuen und dann an ein Mittel zu denken, Bhīma aus seiner Ohnmacht zu befreien. Aber als er das Wasser schöpfen wollte, ließ sich wieder jene Stimme mit einer viersilbigen Frage vernehmen:

„Was ist seltsam?"

Und Arjuna sank nieder, wie sein Bruder. Darauf kamen nacheinander die beiden anderen Brüder, und die Stimme fragte den ersten:

„Was ist die Kunde?"

Und den zweiten:

„Was ist der Pfad?"

Auch diese beiden sanken zu Boden. Da ward Yudhiṣṭhira sehr betrübt, daß alle seine vier Brüder nicht zurückkamen, verfolgte ihre Fußspuren, kam an jene Stelle und vernahm, als er stehenblieb, eine vollständige Strophe:

„Wer freut sich wohl? Was ist seltsam? Was ist die Kunde? Was ist der Pfad? Sag du es, König Yudhiṣṭhira; dann kehren deine toten Brüder ins Leben zurück."

Als der König das vernahm, dachte er:

„Gewiß hat irgendein Gott, der in diesem Wasser lebt, meine Brüder niedergestreckt, weil sie nicht wußten, was sie auf diese Fragen antworten sollten. So will denn ich die Antworten geben und sie dadurch wieder auf die Beine

bringen." Und Yamas Sohn antwortete auf alle vier Fragen:

Wer am fünften Tage oder am sechsten Gemüse kocht in seinem Haus,[7] wer frei von Schulden ist und nicht in der Fremde weilt, der freut sich, Wassergott!

Tag und Nacht werden die Lebewesen abgeführt in Yamas Heim.[8] Die übrigen aber begehren zu bleiben. Was könnte es Seltsameres geben, als dies?

Dieses Dasein ist ein Topf, welcher aus gewaltigem Irrtum besteht. Die Sonne ist das Feuer, Tage und Nächte sind das Feuerholz, und die Zeit kocht in dem Topf die Wesen, indem sie sie mit Löffeln umrührt, die aus den Halbmonaten und anderen Zeitabschnitten bestehen. Das ist die Kunde.

Der Philosophie fehlt fester Grund, die Offenbarungen widersprechen sich. Kein Religionsstifter, dessen Lehre unwidersprochen wäre. Die Wahrheit über die Religion bleibt uns verborgen. Da, wo ein großer Mensch gewandelt ist, da ist ein Pfad.

Während Yudhiṣṭhira diese Antworten gab, erhob sich bei der ersten Strophe Bhīma, und bei jeder folgenden einer der übrigen Brüder, als wären sie mit Amṛta[9] besprengt worden, und der wißbegierige Gott, der die richtigen Antworten auf seine Fragen erhalten hatte, erschien Yudhiṣṭhira und versprach ihm zur Belohnung, er wolle ihm beistehen, sooft der König in einer Gefahr an ihn denken würde; dann verschwand er.

Der König aber kehrte mit seinen Brüdern zurück und warf sich seiner Mutter zu Füßen.

7. Und sonst ungekochte Pflanzenkost genießt. 8. Das Reich der Toten, dessen Herrscher Yama ist. 9. Der Unsterblichkeitstrank der Götter, der im Mond am Himmel sichtbar ist.

22. Erzählung

Mukundas Frau

oder

Ein Weiberstreich

In Vôradagrâma wohnten einst zwei Kaufleute Kêsava und Mukunda; die waren Brüder. Der jüngere von ihnen, Mukunda, hatte eine Frau, welche Surûpâ hieß, während des anderen Hausfrau den Namen Rûpiṇî trug. Mukunda schlief immer in seinem Laden, der sich ganz nahe an seinem Hause befand; und wenn seine Frau ihre häuslichen Geschäfte verrichtet hatte, so begab sie sich täglich auch dorthin, um zu schlafen. Leider aber liebte Surûpâ ein freies Leben, und darum verließ sie unter dem Vorwande, sich zur Ruhe in ihres Mannes Laden zu begeben, das Haus schon, wenn es zu dämmern begann, vergnügte sich lange nach Herzenslust mit einem Manne, der ein ausschweifendes Leben führte und ihr geliebter Buhle war, und ging dann manchmal in der ersten, manchmal auch erst in der zweiten und dritten Nachtwache zu ihrem Manne. Als dieser sie fragte: „Liebe Frau, warum kommst du immer so spät?" gab sie ihm zur Antwort: „Ach, liebster Mann, was soll ich tun? Die Frau des ältesten Bruders gilt als die ältere, ich als die jüngste. Darum halst sie mir alle Arbeit im Hause auf, und ich muß zerkleinern und zerstoßen und spalten und das Vieh anbinden und eine große Menge solcher Geschäfte verrichten; und das hält mich immer so auf."

Am nächsten Tage, als niemand weiter zugegen war, sagte Mukunda zu seines Bruders Frau: „Höre, Rûpiṇî, sorge dafür, daß die Verspätungen aufhören, welche durch die häuslichen Arbeiten meiner Frau entstehen, und schicke sie mir beizeiten zu."

Sie antwortete: „Aber, lieber Schwager, ich sende sie doch schon immer weg, wenn's Abend wird.“ Da sagte er: „So? Dann treibt sie sich also draußen herum, und ich will ihr heute eine Lehre geben!“

Mit diesem Entschluß legte er die Kette so fest als möglich an die Tür und begab sich dann in seinem Laden zur Ruhe. Seine männertolle Frau kam wieder um Mitternacht und rief Mukunda zu: „Mach' auf!“ Als er ihr in seinem Zorn keine Antwort gab, obwohl er munter war, dachte sie, er habe ihre Worte nicht gehört, und bat ihn nochmals, die Tür zu öffnen. Aber Mukunda rief: „Ich habe alles erfahren, wie du's solange getrieben hast, du liederliches Frauenzimmer! Darum bleib nur heute draußen, und morgen werf' ich dich unter den Augen deines Vaters und deiner Brüder mit Schimpf und Schande aus dem Hause und nehme mir eine andere!“

Da bat sie ihn: „Ach Herr, vergib mir das Unrecht, welches ich bisher getan habe; ich will's nicht wieder tun.“ Sie bat ihn wieder und wieder; als er aber in seiner Dummheit die Tür nicht öffnete, kam ihr sogleich ein guter Gedanke, wie sie die Schmach von sich abwenden könnte. Sie rief mit lauter Stimme: „Ich stürze mich in den Brunnen!“ Dann warf sie einen großen Stein in den Brunnen, der sich vor dem Kaufladen befand; sich selbst aber schmiegte sie wie eine Fliege an die Wand des Ladens und wartete.

Der Kaufmann aber dachte, als er den Stein hineinplumpsen hörte: „Sie hat sich wirklich in den Brunnen gestürzt! Dafür wird mich morgen der König bestrafen.“ Und während er so mit großer Angst im Herzen aus seinem Laden hinaus nach dem Brunnen lief, schlüpfte seine untugendsame Frau in den Laden hinein und schloß die Tür.

Als er merkte, daß sie drinnen war, kam er zurück und rief: „Mach' die Tür auf!“ Sie aber gab ihm zur Antwort: „Erst hurst du draußen herum, du schlechter Kerl,

solang dir's paßt, und nun kommst du nach Hause! Wart' nur! Morgen will ich allen Leuten öffentlich alles erzählen, wie du's treibst."

Nun merkte er, daß er einem Weiberstreich zum Opfer gefallen war, und bat: „Ich sage dir kein böses Wort mehr, liebe Frau; ich schwör' dir's zu, sooft du's willst." Da machte sie die Tür auf und ließ ihn ein. Und von Stund' ab unterließ Surūpā ihr sorgloses Herumtreiben, hielt in treuer Liebe zu ihrem Mann und lebte, wie sich's für eine Hausfrau geziemt.

23. Erzählung

Der Schakal

oder

Der Verrat am Freunde

Schmach über den Undankbaren, der selbst einen Hund nicht aufwiegt. Denn:

1. Ein Verräter wiegt noch keinen Hund auf, weil dieser seinem Herrn schon für die bloße Nahrung dankbar ist. Bei einem Bösen dagegen erwecken selbst viele Wohltaten keine Freundschaft, wie keine Schlingpflanze am Himmel erscheint [oder schaukelt].

Daher kommt es, daß sich auch das Schicksal dem Bösen feindlich zeigt, welcher sich von seinen Freunden abwendet, indem er das gering achtet, was seine Freunde und sonstigen Angehörigen ihm Gutes getan haben. Dies lehrt die folgende Erzählung aus dem Pañcākhyāna: 1

2. Wer demjenigen nicht wohlgesinnt ist, der ihm selbst wohlwill, von dem wendet sich das Schicksal ab.

1. S. den literarischen Nachweis und die Einleitung.

Die auf die Gazelle geschleuderte Waffe flog dem Schakal in den Kopf.

Dies verhielt sich, wie folgt:

In dem Walde, welcher ganz in der Nähe von Śāligrāma liegt und der alte genannt wird, lebten einst drei Freunde: ein Schakal, eine Gazelle und eine Krähe. Diese erwiesen einander dadurch ihre Liebe, daß jeder den anderen sagte, wo es für sie etwas zu verzehren gab, und so zeigte einst die Krähe der Gazelle ein Gerstenfeld, und die Gazelle begab sich nach demselben, um die Halme abzugrasen. Am nächsten Tage bemerkte der Besitzer des Feldes, daß seine Gerste von einer Gazelle abgeweidet war, und stellte ein Netz auf; und als die Gazelle wieder auf die Weide ging, fiel sie in diese Falle.

Die Krähe kam auf der Suche nach ihr herbei, sah sie in dieser Lage, begab sich, da des Freundes Schmerz ihr eigener Schmerz war, zu ihrem andern Freunde, dem Schakal, und sagte zu ihm: „Lieber Freund! Unsere Freundin, die Gazelle, ist in eine Schlinge geraten. Die Spitzen deiner Zähne sind sehr scharf; zerschneide darum mit ihnen die Schlinge und befreie die Gazelle aus ihrem Unglück."

Der Schakal aber war ein Verräter und dachte: „Ei, wessen Freundin ist denn die Gazelle, und was habe ich davon, wenn ich sie befreie? Stirbt sie dagegen, so kann ich mich zwei bis drei Tage an ihrem Fleische satt essen." So dachte der Schakal und erwiderte: „Liebe Krähe! Infolge meines Alters sind meine Zähne wacklig geworden, und darum bin ich nicht imstande, die Schlinge zu zerbeißen."

Als die Krähe das gehört hatte, flog sie zu der Gazelle und sprach zu ihr: „Wenn der Besitzer des Feldes kommt, meine Freundin, so halte deinen Atem an und stelle dich so lange tot, bis die Schlinge völlig gelöst ist. Wenn er dich

aber von der Fessel befreit hat und sich entfernt, dann steh leise auf und lauf, was du kannst!"

Nach dieser Unterweisung setzte sich die Krähe auf einen nahen Baum; da kam auch schon der Eigentümer des Feldes herbei mit der Speise, die er zum Frühstück mitgenommen hatte, und mit einem Beil über der Schulter. Da er die Gazelle für tot hielt, legte er das Essen auf einen Stein und zog ihr in aller Ruhe die Fesseln ab. Sobald nun die Krähe bemerkte, daß die Gazelle vollständig von den Schlingen befreit war, setzte sie sich auf das Frühstück des Bauern. Da dieser die Gazelle für völlig leblos hielt, ging er hin, um die Krähe zu verscheuchen; und als die Gazelle merkte, daß er sich weit genug entfernt hatte, sprang sie auf und lief davon.

Als aber der Landmann die Gazelle davonlaufen sah, warf er ihr seine Axt nach, traf aber nur den Schakal, welcher in seiner Gier nach dem Fleische der ihm befreundeten Gazelle in dem dazwischenliegenden Dickicht lauerte, und spaltete dem Verräter den Kopf, so daß er starb.

Die Krähe und die Gazelle dagegen kehrten nach Hause zurück, lebten miteinander glücklich und taten einander zuliebe, was sie nur konnten.

24. Erzählung

Der Schakal
oder
Die Klugheit

Listige Klugheit versteht es trefflich, eigenen und fremden Nutzen in ununterbrochener Reihe mannigfach zu entfalten. Denn:

1. Ein klarer Verstand erzeugt Glück, hemmt Unglück, reinigt das von Sündenmassen befleckte Ich, läutert einen andern durch Anwendung von Sühnezärimonien und ist wirklich eine Wunschkuh. 1

Was darum ganze Kōṭi 2 von Gewaltigen mit ihrer Gewalt nicht auszurichten vermögen, das richtet ein einziger Kluger mit seiner Klugheit aus. Das lehrt folgende Erzählung des Pañcākhyāna:

2. Größer als die Gewalt ist die Klugheit, wenn sie sich zur rechten Zeit einstellt. Affe und Tiger wurden auch ohne Gewalttat vom Schakal gedemütigt.

Dies verhielt sich wie folgt:

In einem Walde, welcher Atibhīma 3 hieß, wohnte ein Schakal namens Kuraṇṭa. Zu diesem sagte einst seine Frau Kuraṇṭā, da sie gesegneten Leibes war: „Ich bin guter Hoffnung, o Herr; sieh dich also nach einem Orte um, wo ich gebären kann." Er sagte: „Ich bin schon drüber!"

Eines Tages, als sie mit ihrem Manne im Walde umherstreifte, kam sie mit ihm an eines Tigers Höhle und sagte zu ihrem Gemahl: „Herr, die Stunde der Geburt ist über mich gekommen; ich kann nicht einen Schritt mehr weitergehen."

Er sprach: „Gebier in dieser Höhle!"

Und als sie es getan hatte, gab ihr der Schakal diese Weisung: „Liebe Kuraṇṭā! Du mußt mich jetzt ‚Schlachtenbrecher' nennen; ich aber werde dir den Namen ‚Feuerblitzfeuer' geben. Sobald aber der Tiger kommt, mußt du dafür sorgen, daß die Kleinen heulen, und wenn ich dich frage, weshalb sie weinen, so sagst du: ‚Sie haben Hunger.'"

1. Eine Kuh in Indras Himmel, welche alle Wünsche gewährt. Auch sonst werden solche Wunderkühe in der indischen Erzählungsliteratur erwähnt. Vgl. z. B. Hertel, Das Pañcatantra, S. 145 f., Nr. 27 nebst den Nachweisen. 2. Ein Kōṭi = 10000000. 3. „Äußerst furchtbar".

Nachdem er sie so belehrt hatte, ging er hinaus und wartete. Da sah er den Tiger herankommen und mit seines Schweifes Schlägen den Erdboden aufreißen, und sogleich rief er seiner Kuraṇṭā zu: „Ei, Feuerblitzfeuer! Warum weinen denn unsere beiden Kinderchen?"

Sie antwortete: „Die Bübchen haben Hunger, lieber Schlachtenbrecher!"

„Nun, so verhalte dich nur still. Der Tiger muß ja doch gleich kommen. Mit seinem Fleische wollen wir unsere Kindlein sättigen."

Als das der Tiger hörte, dachte er: „Das muß ein gewaltiges Raubtier sein. Sind doch schon die Namen der beiden unerträglich. Drum will ich nichts mehr mit dieser Höhle zu schaffen haben."

So dachte er und kehrte spornstreichs um.

Diese ganze Geschichte aber hatte ein Affe mit angesehen. Der kletterte von seinem Baum herab, eilte dem Tiger nach und rief:

„Ei, Tiger! Lauf doch nicht davon! Kehr' doch wieder um! Das ist gar kein anderes Raubtier; das ist nur ein Schakalpärchen. Hast dich von diesem listigen Gauner übertölpeln lassen!"

Der Tiger rief: „Ich werde mich hüten, mit dir zurückzukehren! Du bist gewiß einer von seinen Dienern; und wenn du mich dem Tode ausgeliefert hast, so läufst du auf und davon."

Der Affe sagte: „Nun, so laß uns nicht hingehen, bevor wir unsere Hälse durch eine Schlinge verbunden haben."

Damit war der Tiger einverstanden. Sie banden mit einer Schlinge Hals an Hals, und als der Schakal sie so wiederkommen sah, dachte er:

„Gewiß hat der schuftige Affe ihn zurückgebracht; denn er hat mit angesehen, was ich getan habe." Nach dieser Überlegung fragte er laut seine Kuraṇṭā wie vorher, und

als sie ihm dieselbe Antwort zurief, sagte er: „So schweig doch still! Mein Herzensfreund, der Affe, holt den Tiger wieder und wird gleich mit ihm zurück sein."

Als der Tiger das hörte, rannte er davon; denn er glaubte nicht anders, als daß es um sein Leben ginge. Dem Affen, der an seinen Hals gebunden war, wurde in Dornen und Gestrüpp sein Leib gebrochen, und alles Unheil stürzte sich auf ihn.

Unser Kuranta hingegen hatte seinen Pfad von Dornen gesäubert; er zog seine beiden Kinderchen in der Höhle des Tigers auf und kehrte dann in seine eigene Wohnung zurück.

25. Erzählung

Die Schlange im Termitenbau
oder
Plaudere kein Geheimnis aus!

Wohl denen, welche anderer Leute Schwächen bedecken! Denn:

> Selten sind die Mütter, welche Söhne gebären, die der Baumwolle gleichen und wie diese ihre eigene Tugend [Wortspiel: Fäden] zeigen, indem sie der anderen Blößen verhüllen.

Wer anderer Leute Schwächen aufdeckt, schädigt sich selbst. Denn:

> Was hat's für Zweck, eines anderen Fehler — ob sie nun wirklich vorhanden sind oder nicht — auszuplaudern? Man fällt selbst dadurch ins Ungemach; den andern aber macht man sich zum Feind.

Das trifft aber nicht nur für das Ausplaudern der Schwächen *anderer* zu: selbst wenn man über die Schwächen der eigenen Verwandten spricht, so ist die Folge eine

Kette von Unheil. Dies lehrt die folgende Erzählung des Pañcâkhyâna:

Die Niederträchtigen, welche die gegenseitigen Schwächen ausposaunen, gehen selbst zugrunde, wie die Schlange im Termitenbau und die im Leibe.

Dies verhielt sich wie folgt:

In der Stadt Pratiṣṭhâna lebte ein König Sauryasundara mit seiner Königin, welche Sundarî hieß. Diesen König entführte einst ein schlecht abgerichtetes Roß in den Wald. Da er sehr erschöpft war, so verfiel er dort unter einem Baum in tiefen Schlaf, und eine Schlange von der Art, welche im Munde des Menschen wohnt, kroch ihm bei dieser Gelegenheit in den Mund.

Nach einiger Zeit kam des Königs Heer, welches ihm gefolgt war, und führte ihn wieder nach seinem Palast. Aber die Schlange in seinem Leibe verursachte ihm solche Schmerzen, daß sie ihm all seinen Mut, seine Tatkraft und seine Schönheit vernichteten und daß er von Tag zu Tag schmächtiger ward. Trotzdem er alle die vielen Heilmittel verwendete, welche die größten Ärzte ihm verordneten, vermochte er nicht zu gesunden, und schließlich ward er des Lebens überdrüssig und machte sich mit den Seinen nach der Gaṅgâ auf, um dort die Säge loszulassen. 1

Unterwegs legte er sich unter einem Nyagrôdha-Baum 2 zur Ruhe. Als er dort abseits von den andern fest eingeschlafen war, kroch die Schlange aus seinem Munde auf sein Gesicht, um Wind zu verzehren. Da ward eine andere Schlange ihrer ansichtig, welche aus einem in der Nähe stehenden Termitenbau gekrochen war, und sagte zu ihr:

„Hör', du Verruchte! Du niederträchtigste unter den Schlangen! Richte diesen fünften Welthüter 3 nicht zu-

1. S. 16,3. 2. Ficus indica. 3. Die Welthüter sind die Götter Indra, Yama, Varuṇa und Sôma (Mond), oder statt Sôma der

grunde! Verlaß seinen Leib! Was soll ich tun? Ich weiß sehr wohl, daß es ein Mittel gibt, dich zu töten! Man braucht ihm nur die Wurzel der bittern Gurke mit saurem Reisschleim einzugeben. Aber leider ist gar niemand da, dem ich das verraten könnte."

Als das die Schlange hörte, welche in des Königs Leib hauste, rief sie der andern zu: „Hör', du Verruchte! Was soll ich erst tun? Auch ich weiß, daß es ein Mittel gibt, dich zu töten und den Schatz zu heben, der sich in deiner Wohnung befindet. Man braucht nur heißes Öl in deine Höhle zu gießen. Aber leider ist gar niemand in der Nähe, dem ich das verraten könnte."

Es war aber doch jemand in der Nähe des Königs, die Königin nämlich. Und diese hatte aus der Rede und Gegenrede der beiden gehört, wie ihnen beizukommen war.

Sie befolgte genau das erste Rezept, vernichtete dadurch die Schlange im Leibe des Königs und machte diesen gesund; und dann befolgte sie genau das zweite Rezept, tötete dadurch die Schlange im Termitenhaufen und hob den Schatz, den diese bewachte.

Feuergott Agni. Jeder von ihnen schirmt eine Himmelsgegend. Nach anderen Quellen sind es acht, nämlich außer den genannten noch Vāyu (Wind), Sūrya (Sonne) und Kubēra, der Gott des Reichtums (vgl. unten 45,3).

Zweite Woge

26. Erzählung

König Dhara
oder
Der Mut

In Kṣitiratnapura regierte einſt ein König, welcher Dhara hieß und welcher aller tapferen Männer mutigſter war.

Eines Tages hatte er auf dem Exerzierplatz Roſſe geritten und raſtete unter einem Aśokabaum, [1] als er bemerkte, wie ein Bote auf ihn zukam. Die Kleider und Schuhe desſelben waren zerriſſen; in der Hand hielt er einen Schlauch, und es war kein Zweifel, daß er gar manches Land geſehen hatte.

Der König fragte den Mann: „Woher kommſt du?" Der Mann erwiderte: „Majeſtät! Ich komme aus der Stadt Anukūla, welche am Ufer des Himmelsſtromes [2] gelegen iſt."

„Haſt du dort etwas Beſonderes geſehen?" fragte der Fürſt weiter.

Der Mann ſprach:

„Vernimm, Fürſt der Könige, welches Wunder ich dort geſchaut habe! Dort erhebt ſich in jeder Vollmondsnacht an dem einen Ufer der Gaṅgā ein ſchöner Stein, auf welchem die Geſtalten von vier Göttinnen gezeichnet ſind, aus der Waſſerfläche über das Waſſer, ſchwimmt eine Nacht-

1. Jonesia Asoka. 2. Himmelsſtrom = Gaṅgā; ſ. 8,1.

wache lang unbeweglich auf demſelben und verſinkt dann wieder. Darauf erſchallt aus dem Waſſer eine Stimme: ‚Wenn ein mit den 32 Glückszeichen 3 verſehener Mann hier ſein Haupt zum Opfer bringt, ſo erhält er dieſen Stein.‘

Wenn aber jemand verſucht, hinüberzuſchwimmen und ſich den Stein zu holen, ſo bleibt er wie feſtgebannt im Waſſer, wenn er die Mitte erreicht hat. Die Leute, die dieſen Vorgang geſehen haben, denken: ‚Wer wird ſo dumm ſein und ſich ſelbſt einem Steinblock zum Opfer bringen?‘ Mit dieſem Gedanken gehen ſie betrübt von dannen, und andere kommen an ihrer Stelle.“

Als Dhara das vernommen hatte, dachte er: „Nur entſchloſſener Mut bringt Erfolg. Denn:

> Zu den Mutigen geſellt ſich Lakṣmī, nicht aber zu furchtſamen Männern, wie der Ohrring zum Ohr und zur Perle und der Ruß zu den Augen. 4

Dazu kommt, daß es ſich um einen Vorgang handelt, der göttlicher Macht entſpringt; denn ſonſt könnte weder der Stein auf dem Waſſer ſchwimmen, noch könnte aus dieſem Waſſer artikulierte Rede erſchallen. Ich will alſo hingehen und mir das Wunder einmal anſehen!“

So dachte der König, entließ den Boten und ging, nur von ſeinem Mute begleitet, nach der Stadt Anukūla.

Als er dort das Wunder ſchaute, rief er: „Ich werde mich ſogleich dieſem Stein zum Opfer bringen!“ Und ſchon ſetzte er ſich das Schwert an die Kehle, da erſchienen ihm die vier Göttinnen, die Luftwandelnde, die Vielgeſtaltige, die Wunſchgewährende und die in fremde Leiber Eingehende, erklärten ihm jede ihre Fähigkeit und ſagten dann zu ihm:

„Nicht ſo vorſchnell, Fürſt der Könige! Wir freuen uns deiner, weil du ſolchen Mut beſitzeſt.“

3. Beſtimmte Körperlinien. Alle 32 finden ſich nach indiſchem Glauben beim König. 4. Aus Ruß wird die Augenſalbe bereitet.

Durch diese Zauberkräfte 5 konnte sich nun König Dhara alles verschaffen, was er begehrte, kehrte nach Hause zurück, regierte sein Reich noch eine lange Zeit und gelangte schließlich auf den guten Pfad.

27. Erzählung

Draupadī

oder

Sprich stets die Wahrheit!

Als sich in Hastināpura der König Yudhiṣṭhira, 1 Bhīma und seine anderen Brüder jeder, wenn die Reihe an ihn kam, mit der ihrer Keuschheit wegen berühmten Draupadī den Sinnengenüssen hingab, geschah es, daß einst im Monat Māgha 2 achtundachtzigtausend Mönche, die sich auf einer Wallfahrt befanden, auf dem Luftwege daherkamen 3 und in den Park von Hastināpura herabstiegen. Der Forstmeister teilte dem König ihre Ankunft mit, und dieser lud sie zu einer Mahlzeit ein. Die Mönche aber sagten zu ihm:

„Wenn du uns mit Mangofrüchten bewirtest, Sohn Yamas, die heute entstanden sind, dann wollen wir in deinem Palaste speisen, sonst aber nicht."

Der König entgegnete:

5. Die Zauberkräfte oder Siddhi werden selbst als Göttinnen gedacht, wie den Lesern von Sōmadēvas Kathāsaritsāgara bekannt ist. Wenn man sie sich dienstbar gemacht hat, so vermag man beliebig durch die Luft zu wandeln, beliebige Gestalten anzunehmen, sich alles zu verschaffen, was man begehrt, und in fremde Leiber einzugehen. I. S. 12,3. Draupadī war die gemeinsame Gemahlin der fünf Söhne Pāṇḍus. S. Winternitz, Gesch. der ind. Lit., I, S. 280 ff. 2. d. i. Januar-Februar. 3. Diese Fähigkeit haben sie durch Askese erlangt, welche ja allerlei Wunderkräfte verleiht.

„Mangofrüchte, ihr Mönche, sind außer der Zeit schwer aufzutreiben. Darum wählet euch Milchreis oder nach Belieben irgendein anderes Gericht."

In diesem Augenblick kam der Mönch Nārada,[4] der gerade umherzustreifen beliebte, der immer gern dabei war, wo's etwas zu sehen oder zu hören gab, herzu und sagte zu Yudhiṣṭhira:

„Wenn deine gekrönte Königin Draupadī, o Fürst der Könige, die die Krone aller keuschen Frauen ist, in deinem mit Bürgern gefüllten Audienzsaal fünf Wahrheiten ausspricht, dann werden an einem Mangobaum die Früchte erscheinen, obgleich es außer der Zeit ist."

Der König war damit einverstanden, und als Draupadī in die Hofversammlung trat, sagte Nārada zu ihr:

„Antworte wahrheitsgetreu auf folgende fünf Fragen: Wie steht's mit deiner Zufriedenheit mit den Fünfen, mit deiner Keuschheit, mit der großen Herzensreinheit, die du deinen Verwandten entgegenbringst, mit deiner Gattenliebe und mit der Zufriedenheit deines Herzens?"

Als Nārada diese Fragen an Draupadī richtete, fürchtete sie sich vor der Lüge, und obwohl es ihr schwer fiel, ihr Innenleben zu enthüllen, so entdeckte sie es dennoch vor den Bürgern und sprach in fünf Strophen folgende fünf Wahrheiten aus:

Meine fünf Gatten, die Söhne Pāṇḍus, sind schön und sind gewaltige Kämpen; trotzdem aber sehnt sich mein Herz nach einem sechsten Gatten, Nārada!

Dadurch nur, o Nārada, werden die Frauen keusch, daß es für sie keine Heimlichkeit, keine Gelegenheit und keinen Mann gibt, der ihrer begehrt.

4. Ein berühmter, aus dem Mahābhārata bekannter Götter-Asket.

καλὸν ἄνδρα, εἴτε πατέρα, εἴτ' ἀδελφόν, εἴτε καὶ υἱὸν ὁρωσῶν τῶν γυναικῶν τὸ αἰδοῖον νοτίζεται, ὡς ὠμὴ χύτρα τῷ ὕδατι. 5

Die Regenzeit ist die schlimmste Zeit, und doch lieben wir sie, weil sie das Leben ermöglicht. 6 Darum, o Nārada, lieben die Frauen ihren Mann nur deshalb, weil er sie ernährt.

Das Feuer ist nicht mit Holzscheiten zu sättigen, das Weltmeer nicht mit Flüssen, der Tod nicht mit allen Wesen und die Frauen, die so holdselig blicken, nicht mit Männern.

Während sie so sprach, entstand bei der ersten Wahrheit ein Schößling, bei der zweiten wuchsen Blätter an ihm, bei der dritten Äste, bei der vierten Knospen und bei der fünften reifende Mangofrüchte.

Darauf sprach Draupadī weiter, um zu zeigen, daß die gegenseitige Verbindung zwischen Mann und Weib gefährlich ist:

Das Weib ist einer Feuerpfanne gleich, der Mann einer Pfanne voll Butter; darum, o Nārada, soll man die Berührung mit den Frauen meiden.

Nachdem die Bürger das gehört hatten, gingen sie alle nach Hause; die Mönche verzehrten von den Mangofrüchten, soviel ihr Herz begehrte, und gingen dann gleichfalls an ihren Ort.

Der König aber pries sich glücklich, daß er ihnen eine Mahlzeit nach ihrem Herzen hatte bieten können, und regierte noch lange sein Reich.

5. Ich gebe diese Strophe in Anlehnung an die in den „Ind. Sprüchen" gegebene Übersetzung mit den durch Hēmavijayas Lesarten gebotenen Abweichungen. 6. Wenn die Regen ausbleiben, tritt in Indien Hungersnot ein.

28. Erzählung

Der Brahmane Bhūdhara
oder
Das Kali-Zeitalter

In dem Kali-Zeitalter [1] liegen alle Wege zur Sünde offen, und alles, was sich in ihm ereignet, ist verkehrt. Denn:

> Die Guten liegen darnieder, die Bösen frohlocken; die Söhne sterben, und langlebig sind ihre Erzeuger; über die Fremden freut man sich und zürnt den Seinen: sehet, o Menschen, wie es wunderlich zugeht im Kali!

Denn der Kali ist unerträglich wie ein besonders heißer Sommer:

> Die Strahlen der Sonne [Wortspiel: die Hände der Rinderzüchter] werden hart, was dem Freude macht, der an Kälte gewohnt ist [mit Ungebildeten umgeht]; der Durst [die Habgier] kommt in keiner Weise zur Ruhe; der Beginn der Nächte [der Sünden] erregt Freude, und auf der Erde tritt Trockenheit [Feindschaft] ein: ist dies die Sommerzeit, oder ist es gar das daherschreitende Kali-Zeitalter?

Darum bringt der Kali selbst denen Unheil, die Gutes getan haben. Das beweist die folgende Geschichte von dem Brahmanen.

> Im Kali ist's gewöhnlich so, daß Unheil über Unheil die Leute trifft, die auf dem Pfade des Rechtes schreiten, wie der Brahmane ins Unglück stürzte, welcher den Preis an der Gurkenwurzel niederlegte.

Dies verhielt sich, wie folgt:

Im Kali-Zeitalter verließ einst eine śivaïtische Prozession die Stadt Mathurā, um eine Wallfahrt nach Dvārikā [2]

1. S. 5,1. 2. Oder Dvārakā, die alte Residenz Kṛṣṇas im westlichen Teil von Gudscharat.

zu unternehmen. Als die Wallfahrer auf ihrer Straße in die Gegend von Ratnapura kamen, nahmen sie von den Feldern, deren Besitzer nicht zugegen waren, nach Herzenslust Blätter, Blüten und Früchte, um sie zu Gemüse und anderen Speisen zu bereiten.

Das sah der Kutscher Bhūdharas, eines Brahmanen, welcher den Weg des Rechtes zu wandeln gewohnt war, und sagte zu ihm:

„Guter Herr! Laßt es mich machen, wie die andern Wallfahrer, und laßt mich Gurken nehmen."

Bhūdhara antwortete ihm:

„Ihr dürft gar nichts nehmen, was Euch der Besitzer nicht geschenkt hat, sei es eine Frucht oder sonst etwas. Willst du trotzdem Gurken nehmen, so tu es; aber dann mußt du den Preis der Früchte an die Wurzel der Pflanze binden."

Das tat denn auch der Kutscher.

Als sich darauf die Prozession auf einem Grundstück vor der Stadt lagerte, schickte sich der Kutscher an, das Essen zu kochen, und während er kochte, begann Bhūdhara die Gurken zu zerschneiden. Da sah er plötzlich in seiner Hand ein neugeborenes, bluttriefendes Kindlein liegen, dem er mit seinem Messer die Kehle durchschnitten hatte, und vor ihm stand eine Frau. Diese Frau hatte ihr Haar gelöst, schlug sich ans Herz, konnte sich vor Jammern nicht fassen und rief ihm zu, indem die Tränen ihren Augen entquollen:

„Du Scheusal! Deine Tat macht dich zum Cāṇḍāla. 3 Doch nein! Selbst ein Cāṇḍāla würde vor der Untat zurückschaudern, die du getan hast, du Kindesmörder! Noch mehr! Nicht das geringste hab' ich dir zuleide getan, und trotzdem hast du mir mein Söhnchen geschlachtet! Wohin gedenkst du jetzt zu entrinnen?"

So jammerte sie in ihrem Zorn und verklagte Bhūdhara

3. S. 5,5.

beim König. Des Königs Beamte aber hieben mit Fäusten, mit Stöcken und mit anderem auf den Brahmanen ein, knebelten ihn, banden ihm des Kindes Leiche an den Hals [4] und schleppten ihn vor den Herrscher.

Als dieser ihn sah, ward er zornig und rief:

„Pfählt ihn! Denn seine Tat hat ihn zum Cāṇḍāla gemacht!" [5]

Der Brahmane hatte den Befehl sehr wohl vernommen. Trotzdem lachte er. Des Königs Minister Matinidhi sah das und dachte:

„Seht doch! Jeden Menschen graust vor dem Tode; dieser aber freut sich darüber!" Und er fragte ihn: „Warum lachst du?"

Da erzählte ihm der Brahmane sein ganzes Erlebnis genau so, wie es sich zugetragen hatte.

Als nun der König nach dem Preise sandte, den der Brahmane an der Wurzel der Gurkenpflanze hatte befestigen lassen, dieser ihm wirklich gebracht wurde und er an dem allen nicht mehr zweifeln konnte, was Bhūdhara ihm erzählt hatte, da war weder ein Kind noch ein Weib mehr zu sehen; er sah nur den Brahmanen, dem eine Gurke an den Hals gebunden war, und vor diesem einen Gott.

Und während sich der König noch staunend fragte, was das zu bedeuten habe, sagte der Gott zu ihm:

„Ich bin die verkörperte Sünde, o König, das Kali-Zeitalter! Darum peinige ich jeden, der Gutes tut und sich ans Recht hält. Dieser Mann nun wohnt in meinem Reiche, in welchem die abscheulichsten Taten zu Hause sind, und hat doch eine Handlung begangen, wie sie meinem Feinde, dem Kṛta-Zeitalter [6] zukommt. Deshalb zürnte ich ihm und quälte ihn. Denn es heißt:

4. Wie dem Dieb die gestohlenen Senfkörner in der Sukasaptati, Erzählung 18. 5. Brahmanen dürfen nicht hingerichtet werden. 6. Das erste („goldene") Zeitalter.

Es ist, als ob Kali die Guten ohn' Unterlaß quälte, weil er sich zürnend fragt: „Was fällt ihnen ein, daß sie sich danach richten, was im Kṛta-Alter Brauch war, obwohl sie im Kali-Alter geboren sind!"

Als der König das gehört hatte, entließ er Bhūdhara, und dieser kehrte nach Hause zurück.

29. Erzählung

Der Brahmane Vararuci
oder
Berate dich nicht in der Nacht!

Der Kaufherr Acala, welcher in dem Dorfe Ghaṭaka wohnte, hatte einen sehr klugen Sohn namens Vimala. Dieser zog mit einem Barbier als Diener in die Fremde, um Geld zu verdienen. Das Glück war ihm hold, so daß er sehr viel Gut gewann. Als er sich nun auf dem Heimweg befand und in einen Wald kam, sann der Barbier, den nach seines Herrn Geld gelüstete, obwohl dieser ihm lange Zeit sein Brot gewährt hatte, auf ein Mittel, ihn zu ermorden. Verwünscht sei die Habgier, diese Wurzel alles Übels! Denn:

Überwindet die Habsucht! Denn sie ist die Wurzel des Giftbaums der Verblendung; ein Agastya 1 für das Meer der guten Werke; ein Reibholz zur Erzeugung des Feuers des Zorns; eine Wolke, welche die Sonne der Würde verdeckt; ein Lusthaus des Zanks, ein Svarbhānu 2 für den Mond der Klugheit; ein Meer für die Ströme des Unheils; ein junger

1. Agastya war ein Asket, der das Meer austrank. Vgl. Winternitz, Gesch. der ind. Lit., I, S. 345. 2. = Rāhu, ein Dämon, welcher Sonne und Mond verschlingt. S. meine Übersetzung des Hitōpadēśa, Register unter Sōma.

Elefant [oder: ein junges Kamel] für die Rankenbüschel des Ruhmes.

Einst nun übermannte die Habsucht jenen bösen Barbier, so daß er seinem Herrn, als dieser unter einem Baume schlief, mit dem einen Fuße auf den Haarschopf trat und mit dem andern aufs Herz, um ihn zu töten. Vimala erwachte, und da er sah, was jener vorhatte, sagte er zu ihm: „Nimm all mein Gut, mein Lieber, das Geld und das übrige, aber ermorde mich nicht!" Da sagte der Barbier: „Töten werde ich dich auf jeden Fall. Erbitte dir also etwas anderes." — „Wenn's so ist," sagte Vimala, „so bringe meinem Vater die vier Silben a pra si kha." Nach diesen Worten schwieg er. Der Barbier aber erschlug ihn, nahm seinen Reichtum und kehrte nach Hause zurück; und als Vimalas Vater ihn um Nachricht von seinem Sohne bat, sagte der Barbier: „Dein Sohn, o Kaufherr, ist unterwegs von Räubern ermordet worden; als ihm das Leben schon in der Kehle stand, trug er mir auf, dir die vier Silben a pra si kha zu überbringen."

Acala nahm diese vier Silben entgegen, ging nach Hause und verrichtete für seinen Sohn die Totengebräuche. Als er den Sinn der Silben aber nicht zu enträtseln vermochte, obwohl er mit klugen Männern darüber nachsann, so teilte er dies dem König mit, nachdem er ihm erzählt hatte, wie sein Sohn ums Leben gekommen sei. Da sprach der König zu seinen fünfhundert Gelehrten, welche er durch Schenkungen von Dörfern und anderen Gaben geehrt hatte: „Vernehmt, ihr Gelehrten! Wenn mir keiner von euch nach Ablauf von sechs Monaten den Sinn dieser Silben erklärt, so laß ich euch mit euren Familien hinrichten!" Da nun die Gelehrten den Sinn der Silben auch nicht herausbrachten, so zerstreuten sie sich nach allen Himmelsrichtungen, nach Städten und anderen Orten, in der Hoffnung, diesen Sinn irgendwo zu erfahren.

Einer von ihnen, ein Brahmane namens Vararuci, war viele Tage lang überall umhergewandert und verbrachte einst, als er sich auf dem Rückwege nach seinem Dorfe befand, die Nacht in dem hohlen Stamme eines Feigenbaums.[3] Da hörte er, wie zu einem in diesem Baume wohnenden Yakṣa dessen Yakṣiṇī sagte:[4] „Erzähl' mir etwas, Herr!" Der Yakṣa antwortete: „Meine Liebe! Im Dorfe Ghaṭaka bringen die Gelehrten den Sinn der vier Silben a pra śi kha nicht heraus, der doch so leicht ist! Darüber ist der König so zornig, daß er sie morgen, sobald es tagt, alle miteinander hinrichten läßt. Das wird einen Hauptspaß geben, wie deren Kinder, Weiber, Freunde und sonstige Angehörige weinen und mit jämmerlichem Gewinsel klagen. Drum will ich morgen früh dorthin!" Die Yakṣiṇī sagte: „Welchen Sinn haben denn diese Silben?" Er sprach: „Ich werde dirs nicht sagen, weil die Klugheitsregel gebietet, bei Nacht nicht zu reden." Als er dies gesagt hatte, sah sie sich nach allen Seiten um und drang dann so hartnäckig mit ihren Fragen in ihn, daß er schließlich sagte:

a bedeutet: anena tava putrasya,
pra : prasuptasya vanāntare,
śi : śikhām ākramya pādena,
kha : khaḍgena nihataṃ śiraḥ:

„Dieser hat deinem Sohne, als er im Walde eingeschlafen war, mit dem Fuß auf den Haarschopf getreten und ihm mit dem Schwerte das Haupt abgeschlagen."

So hörte Vararuci, welcher sich dort befand, die Lösung. Als es tagte, eilte er in seinen Ort, ließ den Kaufherrn und

3. Ficus indica, der mächtige, Luftwurzeln treibende Nyagrōdha.
4. Yakṣa sind niedere Götter, die als Diener Kubēras die Schätze des Erdinnern hüten, aber auch in Bäumen und an anderen Orten wohnen. Yakṣiṇī ist Femininum dazu.

den Barbier kommen und teilte vor dem König den Sinn der Silben mit. Der König stellte die Richtigkeit dieses Sinnes fest und ließ darauf den Barbier hinrichten. Acala aber holte aus dessen Wohnung alles Eigentum seines Sohnes und kehrte dann nach Hause zurück.

30. Erzählung

Surūpa und Śūrasēna

oder

Der Freund

In der Stadt Ramyamandira herrschte einst ein König namens Surasēna, und bei ihm wohnte sein Sohn, welcher Śūrasēna hieß. Mit dem Prinzen schloß Surūpa, der Sohn des in derselben Stadt wohnhaften Handelsherren Malla, Freundschaft. Diese beiden verbrachten miteinander die Zeit; sie schliefen, aßen, badeten, gingen, saßen und taten alles übrige nur miteinander.

Eines Tages sandte der Handelsherr seinen Sohn Surūpa mit einem Schiffe nach Ratnadvīpa; [1] und da der König wußte, daß Śūrasēna ohne seinen Freund nicht leben konnte, so gestattete er ihm, denselben zu begleiten. Da erblickte der Königssohn auf einem ihnen auf der See begegnenden Schiffe eine Frau, welche herrlich war wie ein Götterweib, und die Liebe ergriff ihn bei ihrem Anblick. Auch jene packte bei seinem Anblick das Liebesweh, und da ihr Schiff schneller dahinschoß, als ein von der Sehne geschnellter Pfeil, so wandte sie ihr Antlitz nach dem Prinzen zurück und zeigte ihm dabei ihre Haarflechte. Dann entführte das Schiff sie nach ihrer Heimat.

1. „Juweleninsel".

Auch Surūpa gelangte ans Ziel seiner Reise; während er aber dort seine Geschäfte betrieb und Geld verdiente, bemerkte er, wie sein Freund von Tag zu Tag dahinsiechte, und fragte ihn nach der Ursache seines Siechtums; und als er von ihm erfahren hatte, was ihm begegnet war, sagte Surūpa zu ihm: „Sage mir, lieber Freund, was sie gesprochen oder getan oder wie sie sich gebärdet hat, als sie dahinfuhr." Sūrasēna sprach: „Ich weiß gar nichts anderes, als daß sie auf ihre Haarflechte deutete." — „Mein Bruder, wenn sie auf ihre Haarflechte [vēṇī] zeigte, so wollte sie dir zu verstehen geben, daß sie in der Stadt Vēṇīpura wohnt. Darum fasse dich! Ich werde sie sicher mit dir zusammenführen."

Darauf begab sich Surūpa nach der Stadt Vēṇīpura, und um das Haus jener Frau ausfindig zu machen, bat er seinen Freund, zu der Zeit in den Tempel zu gehen, in der man in diesem die Stadtgottheit verehrte. Sūrasēna tat es. Während er sich darin befand, sah er viele Frauen hereinkommen und schließlich auch diejenige, welche er suchte. Auch sie erkannte ihn wieder, ließ vor seinen Augen Blätter des Betelpfeffers und auf diese eine Betelnuß fallen und ging dann nach Hause. Sūrasēna ging zu Surūpa und erzählte ihm, was sie getan hatte, und er sagte: „Sei guten Mutes, mein Freund! Denn sie hat dir dadurch mitgeteilt, daß sie im Stadtteil der Betelverkäufer wohnt und die Schwiegertochter des Handelsherrn Phōphala 2 ist. Jetzt sollst du schnell mit ihr vereinigt werden."

Nach diesen Worten machte sich Surūpa auf die Suche nach ihr und trat mit dem Kaufmann Phōphala in Geschäftsverbindung.

Eines Tages nun begab sich der Königssohn 3 nach dem

2. Gujarātī phōphaḷa (heutige Aussprache fōfaḷ) bedeutet „Betelnuß". 3. Diesen hat der Kaufmann offenbar als den jüngeren Bruder seines Geschäftsfreundes kennen gelernt und als solchen eingeladen.

Hause des Kaufherrn, und unter dem Vorwande, sich das Haus besehen zu wollen, ging er in demselben umher. Da gewahrte er ein im Inneren des Hauses gelegenes Gemach, dessen Tür geschlossen war, und fragte eine in dessen Nähe stehende Frau, weshalb die Türflügel nicht geöffnet seien. Sie sagte: „Die Schwiegertochter des Kaufherrn hält sich hier fern von den Menschen auf, weil sie keinen anderen Mann sehen will, während ihr eigener verreist ist.“ Der Prinz aber tat, als wäre sein Interesse an der Einrichtung des Hauses zu groß; er öffnete die Tür, erblickte die Schwiegertochter und erkannte in ihr die Frau, welche er suchte. Diese selbst aber freute sich sehr, als sie sah, daß der Mann gekommen war, welcher ein Bruder des Liebesgottes zu sein schien.

Nun ging der Prinz zu Surūpa und erzählte ihm sein Abenteuer.

Darauf begab sich Surūpa mit einem gefälschten Briefe zu dem Kaufherrn, zeigte ihm denselben und sprach: „Kaufherr! Infolge einer plötzlich eingetretenen Geschäftsnotwendigkeit bin ich im Begriffe, meinen jüngsten Bruder nach einer fremden Insel zu senden. Wenn ich nun dessen Frau in meiner Nähe behielte, so wäre mein guter Ruf gefährdet. Laß sie darum bis zur Rückkehr meines Bruders in deinem Hause wohnen.“

Der Kaufherr willigte natürlich ein, und als der Abend dämmerte, brachte Surūpa seinen Freund Śūrasēna, der Frauenkleider trug,[4] zu der Schwiegertochter desselben.

Voll Bewunderung für die Klugheit des Freundes verbrachte diese nun mit ihrem Geliebten die Zeit, indem sie sich mit ihm nach Herzenslust dem Genusse hingab, ohne den Sonnenaufgang zu beachten.

So standen die Dinge, als plötzlich ihr Mann von seiner

4. Dabei ist natürlich auch sein Gesicht verhüllt, wodurch eine Entdeckung des Betrugs verhindert wird.

Reise zurückkam. Als dieser den in ein Weib verkleideten Prinzen sah, packte ihn die Begierde, so daß er in der Nacht seiner Frau mitteilte, er wolle die andere genießen. Sie sprach zu ihm: „Gebieter meines Lebens! Sie ist die Frau des Bruders des Kaufherrn Surūpa, und außerdem geht ihr's wie mir; sie trägt keinerlei Verlangen nach einem andern Manne. Entschlage dich darum deiner üblen Begierde!" Er antwortete: „Kommt sie meinem Verlangen nicht freiwillig nach, so werde ich mich nicht bedenken, ihr Gewalt anzutun."

Als sie so merkte, daß dies sein fester Vorsatz war, befand sie sich in einer Lage, welche der zwischen Tiger und Abgrund glich, und teilte dem Prinzen mit, was ihr Mann gesagt hatte. Dieser entgegnete: „Schönes Kind! Wenn er deine Warnungen in den Wind schlägt und nicht Ruhe hält, dann laß ihn nur kommen! Ich will schon tun, was der Augenblick erfordert." So sprach der Königssohn und wartete, indem er sich bereit hielt; und als der Kaufmannssohn wirklich zu ihm kam, erstach er ihn mit einem Dolche, den er im geheimen bei sich trug, und sagte dann zur Frau des Ermordeten: „Schönes Kind! Binde deinen Mann an einen Strick und laß ihn damit zum Fenster hinab, und nach ihm mich selbst!" Als dies geschehen war, warf er die Leiche irgendwo in einen verdeckten Brunnen, begab sich noch in derselben Nacht zu Surūpa und erzählte ihm getreulich, was sich in der Nacht ereignet hatte.

Surūpa aber ging am Morgen zu dem Kaufherrn Phōphala und sagte zu ihm: „Heute nacht, o Kaufherr, ist mein Bruder zurückgekehrt; ich bitte dich darum um seine Frau." Der Kaufmann, welcher von seiner Schwiegertochter erfahren hatte, was sein Sohn getan und erlitten, 5 erzählte

5. Natürlich verschwieg die Schwiegertochter, daß die angebliche Schwiegertochter des anderen in Wirklichkeit ein Mann war, und wird nur von ihrer Flucht berichtet haben. Das ergibt sich aus dem Folgenden.

dies dem Surūpa und fügte hinzu: „Diese Geschichte kennen jetzt nur ich und du. Sollte jemand anders sie erfahren, so würde uns beide des Königs Strafe treffen. Laß uns darum das Geheimnis wahren und nimm für deine Schwiegertochter die meine hin.“ 6 So sprach er, gab ihm eine große Summe Goldes und lieferte ihm seine Schwiegertochter aus. Surūpa nahm sie und kehrte mit ihr und seinem Freunde nach seiner Stadt zurück.

Sūrasēna lebte nun mit ihr im Genusse des irdischen Glückes; schließlich aber nahm er mit ihr und mit Surūpa die mönchische Weihe, und nachdem er seine böse Tat bereut hatte, gelangte er auf den Pfad des Heils.

31. Erzählung

Die drei Yōgin
oder
Die Erzählung

Selbst abgefeimte Bösewichte können durch eine Erzählung, welche sie hören, zur Erkenntnis des Rechten gebracht werden. Denn:

> Wen sollte die Fülle von Erzählungen, welche er hört, nicht belehren? Ist sie doch kühler selbst als der Kühlung strahlende Mond, fleckenloser als der Schaum des Milchmeers, 1 weißer als Sandel, süßer als eine große Menge Amṛta, 2 erfreuender als Gold und erheiternder als die Freude über die Vereinigung mit guten Menschen.

Selbst Leute, welche einen mit dem Tode bedrohen,

6. So der Text! Der ältere Bruder vertritt Vaterstelle am jüngeren.
1. S. 12, 8, 2. S. 20, 5.

kann man durch Erteilung guter Belehrung für sich gewinnen, in welcher allerlei Wunderbares enthalten ist und welche den Wunsch nach anderer Gemütsverfassung erregt. Dies beweist die folgende Geschichte von den drei Yōgin, 3 welche der Brahmane Māṇavaka der Hetäre erzählte, als sie ihn ermorden wollte.

Gewöhnlich wenden sich die Bösen von der Sünde ab, wenn sie eine gute Erzählung hören. Die Hetäre gab den Brahmanen frei, als sie die Geschichte von den drei Yōgin vernommen hatte.

Dies verhielt sich, wie folgt:

Ein Brahmane, welcher in Candrapura wohnte und Māṇavaka hieß, hatte von dem Könige, welcher der Herr des Berges Rōhaṇa 4 ist, fünf Edelsteine erhalten und hatte sie in seinem Schenkel verborgen, und als er heimwärts wanderte, kam er nach der Stadt Mahāpurī und verliebte sich dort in die Hetäre Kāmaseṇā. Da verkaufte er eins von den Juwelen, welches eineinviertel Läkh 5 Goldes wert war, und gab sich für den Erlös dem Genusse hin. Nach zwei Jahren fragte sie ihn nach der Herkunft seines Reichtums, und der Brahmane gab ihr wahrheitsgetreuen Bericht. Während er nun einst schlief, kniete sie ihm aufs Herz und wollte ihn erdolchen, um sich seiner Edelsteine zu bemächtigen. Da sagte er zu der Verbrecherin: „Vernimm erst eine Geschichte, die ich dir erzählen will; dann magst du tun, was dir beliebt.“ Und während er unter ihr lag, erzählte der Brahmane folgende Geschichte:

Candraseṇa, der Sohn des über Candrapura gebietenden Königs Vijayaseṇa, hatte einst im Parke Pferde beritten und ruhte unter einem Mangobaum, als er einen Wanderer auf der Straße herankommen sah, welcher viele Länder gesehen hatte. Diesen fragte er: „Erzähle mir, was du überall

3. S. 10,4. 4. Ein in der Erzählungsliteratur öfter erwähnter Berg, an dem Edelsteine gefunden werden. 5. S. 13,4.

Wunderbares gesehen hast!" Der Wanderer verneigte sich vor dem Königssohn, setzte sich vor ihm nieder, und indem er ihn mit der Menge seiner leuchtenden Zähne, die wie Perlen schimmerten, glückverheißend begrüßte, 6 erzählte er von einem Wunder, wie er es gesehen hatte: „Majestät! In der Stadt Dēvapura sah ich Ratisundarī, die Tochter des Königs Purandara, welche wie Rati 7 Freude spendet; und nun sehe ich dich, der du anmutig bist wie Smara. 8 Dies sind die beiden einzigen Wunder, welche ich erblickt habe; und doch habe ich viele Länder gesehen! Obwohl sie nur deiner würdig wäre, soll heute in sieben Tagen Sūkara, der Sohn des Königs von Gandhapura, der eine Krone aller Häßlichen ist, sie heimführen. Das ist mir leid. Darum sollst du jetzt tun, was hier am Platze ist!"

Als der Wanderer ihm so erwünschte Kunde gebracht hatte, beschenkte der Prinz ihn in seiner Freude, nahm noch in der folgenden Nacht zwei Rosse, belud sie mit reichen Schätzen, und ohne daß sein Vater oder irgendein anderer darum wußte, ritt er aus der Stadt. Er begab sich zur Gemahlin des Ministers des Königs von Dēvapura, sagte zu ihr: „Ich bin dein Bruder," 9 und trat in des Ministers Haus. Darauf erzählte er ihr wahrheitsgetreu im Vertrauen, was er vernommen hatte, und bat sie: „Liebe Schwester! Laß mich einmal die Königstochter sehen!" Und die Gemahlin des Ministers lud Ratisundarī zu einer Mahlzeit ein und stellte ihm jene vor. Er sagte zu ihr: „Ich bin deinetwegen gekommen," und da sie sah, wie er ein würdiger Nebenbuhler des Gottes der Liebe war, ward auch sie von

6. Perlen, andere Juwelen und Gold bedeuten Glück. Die glückverheißende Begrüßung geschieht durch Darbringung glückverheißender Geschenke, durch volle Krüge usw. Vgl. meinen Hēmacandra, S. 254. 7. S. 1,9. 8. = Kāmadēva. 9. Durch diese Erklärung schließt er jede Möglichkeit unlauterer Absichten gegen die Gemahlin des Ministers aus.

Liebe ergriffen. Sie verabredete mit ihm, er solle sie, wenn der glückliche Tag 10 gekommen, am Abend mit Rossen am Stadttor erwarten, und kehrte dann nach Hause zurück.

Als der glückliche Tag gekommen war, hielt er sich der Verabredung gemäß bereit; als er aber sah, daß sie zu kommen verzog, ließ er beide Rosse unter der Obhut des Torhüters Balāhaka zurück und ging in die Stadt hinein. Während der Prinz sich nun auf dem einen Wege in die Stadt begeben hatte, kam die Jungfrau auf einem anderen heraus, und da die Finsternis sie an der richtigen Erkenntnis des Sachverhaltes hinderte, hielt sie den bei den Rossen stehenden Balāhaka für den Prinzen und sagte zu ihm: „Mach' dich fertig! Laß uns sofort von dannen reiten!"

Als Balāhaka ihre Worte vernahm, verbarg er sein Gesicht, sagte kein Wort, und nachdem er das eine, die Jungfrau das andere Roß bestiegen hatte, ritten die beiden davon, ohne sich zu fragen, wohin. Sobald indessen der Morgen graute und das Mädchen sah, daß es Balāhaka vor sich hatte, erschrak es heftig, faßte sich aber in einer bei Frauen ungewöhnlichen Weise und schickte Balāhaka in eine Stadt mit dem Auftrage, alles zu holen, was zur Mahlzeit nötig war. Dann legte sie Männerkleidung an, 11 ritt ganz allein mit ihrem Pferde nach Dhanavāsapura und trat dort in des Königs Dienste.

Während sie dort unter dem Namen eines Prinzen Ratisundara lebte, konnte sie es nicht vermeiden, daß ihr eine Tochter des Königs namens Devadattā vermählt wurde; sie schützte aber vor, fünf Jahre lang auf den ehelichen

10. Der Tag, der nach dem von Astrologen gestellten Horoskop der Brautleute den für ihre Vermählung glückverheißenden Augenblick enthält. 11. Diese hatte sie wohl auf alle Fälle eingepackt, da bei einer Entführung eine Verfolgung vorauszusehen war.

Verkehr mit ihr verzichten zu müssen,[12] und übernahm von nun an die Verwaltung des Hospizes.[13]

Nun waren Sūkara, Candrasēna und Balāhaka aus Gram Yōgins geworden, der erste, weil er bei seiner Ankunft zum Hochzeitsfeste erfahren hatte, daß die Jungfrau verschwunden war, der zweite, weil er glaubte, sie habe sich von Balāhaka entführen lassen, der dritte, weil er sie bei seiner Rückkehr aus der Stadt nicht mehr angetroffen hatte. Indem sie umherwanderten, kamen sie nach Dhanavāsapura und ließen sich im Hospiz zur Mahlzeit nieder. Als nun Ratisundarī kam, um die Speisen zu verteilen, erkannte sie die drei, fragte jeden nach der Ursache seiner Weltflucht, und nachdem jeder von ihnen seine Geschichte erzählt hatte, ließ sie heimlich Candrasēna zu sich bringen und teilte ihm mit, was sie inzwischen erlebt hatte. Da sie nun erwog, daß Sūkara gekommen war, weil er sich mit ihr hatte vermählen wollen, gab sie ihm die mit ihr selbst vermählte Königstochter. Mit Rücksicht darauf, daß sie mit Balāhaka, wenn auch nur eine Nacht lang, gemeinsam gereist war, erwirkte sie, daß er mit der Tochter des königlichen Torhüters vermählt ward. Sie selbst aber ward Candrasēnas Gemahlin.

Gegen das Ende ihres Lebens traten die beiden Gatten zur Religion des Jina über und gelangten dadurch auf den Pfad des Heils.

„So, meine Geliebte, hat jenes Mädchen den Mann belohnt, in dessen Gesellschaft sie eine einzige Nacht verbrachte. Ich aber habe in deiner Gesellschaft zwei Jahre verlebt. Und du willst mich ermorden?"

Diese Worte des Brahmanen nahm sich die Hetäre zu Herzen und gab ihn frei, und er kehrte in seine Heimat zurück.

12. In Indien, dem klassischen Lande der Gelübde, hatte dies nichts Auffälliges. 13. In dem Fremde freie Unterkunft und Beköstigung erhalten.

32. Erzählung

Der Handelsherr
oder
Trau keinem Yōgin!

In einer Stadt, welche Suvarṇaśṛṅkhalā hieß, lebte Dhanavāha, ein steinreicher Kaufherr, der erste Mann der Stadt, mit seinen beiden Söhnen Dhanadatta und Dhanadēva und genoß wie der Spender des Reichtums 1 all das Glück, welches diejenigen genießen dürfen, die ein Familienleben führen. Als der Kaufmann alt geworden war, bemerkten einst seine Söhne, wie er im Januar vor Kälte heftig zitterte, und versuchten alles mögliche, ihn vor Frost zu schützen, indem sie ihn auf ein Lager im innersten Zimmer des Hauses betteten, ihn in Federbetten hüllten, ihn mit Öl einrieben, ihm Betel gaben und ihn erhitzten 2 usw. Trotzdem mußten es die Söhne mit ansehen, daß ihr Vater der harten Kälte zu erliegen drohte und Tag und Nacht zitterte wie Espenlaub, 3 durch welches der Wind fährt, und sie litten selbst unter seinem Leiden und waren sehr betrübt.

Eines Tages sahen sie einen Yōgin mitten auf dem Markte stehen, als befände er sich im innersten Gemache eines Hauses. Obwohl er nackt ging, war es, als trüge er ein dickes Gewand, und obwohl er nur von freier Luft umgeben war, betrug er sich, als ob ihn Federbetten umhüllten. Denn trotz der grimmigen Kälte zitterte er so wenig, als wäre er aus Stein gefügt gewesen. Er hatte Hanf, Opium, Stechapfelsamen und viele andere besonders starke Stoffe gegessen und Branntwein getrunken, und obwohl er die Altersgrenze des Menschenlebens erreicht hatte, war

1. Kubēra; s. 1,9. 2. Durch heiße Tücher u. dergleichen. 3. Eigentlich wie das Laub des Aśvattha (Ficus religiosa).

er wohlbeleibt, plump wie eine Bergkuppe, hoch wie eine Palme und fleischig wie ein Büffel. In seiner Begleitung befand sich eine Ziege, die er neben sich angebunden hatte, und an Listen übertraf er jede Schlange. 4 Zu diesem sagten die Brüder: „Wie kommt es, Yōgin, daß dir in dieser kalten Jahreszeit die Kälte nichts anhaben kann?" Er ließ sich dreimal fragen; dann sagte er: „Diese Ziege, ihr Knaben, weidet alle Kälte von mir ab, wie grünes Gras. Darum kann mir die Kälte nichts anhaben, obwohl ich unbekleidet bin."

Wie ein Pisāca 5 betörte sein Wortschwall ihre Knabenherzen; und so kauften ihm die Brüder die Ziege für den von ihm verlangten Preis von zweihundert Goldgulden ab und wollten sich schon mit ihr entfernen, als der Yōgin zu ihnen sagte: „Sie weidet aber nur dem die Kälte ab, der wie ich an einem sehr windigen, nur vom freien Himmel umschlossenen Ort unter einer einzigen Decke schläft."

Die Kaufmannssöhne taten nun, wie sie der Yōgin angewiesen hatte. Sie brachten ihres Vaters Bett auf das Dach des siebenstöckigen Palastes, banden an einen Fuß desselben die Ziege und legten den Kaufherrn hinein, indem sie ihn nur mit einem durchscheinenden Tuch bedeckten. Aber während der Kaufherr darinnen lag, setzte ihm die grimmige Kälte so zu, daß er starb.

4. Wörtlich: „der durch die Künste seiner Gewundenheit [Wortspiel: Bosheit, seines betrügerischen Wesens] die Schlangen übertraf". Das im Indischen häufige Bild ist vom Gang, nicht von der List der Schlangen hergenommen. 5. Eine Art menschenfressender Dämonen.

33. Erzählung

Wie die Liebe dem Menschen mitspielt

In Kubērapura lebte ein Kaufmannssohn, welcher Kubēracandra hieß, und welcher zu seinem Vater Kubēradatta in demselben Verhältnis stand, wie Nalakūbara zu Kubēra. 1 Dieser Jüngling hatte sich jüngst mit Kamalaśrī vermählt, einer Jungfrau, welche ihm keine geringeren Freuden spendete, als es Kamalā 2 selbst zu tun vermocht hätte. Trotzdem ließ er sie in seinem Hause allein zurück, nahm Abschied von seinen Eltern und zog mit einer Karawane, welche aus einem langen Wagenzug und aus vielen Stieren, Kamelen, Pferden, Maultieren, Eseln, Büffeln und anderem bestand, nach der Stadt Sūraseṇā. Dort ward er vom König mit großen Ehren aufgenommen, und nachdem er viele Geschäfte abgeschlossen hatte, machte er sich gegen das Dīpālikā-Fest 3 wieder nach seiner Heimatstadt auf, da er die Trennung von seinem geliebten Weibe nicht länger zu tragen vermochte. Denn zur Zeit der jungen Liebe brennt die Trennung wie Feuer. Heißt's doch:

> Trennung, der Frühlingsmonat, junge Liebe, der Beginn der ersten Jugend und der Ton der fünften Weise: 4 welcher Mensch vermag diese fünf Feuer zu ertragen?

1. Nalakūbara ist Kubēras Sohn. Vgl. 1,9. 2. S. 18,2. 3. „Fest der Lichter", Guj. Divāḷī, der letzte Tag des indischen Jahres (in unserem November), der durch Illuminationen und große Fröhlichkeit gefeiert wird. Ein Gudscharāti-Sprichwort sagt: „Wer ißt am Divāḷi-Tag Mehlsuppe (ghems, ein Gericht aus Molken und juvār-Mehl)?"; und „Divāḷi-Tage" bedeutet soviel wie „Freudentage", „Festtage". (S. 257,5.) Eine Beschreibung der Festlichkeiten, die an diesem Tage gefeiert werden, ihm vorausgehen und folgen, findet man bei Malabári, Gujarát, S. 253 ff. 4. Die fünfte „Weise" wird (nach V. Sh. Apte) in der fünften Note der indischen Tonleiter gesungen, und diese soll dem Gesang des Kōkila entsprechen, des

Da er nun bedachte, daß das Dīpālikā-Fest sehr nahe bevorstand, der Weg noch lang und darum die Heimreise mit seiner Karawane zusammen für ihn kaum durchführbar war, so bestieg er ein Roß und ritt ihr ganz allein voraus.

Unterwegs kam er nach der Stadt Gandhavatī und ließ sich in einem Tempel der Göttin Pārvatī,5 welcher sich vor derselben befand, zur Rast nieder, und da er bedachte, daß an diesem Tage bereits das Dīpālikā-Fest eingetreten und seine Vaterstadt noch sehr weit entfernt war, so verbrachte er in diesem Tempel die Nacht.

Nun lebte in derselben Stadt ein Kaufherr Rūpasēna. Dessen Schwiegertochter Rūpaśrī übertraf an Anmut Rambhā6 und die übrigen Apsarasen und war nur Rati7 gleich an Gestalt. Diese Rūpaśrī kam in den Tempel, um die Göttin zu verehren. Sie trug, was zu dieser Huldigung nötig war, hatte all ihr Geschmeide angelegt, trug in der Hand eine Kanne, die aus Gold bestand, und trat so ohne jegliche Begleitung um Mitternacht ein, um einen alten Brauch ihres Hauses zu erfüllen.

Kaum hatte der junge Mann die junge Dame erblickt, deren schöne Augen sich bei seinem Anblick in plötzlichem Liebesstaunen weit öffneten, so hatte er die Trennung von seiner Frau völlig vergessen und schämte sich nicht, mit der klugen Frau, welche die mächtige Neigung nicht verbarg, die in ihr emporgekeimt war, Würfel zu spielen.

Rūpaśrī verstand es trefflich, die Steine und die Würfel zu gebrauchen,8 und darum spielte sie so, daß keiner von beiden verlor und daß es tagte, als sie noch beim Spiele saßen.

indischen Kuckucks, der ein ausgezeichneter Sänger ist und den Indern wie uns unsere Nachtigall den Frühling kündet. 5. S. 8,4. 6. S. 9,2. 7. S. 1,9. 8. Es wird ein mit dem Brettspiel kombiniertes Würfelspiel gespielt. Vgl. dazu H. Lüders, Abh. der Kgl. Ges. d. Wissensch. zu Göttingen, ph.-h. Klasse, N. F., Bd. IX, Nr. 2.

Als sie merkte, daß der Morgen angebrochen war, hatte sie es eilig, nach Hause zurückzukehren. Da sagte der Kaufmann zu ihr:

„Wann können wir uns wieder treffen, holde Frau?"

„Zum Dīpālikā-Fest!"

So gab sie ihm zur Antwort, und dann war sie verschwunden.

Den Kaufmannssohn aber packte der Dämon der Liebesepilepsie,[9] so daß er wirklich besessen ward und sich ohn' Unterlaß erkundigte: „Wann ist Dīpālikā? Wann ist Dīpālikā?" Fragten ihn die Leute: „Wer bist du?", so antwortete er nur: „Wann ist Dīpālikā?" Und so irrte er immer in der Umgebung jenes Tempels umher, dachte weder daran, sich zu legen noch sich zu setzen, weder an Essen noch an Trinken, sondern ging wie jemand, den ein böser Geist peinigt, bald hierhin, bald dahin, bis seine Karawane nach einigen Tagen gleichfalls vor jener Stadt ankam.

Die Mitglieder derselben erkannten und fragten ihn: „Warum, o Herr, bist du hier geblieben?" Er aber erwiderte nur: „Wann ist Dīpālikā?"

Da glaubten sie, ein Pisāca[10] habe ihn gepackt, brachten ihn mit Gewalt in einen Wagen und fuhren mit ihm nach Hause.

Seine Eltern begrüßten ihn mit der Frage: „Geht's dir gut, lieber Sohn?" Er antwortete: „Wann ist Dīpālikā?"

Da glaubten auch sie, ein Kobold oder ein ähnlicher böser Geist narre ihn, und sie suchten ihn durch Zaubersprüche, Zauberzettel und andere Zaubermittel zu heilen — vergeblich! Er blieb, wie er war.

Als seine Gemahlin Kamalaśrī ihren Mann in diesem Zustande sah, sagte sie zu seinem Vater:

9. Ein Merkmal der Epilepsie ist nach indischer Lehre die Gedächtnisschwäche. Auch sonst wird die Liebe mit Epilepsie verglichen, und diese schreibt das Volk der Besessenheit durch einen Dämon zu.
10. S. 32,5.

„Was ist denn Eurem Sohne zugestoßen, lieber Vater?"

Ihr Schwiegervater erzählte ihr alles, was vorgefallen war.

Da sie nun die vierundsechzig Künste [11] völlig erlernt hatte und es trefflich verstand, den Leuten, die ihr gegenübertraten, in den Augen zu lesen, so dachte sie beim Anblick der Augen ihres geliebten Mannes, aus denen der Liebeskummer hervorschaute und welche die Gazellen von ihrem Stolze hätten befreien können: „Diese Krankheit ist von keinem Kobold oder ähnlichen Wesen verursacht; sondern ein Weib, dessen Schönheit selbst die Himmelsbewohner zu entzücken vermöchte, wird zu ihm gesagt haben: ‚Zum Dīpālikā-Feste sehen wir uns wieder!' Und nun fragt er alle nach diesem Feste, auf das sie sich mit ihm verabredet hat." Da sie also überzeugt war, daß der Wahnsinn ihres Gatten Liebeswahnsinn war, so fragte sie ihn:

„Was ist dir zugestoßen, Gebieter meines Lebens?"

Er antwortete ihr:

„Wann ist Dīpālikā?"

Da sagte sie:

„Morgen ist das Dīpālikā-Fest."

Diese Antwort wirkte auf ihn wie ein Zauberwort: kaum hatte er sie gehört, so war er gesund. Er erzählte seiner geliebten Frau wahrheitsgetreu sein ganzes Erlebnis und schloß mit den Worten:

„Laß mich augenblicklich dorthin gehen, liebe Frau!"

Sie aber erwiderte ihm:

„So ganz nahe ist Dīpālikā noch nicht, holder Mann; es liegen noch elf Monate dazwischen."

So belehrte sie ihn, und nun lebte er wieder mit ihr in gemeinsamem Genusse. Alle seine Angehörigen aber sahen,

11. Die zur vollendeten Bildung einer Dame gehören. S. Schmidt, Erotik, S. 137 ff.

daß der Sohn des Hauses genesen war und hatten an der Schwiegertochter ihre Freude.

Als dann aber wirklich das Dīpālikā-Fest herannahte, nahm er fünftausend Goldgulden, schwang sich auf ein Roß und ritt ganz allein nach Gandhavatī. Dort dachte er: „Es ist noch sehr lange bis auf Mitternacht" und legte sich in einem Tempel nieder, da es Abend ward. Weil ihn aber seine Reise ermüdet hatte, so überfiel ihn ein fester Schlaf.

Die Mitternacht kam und mit ihr die Frau, welche dem Kaufmannssohn auf diesen Tag das Stelldichein gegeben hatte. Da sie ihn aber im Tempel der Göttin nicht antraf, so sagte sie zu einem Yōgin, der sich in ihm befand: „Wenn sich bei dir ein Mann nach meinem Kommen erkundigen sollte, so sage ihm, ich sei dagewesen." Nach diesen Worten kehrte sie nach Hause zurück.

Als der junge Mann erwachte, merkte er, daß Mitternacht vorüber war, und eilte nach dem Heiligtum der Göttin. Er wandte sich an eben jenen Yōgin, der sich noch in ihm befand, und fragte ihn:

„Sprich, Yōgin! Ist eine Frau hier gewesen?"

Der Yōgin merkte, daß er den Mann vor sich hatte, von welchem jene gesprochen, und gab ihm zur Antwort:

„Um Mitternacht ist eine schöne Frau hiergewesen. Sie hat lange hinausgeschaut auf den Weg, auf dem ein Jüngling kommen sollte, hat mir einen Auftrag an ihn gegeben, und ist endlich wieder heimgekehrt."

Als der junge Mann diese Worte des Yōgin vernommen, war er außer sich vor Schmerz, daß er die Dame nicht getroffen hatte. Der Liebeswahnsinn kam wieder über ihn, und in diesem Wahnsinn sprach er eine Strophe. Sie lautete wie folgt:

„Dies eine Goldstück, Yōgin, schenk' ich dir,
Du Bester aller, die dem Yōga 12 leben!
Doch von der Liebesweisung, die sie mir
Beim Scheiden gab, sollst du mir Kunde geben!"

Wieder und wieder sagte er diese Strophe her, und jedesmal, wenn er sie hersagte, legte er einen Goldgulden vor dem Yōgin nieder und ward wahnsinnig, geradeso, als hätte ihn ein böser Geist gequält.

Der Yōgin nahm hundert Goldmünzen und entfernte sich; der junge Mann aber ließ sich dadurch in seinem Tun nicht stören. Dieser Umstand und der Haufen von Goldstücken, den er vor ihm gewahrte, erregte das Staunen des Tempelpriesters. Durch diesen erfuhren der König und alle Bürger von dem Vorgang und kamen herbei. Weil aber die Liebe den Kaufmannssohn blind machte, so sah er weder den König noch die Bürger, trotzdem sie vor ihm standen, sondern wiederholte immer dieselbe Strophe und legte jedesmal ein Goldstück vor sich nieder. Denn:

Blind ist die Eule bei des Tages Licht;
Die Krähe wieder sieht im Dunkel nicht.
Doch tappt ein seltner Kauz, ein Liebesblinder,
Bei Tag im Dunkel und bei Nacht nicht minder.

Mit den anderen war auch der Minister Subuddhi in den Tempel gekommen. Dem sagte sein Verstand, daß es die Liebe war, welche diesen Mann ins Unheil gestürzt hatte. Darum sprach er zum König:

„Kein Zweifel, Majestät, daß dieser mit einem weiblichen Wesen ein Stelldichein verabredet hatte und nun irgendeinen Yōgin, der sich in diesem Tempel befand, nach den näheren Umständen bei ihrer Anwesenheit fragt. Der Mann kann also gesunden, wenn allen Bewohnerinnen

12. Ein philosophisches System, welches namentlich durch Meditation zur Erlösung führen will.

dieser Stadt Gelegenheit gegeben wird, ihn unter vier Augen zu sehen, und er auf diese Weise das von ihm geliebte Weib erblickt."

Der König ließ dem Winke seines Ministers die Tat folgen; und als schließlich jene Dame allein vor den Kaufmannssohn trat und er sie sah, da kehrte ihm sein klarer Verstand wieder, und er erzählte ihr alles, was mit ihm vorgegangen war.

Sie tröstete ihn mit sanften und liebreichen Worten und sagte dann zu ihm:

„Holder Mann, wie konntest du dir von der Liebe so übel mitspielen lassen, daß sie in dir alle Rücksichten auf Sittlichkeit und Beruf vernichtete!"

Eine Fülle solcher Worte richtete sie an ihn, und sie wirkten auf ihn belebend wie Amṛta 13 und brachten in ihm die Sehnsucht nach dem hervor, was dem Menschen not ist, so daß er zu einem geistlichen Lehrer ging, sich in seiner Gegenwart dem Asketenleben weihte und nach harten Kasteiungen die Vollendung erreichte.

34. Erzählung

Eine Narrengeschichte vom unüberlegten Handeln

In Vaṭāvāsagrāma verbrachte ein bezopfter Asket 1 namens Bōdhiśarman die Regenzeit in einer Hütte unterm Haustor eines reichen Kaufmanns. Dabei sah er alle Tage einen Stier mit krummen Hörnern aus dem Hause kommen und in das Haus gehen und dachte: „Ob wohl mein Kopf zwischen seine Hörner paßt oder nicht?" Dieser

13. S. 20,5. 1. Ein Bharaṭaka. Die Bharaṭaka sind in Gujarāt heimische śivaïtische Mönche. Von den Jaina werden sie als dumme Menschen verhöhnt.

Gedanke verfolgte ihn Tag für Tag, und als darum die Regenzeit zu Ende war und der Stier wieder einmal auf die Weide ging, legte er diesem seinen Kopf zwischen die Hörner. Der Stier, der ohnedies infolge der Brunst bösartig war, hielt das für einen Angriff und machte einen solchen Satz, daß des Bezopften Hände, Füße, Ohren, Nase, Augen und andere Körperteile übel zugerichtet wurden. Um's kurz zu machen: der Asket stürzte – gerade noch lebendig – zur Erde, und die Leute sagten zu ihm: „Schäm' dich, du Narr, daß du so unbedacht gehandelt hast!" Da antwortete dieser Einfältigste der Einfältigen den Bürgern: „Oho, ihr Bürger! Vier Monate lang hab' ich mich bedacht, ehe ich diese meine Absicht ausgeführt habe. Wie könnt ihr mich da unbedachtsam schelten?"

35. Erzählung

Der Hoffnung gebührt der Preis

Der berühmte König Vikramāditya,[1] dem man nachrühmte, daß ihm der Mut nur beim Unglück anderer sank und daß er den Frauen anderer ein Bruder war,[2] war einst von einem unbändigen Roß in den wilden Wald entführt worden. Da es Nacht wurde, setzte er sich unter einen Sahakāra-Baum.[3] Da sah er in der ersten Nachtwache vier Frauen auf sich zukommen. Da er sie wie seine

1. Ein sagenberühmter König von Mālava, dessen eigentlicher Name nach Hoernles allerdings bestrittener Ansicht Yaśōdharman war. Er nahm den Ehrennamen Vikramāditya, „Sonne des Heldentums", an, nachdem er im Jahre 533 n. Chr. bei Mandasor in Westmālava die Hunnen besiegt hatte. Nach ihm ist die bekannteste indische Ära benannt. (Hoernle und Stark, History, S. 54, wo man Sun statt Son lese. 2. S. 31,6. 3. Eine Art Mango mit duftender Blüte.

Schwestern betrachtete, so stand er auf und rief ihnen einen Gruß zu.

Der eine Gruß sollte ihnen gemeinsam gelten. Die Frauen aber begannen zu streiten; jede beanspruchte ihn für sich, und so traten sie schließlich vor Vikramāditya und sagten zu ihm: „Holder Mann! Welcher von uns gilt dein Gruß?"

Auf diese Frage erwiderte der König mit der Gegenfrage: „Wer seid ihr denn?" Da trat leichtfüßig wie ein verliebter Elefant 4 eine von ihnen vor. Sie trug goldene Ohrringe, goldene Spangen an Ober- und Unterarmen und an Hand- und Fußknöcheln, eine goldene Hüftschnur, einen goldenen Schmuck am Halse und anderes herrliches Geschmeide. Ihr Leib war lieblich wie die Schönheit des Goldes. Ihre Brüste und andere Teile ihres Körpers hatte sie mit einer aus Sandel und Safran gemischten Schminke geschmückt. Ihr anmutiges Haar glich einem Büschel erschlossener Campakablüten. 5 Die herrlichen Kleider, welche ihren Körper umhüllten, wie ihr Mieder, ihr Seidenkleid, ihr Überwurf, waren mit Fäden genäht, die aus lauterem Golde bestanden, und in der Hand hielt sie einen goldenen Krug. Diese sagte, indem dabei die lückenlose Reihe ihrer Zähne wie Perlen erglänzte, mit denen sie den König glückverheißend begrüßte: 6

„Ich, holder Mann, bin Lakṣmī, 7 die unter Göttern und Götterfeinden 8 berühmte Tochter des Ozeans. Wenn ich in einen Mann eingehe, so wandeln sich selbst seine Fehler in Vorzüge. Heißt es doch:

4. Goethes Verse: „Tretet nicht so maßig auf, wie die Elefantenkälber", würden in Indien nicht verstanden werden. Denn dort gilt der Gang des Elefanten als besonders leicht und elegant, und an unzähligen Stellen der Literatur wird der Gang schöner Frauen mit dem des Elefanten verglichen. 5. Michelia Champaka, ein Baum mit gelber und duftender Blüte. 6. S. 31,6. 7. S. 3,4. 8. = Titanen. S. 20,5.

Trägheit wird zur Bedächtigkeit, Leichtsinn wandelt sich in Tatkraft, Mundfaulheit verleiht weise Zügelung der Zunge, Dummheit wird zur Ehrlichkeit; völlige Unfähigkeit, würdige und unwürdige Günstlinge zu unterscheiden, gibt einen hochsinnigen Charakter. Durch deine Gnade, Mutter Lakṣmī, wandeln sich selbst die Fehler in Tugenden.

Ja, ich brauche einen Mann, dem alle Vorzüge mangeln, nur anzusehen, so ist er schon in ihrem Besitz.

Wen Lakṣmī mit ihrem Auge anblickt, das einem frischen Lotusblatte gleicht, [den macht sie] tugendreich, so tugendarm er ist, ehrwürdig, soviel er Tadel verdient, klug, so dumm, und tapfer, so feige er ist; edel, ob er aus noch so niedrigem Hause stammt, und schön, so häßlich er sein mag.

Kurz, alles Glück dieser Welt wird erst durch meine Gegenwart zu Glück. Denn:

Wenn Lakṣmī jemand auch nur einen Augenblick mit ihrem liebewogenden Auge anblickt, so erfreut sofort das Wort der Dichter seine Ohren, für die es Amṛta 9 ist, sofort zieht das holdselige Lächeln der Frauen mit ihren schüchternen Rehaugen sein Herz an, und sofort sehnt sich seine Kehle, in den höchsten Tönen der Tonleiter zu singen.

Darum gebührt mir dieser Gruß, die ich das beste Wesen in der Welt bin, und nicht diesen anderen."

Auf diese Worte gab ihr der König zur Antwort:

„Du bist böse und bist in der Welt immer von einem Gefolge unangenehmer Menschen umgeben, an denen allerlei auszusetzen ist. Darum kommt mein Gruß nicht dir zu. Denn:

Dein Erzeuger ist ein Schwachkopf, der sich das Amṛta hat nehmen lassen. Dein Bruder ist das

9. S. 20,5.

Höllenfeuer, welches unter dem Meere loht. Dein Aufenthalt ist ein Lotus, der mit den Spitzen zahlreicher Dornen besetzt ist, dein Freund ist das Hälähala. 10 Dein Liebhaber ist ein Hirtenhäuptling, 11 dein ältester Sohn gar ist ein Säufer und ist um seinen Leib gekommen: 12 auf Grund welchen Vorzugs also, Tochter des Ozeans, käme dir mein Gruß zu?"

Mit diesen und anderen Worten deckte er ihre Fehler auf und schalt sie; und als sie nichts zu erwidern hatte, trat wie ein Königsflamingo schreitend eine zweite schöne Frau vor den König. Sie war anmutig mit weißen Schmuckstücken, Kleidern und Schminken geziert, hatte ihres Körpers Reize durch Jasmin, Lotus und Kampfer erhöht, und eine Laute, ein Buch und ein Wasserkrug schmückten ihre Hände. Diese Frau sprach zum König:

„Ich, holder Mann, bin des Schöpfers Tochter Sarasvatī 13 und freue mich an dem, was da lebt in der ganzen Welt. Der Mann, dem ich diene, steht in höheren Ehren als selbst der König. Denn:

Nie und nimmer stehen Gelehrtentum und Königtum auf gleicher Stufe; dem König huldigt man in seinem Reiche, dem Gelehrten huldigt man überall.

Die Leute dagegen, die von mir verlassen sind, sind bloße Tiere. Denn:

Ernährung, Schlaf, Furcht und Begattung sind den Menschen mit den Tieren gemeinsam. Das Wissen

10. Ein tödliches Gift, welches bei der Ausbutterung zum Vorschein kam und, damit es die Welt nicht vernichtete, von Śiva getrunken wurde, dem es den Hals verbrannte, so daß er dunkelblau ward. 11. Kṛṣṇa, die bekannte Inkarnation Viṣṇus. 12. Kāmadēva (1,9), der auch Ananga, „der Körperlose", heißt. Als er nämlich einst den Śiva zur Liebe reizen wollte, blickte dieser ihn mit seinem dritten, auf der Stirn befindlichen Auge an, so daß sein Leib zu Asche verbrannte. 13. S. 8,5.

aber scheidet den Menschen vom Tier. Die Menschen, die des Wissens bar sind, sind Tiere.

Um mich kurz zu fassen: der Unterschied zwischen denen, welchen ich diene und denen, welchen ich nicht diene, ist dieser:

Nur derjenigen Menschen Geburt und Leben ist fruchtbar und nur diejenigen bilden eine Zierde der Erde, welche ihren Ohren durch die Amṛta-Güsse der verschiedenen Wissenszweige und zierlicher Gedichte Feste bereiten und deren Tage dahingehen, indem sie ihren Geist im Kampfe der Gelehrten 14 ermüden. Was sollen die andern Menschen, mit deren Verstand es wie bei den Tieren schwach bestellt ist und die nur dazu da sind, die Erde zu belasten?

Ich stehe sogar bei klugen Hirten und ähnlichen Leuten niederer Kaste im Ansehen, und daher gebührt mir und nicht den anderen dein Gruß."

Darauf entgegnete ihr der König:

„Du magst von allen reichen Leuten so wenig etwas wissen, wie der Bienen Schwarm von der Knospe der Sonnenpflanze; 15 wie eine erfrorene Lotusblume nimmst du nach kaum sechs Wochen [Wortspiel: drei Argumenten] ein Ende; wie die Neumondsnacht verfeindest du dich gern mit dem, der sich an der Dummheit freut (Wortspiel: mit dem [Mond], dessen Strahlen kalt sind): auf Grund welchen Vorzugs also, Tochter des Schöpfers, käme dir mein Gruß zu?"

Nachdem er ihr so dem Sachverhalt entsprechend eine Menge Fehler vorgeworfen und ihr damit den Mund versiegelt hatte, trat eine dritte untadelige Frau vor, die Geschmeide und anderen Schmuck trug, welcher dem der

14. Also im Disputieren. Vgl. unser Register unter „Disputant" Disputantin", „Disputionen". 15. = Arka, 13,6.

Sarasvatī ähnelte, deren Körper aber die ganze Dreiwelt 16 erfüllte. Diese sagte zum König:

„Ich, holder Mann, bin die welterfreuende Tochter der Freigebigkeit, die Genie des Ruhmes. Die großen Spender geben, bloß weil sie sich an der Schilderung freuen, die ich von ihnen entwerfe, so reiche Gabe, daß es keine Worte gibt, sie zu künden. Denn Kālidāsa, 17 dieses Juwel unter den Dichtern, dem die Göttin der Rede ihre Gnadengabe gewährt hatte, machte auf König Śātavāhana folgendes Gedicht:

> Das Kṛṣṇatum [Wortspiel: die Schwärze], welches aus dem Himmel weichen mußte, als Muras Feind durch deinen Ruhm weiß geworden war, 18 spielte im Schoße der Gesichter aller dir feindlichen Könige. Die Tochter des Ozeans [Lakṣmī, Viṣṇus Gattin, die Göttin des Herrschertums] aber ging, da jener nun hell [und nicht mehr Kṛṣṇa] war und er darum nicht [mehr] ihr gehörte, auf dich über. Anders ist es nicht zu erklären, daß bei jenen das Kṛṣṇatum [die Schwärze] und hier beständig die wundertätige Lakṣmī ist.

Als der König das hörte, staunte sein Herz über die große Schönheit desselben, und er schenkte dem Dichter sechsundsiebzig Lākh 19 Goldgulden, welche nach der Anzahl der [im Sanskrittext sechsundsiebzig] Silben des Gedichts bemessen waren. Und — um nur eins hervorzuheben — wenn ich auch mutterseelenallein in der Dreiwelt umherstreife, so fürchte ich mich doch nicht.

16. Himmel, Erde, Hölle. 17. Der berühmteste indische Dichter, dessen Hauptwerk, das Drama Śākuntala, oft ins Deutsche übersetzt ist. 18. Der Ruhm ist nach Anschauung der Inder weiß. Kṛṣṇa, die bekannte Inkarnation Viṣṇus, bedeutet „schwarz". Die Strophe preist das Herrscherglück (Lakṣmī) des Königs Śātavāhana. 19. S. 13,4.

Die Genie deines Ruhmes, o Herr, der du so schön bist wie der Gott der Liebe selbst, überschreitet das Wasser des Meeres mit seinen entsetzlichen Tiefen, wo sie keinen Halt findet; sie schwebt beständig am Himmel umher und erklimmt die Hänge der Gebirge. Mutterseelenallein steigt sie in die Unterwelt, die von giftgeschwollenen Schlangen wimmelt. 20 Und darum glaube ich, daß die Schüchternheit der Frauen nur auf Verstellung beruht.

Darum gebührt mir dieser Gruß, die ich alle Welten zu durchwandern gewohnt bin, und nicht diesen Frauen."

Aber der König antwortete ihr auf ihre Rede:

„Allen küssest du den Mund, wie die Freundin der Bienen 21 eine Menge Blumen küßt. In den innersten Gemächern der ersten besten wohnst und weilst du, einer Hetäre gleich. Der Windsbraut gleich durchbrausest du, wie dir's beliebt, des Weltalls Rund: 22 auf Grund welcher Vorzüge also, Genie des Ruhms, käme dir mein Gruß zu?"

Als er ihr in dieser Weise weiter noch einen Fehler nach dem andern nachwies, verstummte sie, und die vierte Frau, welche mit schwarzem Kleid und Geschmeide geschmückt war und keinen unerfüllten Wunsch hegte, 23 sagte zu dem König:

„Holder Mann! Ich bin die mit allen Seligkeiten vereinte Hoffnung. Alle Menschen leben nur durch meine Gnade. Denn:

Nicht durch Reichtümer, welche das Staunen aller Menschen an sich fesseln, noch durch untadeliges Wissen; nicht durch Diener, welche unverdrossen ihren

20. Schlangen und Dämonen wohnen nach indischer Anschauung in der Unterwelt. 21. Bignonia suaveolens, eine Kletterpflanze. 22. Das deutet gleichfalls an, daß sie sich wie eine Hetäre beträgt. 23. „Hoffnung läßt nicht zuschanden werden".

Dienſt verrichten, noch durch ein gewaltiges Reich; ſicher auch nicht durch Sinnengenüſſe, die im Aufgang des reichſten Liebesglücks beſtehen, oder durch leidloſe Ruhmesfülle kann die Welt glücklich beſtehen, wohl aber durch die Gutes verheißende Hoffnung. Darum bin ich es, die alle Lebeweſen in der Welt belebt, und darum gebührt mir und nicht den anderen der Gruß."

Da überlegte der König, der die Krone der Klugen war und alle anderen Männer überſtrahlte, wie der Mond die Sterne, dieſe zutreffenden Worte lange Zeit in ſeinem Herzen und ſagte ſodann:

„Wie ein Bach die Bäume des Waldes, ſo vermagſt du, o Hoffnung, die Weſen der Welt zu beleben, die Kinderloſen durch Zärimonien, durch die ſie treffliche Söhne zu erlangen hoffen, die Mittelloſen dadurch, daß ſie ſich um Gelderwerb bemühen, ferner die Kranken dadurch, daß ſie allerlei Heilmittel einnehmen, die Toren dadurch, daß ſie allerhand Zauberſprüche verwenden; und darum, Lebensſpenderin der Welt, kommt dir mein Gruß zu."

Als ſo der Herr der Erde die Wahrheit ſprach, neigten ſich alle vier Frauen vor ihm, nahmen ihre göttlichen Geſtalten an und ſprachen:

„Wir, Majeſtät, ſind alle vier Götterfrauen und heißen Glück, Rede, Ruhm und Hoffnung. Wir ſtritten uns um die Vorzüge, die jeder von uns zukämen, und du haſt jetzt dieſen Streit geſchlichtet. Darum ſoll die Hoffnung von nun an uns allen ehrwürdig ſein."

So ſprachen ſie, ließen der Hoffnung den Vortritt, beſchenkten den König mit Blumen, Geſchmeide und anderen Gaben und ſtiegen dann zum Himmel empor. Der König aber kehrte, ſobald es tagte, nach ſeiner Stadt zurück und verlieh ihr dadurch ihre ſchönſte Zierde.

36. Erzählung

Der Brahmane
oder
Der Neid

In dem Dorfe Ghanagharaṭa lebte ein Brahmane namens Baṭu; der war der Neidischen Neidischster, ein Schatzhaus der Armut, und gewandt in bösen Werken.

Einst, als ihn die Armut wie eine Schlange zu ersticken drohte, nahm er Abschied von seiner Frau Saṃbhalā und begab sich, Goldgier im Herzen, nach Ṭila, einem Ort, an dem sich die Yōgin 1 massenweise aufhielten, und huldigte dort einem von ihnen, welcher Sūranātha hieß. In der Ergebenheit, die einem Schüler ziemt, bediente er ihn beim Bad und zu den Mahlzeiten, versorgte ihm Bett und Sitz, massierte ihn und war ihm in jeder Weise gefällig, bis der Yōgin nach zwölf Jahren mit ihm so zufrieden war, daß er ihn fragte: „Was begehrst du, mein Sohn?"

Als ihn der Yōgin so fragte, gab er zur Antwort: „Erlöse mich aus meiner Armut, o Herr; denn sie ist das Haus aller Mißgeschicke, der Wald alles Unglücks, die Ursache alles Kummers und das Hemmnis für alles, was den Menschen glücklich macht."

Der Yōgin gab ihm eine Wurzel. Der Brahmane betrachtete sie und fragte nach der Kraft, die ihr innewohne. Der Yōgin sagte:

„Wenn du dieses Wurzelchen in der rechten Weise verehrst, so spendet es dir wie eine Götterliane 2 alles, was dein Herz begehrt, und deinem Nachbarn spendet sie stets das Doppelte."

1. S. 10,4. 2. Himmlische Schlinggewächse in Indras Garten, welche wie die Wunschbäume und Wunschkühe alle Wünsche gewähren, um die man sie bittet.

Damit reichte sie ihm der Yōgin hin. Der Brahmane aber sprach:

„Den Anblick des Reichtums in meines Nachbars Hause vermöchte ich nicht mit anzusehen, o Herr. Drum mag ich diese nicht. Gib mir eine andere!"

Aber Sūranātha erwiderte: „Nur diese weist dir dein Schicksal zu."

Da verzichtete der Brahmane darauf, kehrte nach Hause zurück und erzählte seiner Frau die ganze Wurzelgeschichte. Seine Frau aber sagte zu ihm: „Dafür laß mich nur sorgen, o Herr, daß du mit der Wurzel zufrieden wirst." Und sie schickte ihn wieder fort, und er holte die Wurzel, froh, als hätte er eine Himmelsliane erlangt, und gab sie seiner Frau.

Seine Frau nahm sie, verehrte sie in der gehörigen Weise und ließ von ihr einen siebenstöckigen Palast hervorbringen, welcher im Glanze der Juwelen, des Goldes und anderer Herrlichkeiten schimmerte. Zugleich aber war dem Nachbarn von allem dem das Doppelte beschert.

Als das der niederträchtige Brahmane sah, der der Fürst aller Neidischen war, wollte er sich in seinem Ärger erhängen. Saṃbhalā aber sagte zu ihm:

„Beruhige dich nur, o Herr! Ich will schon tun, was dich erfreuen soll." Darauf ließ sie durch die Zauberwurzel innerhalb ihres Palastgrundstückes fünfzig tiefe, von Pflanzenwuchs überwucherte Brunnen entstehen und ließ zugleich ihre ganze Umgebung auf einem Auge erblinden.

Die Folge war, daß sich das alles bei ihrem Nachbarn doppelt einstellte, und als der Brahmane sah, wie dessen Leute alle verunglückten, weil sie infolge ihrer Blindheit in die Brunnen stürzten, da wurde er wieder froh.

Durch die Qual jedoch, die er anderen bereitet hatte, hatte er eine solche Menge schwerer Sünden auf sich geladen, daß er nach dem Ablauf seiner Lebenszeit zur Hölle fuhr.

37. Erzählung

Eine Beschränkung, die man sich auferlegt hat, soll man einhalten

In einem Walde, welcher Sāgarōdara hieß, wohnte ein Kirāta 1 namens Kālakūṭa. Dessen Tochter Sangī, deren Körper liebreizend war wie der einer Elfe 2, streifte an einem Herbsttage frei im Walde umher, als sie eine mächtige Wolke gewahrte, die die Gestalt einer Statue des Allwissenden 3 angenommen hatte. Da fiel das Mädchen in Ohnmacht und erinnerte sich seines vorigen Daseins, wie folgt.

„Ich war die Tochter eines Brahmanen in Harṣapura, und da mein Gemahl schon als Knabe starb, nahm ich bei jinistischen Nonnen die Weihe. Da ich aber aus einer brahmanischen Familie stammte, so rühmte ich das Waschen der Hände, der Füße, des Gesichts und der anderen Körperteile und schalt auf die Lebensweise der Mönche und Nonnen, weil deren Leiber und Kleider mit Schmutz behaftet waren. Dadurch häufte ich das Karman 4 an, welches mich in eine niedrige Familie brachte, so daß ich die Tochter eines Bhilla wurde."

Da gelobte das Bhillamädchen, von nun an immer nur die sechste Mahlzeit zu genießen, 5 bei dieser Mahlzeit nichts als koschere Blätter, Blüten, Früchte, Knollen u. dgl. zu essen, nur solches Wasser zu trinken, welches durch Herabtropfen von Blättern und andere Umstände seine Natur geändert hatte, bis an ihr Lebensende ihre Jung-

1. Angehöriger eines wilden Jägervolks, das zu den Bhilla — heute Bhils — gehört. 2. Kinnarī, weibliche Genien, die in Waldgebirgen leben. 3. Das Mahāvīra; s. 2,1. 4. S. 10,3. Über das Verbot des Waschens, das für Mönche und Nonnen gilt, und über die jinistischen Speisevorschriften s. die Einleitung zu meinem „Hēmacandra". 5. D. h. zwei Tage völlig zu fasten.

fräulichkeit zu wahren und sich nicht einmal mit koscherem Wasser zu waschen; und da sie sich jetzt aller der Texte wieder erinnerte, die sie in ihrem früheren Dasein gelernt hatte, so verließ sie ihre Familie, nahm mutterseelenallein weit, weit von ihr in einer Bergeshöhle ihre Wohnung und wahrte ihr Gelübde.

Eines Tages aber geschah es, daß Vijayasiṃha, der Sohn des Königs Vijayacandra, des Herrn der Stadt Vijayasēna, auf der Jagd in dem Walde umherstreifte, in dem diese Höhle lag, und daß er das Mädchen in seiner Höhle stehen sah. Die Jungfrau erschien ihm wie ein Heilkraut, das den Gott der Liebe ins Leben zurückrief. 6 Heißt es doch:

> Ein Antlitz, leuchtend wie der Mond, zwei Augen welche die Lotusblumen verachten dürfen, eine Farbe welche die des Goldes übertrifft, ein Haar, dessen reiche Fülle schwärzer wogt, als ein Schwarm von schwarzen Bienen, ein Paar Brüste, welche man für Stirnhöcker eines Elefanten halten könnte, eine schwere Fülle an den Hüften und reizende Sanftmut im Gespräch: das ist der natürliche Schmuck der jungen Mädchen.

So war sie mit allem dem natürlichen Liebreiz geschmückt, der den Frauen eigen ist; und dazu kam, daß sie sich ihrer früheren Familie erinnerte, daß sie gelehrt war, weil sie wieder im Gedächtnis hielt, was sie in ihrem vorigen Dasein gelernt hatte; daß sie sich ein feines Kleid aus Birkenrinde gefertigt; daß ihre Ohren einem Gehänge gleich ihre Schultern berührten, während sie schöne Guñja-Beeren zu einer reizenden Halskette verknüpft hatte; daß sie als einen ganz auserlesenen Schmuck einen Gürtel trug, welcher aus Pfauenfedern bestand, die Fülle ihres Haars mit Fäden

6. S. 35,12.

zusammenhielt, die aus Ranken von Schlinggewächsen bestanden, und ihre Hände mit Rötel gefärbt hatte.

Auch sie sah den Prinzen, als er herankam, und er erschien ihr wie Kāma; denn Rati (Lust) und Prīti (Liebe) kamen in seiner Begleitung. 7 Der Prinz, welcher noch unvermählt war, sah sie, die wie Rati Liebessehnsucht erregte, wie Kamalā 8 des trefflichsten Mannes [Wortspiel: Viṣṇus] Herz raubte, wie Śacī 9 Sieg verlieh, wie Bhavānī 10 sich in des Allwissenden [Śiva und der Jina] Geist versenkte, wie des Waldes Göttin von Blumen umgeben war [Wortspiel: mit einem Wohlgesinnten zusammentraf]; und sogleich schwur er sich in seinem Herzen, in diesem Dasein nur diese Jungfrau zu seiner Gemahlin zu machen oder seine Keuschheit zu wahren. Darauf fragte er sie nach ihren Verhältnissen; und als sie ihm wahrheitsgetreu darüber berichtet und auch er ihr erzählt hatte, welche Beschränkung er soeben auf sich genommen, sagte sie zu ihm: „Führe mich nach deiner Stadt, holder Jüngling, damit ich dort eine Nonne werde. Du aber tue, was sich gebührt."

Der Jüngling aber entgegnete ihr: „Wenn ich weiter in meinem Hause wohne, holdes Mädchen, so wird es auch mir unmöglich sein, meine Keuschheit zu wahren."

Nach diesen Worten begaben sich beide nach der Stadt Rājagṛha, nahmen bei dem Lehrer Dharmaghoṣa die Weihe und wurden erlöst.

7. S. 1,9. 8. S. 18,2. 9. Gemahlin des Himmelskönigs Indra. 10. = Pārvatī, Śivas Gemahlin.

38. Erzählung

Der Kaufmann Bhīmalā

oder

Die Freigebigkeit

In der Stadt Sanna, welche am Maṇḍapa-Gebirge im Lande Mālava liegt, wohnten Nētā und Bhīmalā, zwei fahrende Sänger, Vater und Sohn.

Als diese beiden bettelnd im Lande umherzogen, kamen sie einst zur Mittagszeit nach Madhyamagrāma. Da ließ der Vater seinen Sohn unter einem heiligen Feigenbaume [1] zurück, der am Ufer eines Teiches stand, und begab sich selbst in die Stadt, um zu holen, was sie zu ihrer Mahlzeit brauchten. Weil aber gerade ein Feiertag war, so taten ihm die Bürger zwar die Ehre an, ihn zu fragen, ob er seine Andacht ungestört vollbracht habe; zu essen aber bekam er nichts.

So kehrte er denn zurück und richtete an seinen Sohn aus dem Stegreif eine Strophe:

Grenzenlos ist in der Stadt
— Bhīmalā, dir sei's gesagt —
Der Respekt; denn niemand hat
Zu bewirten mich gewagt.

Dem Sohne gefiel die Spielmannsstrophe und die treffliche Wortfügung so, daß er seinen Vater bat, die Verse zu wiederholen, bis dieser sie dreimal gesprochen hatte.

Nun hatte einst in derselben Stadt ein Kaufmann Bhīmalā gelebt, welcher kommende und gehende Mönche, Yōgins, Bettler, Fremde und solche, die nur von erbettelter Speise lebten, tatkräftig in Liebe und Mitleid unterstützt hatte. Der war mit einem heiteren Gedanken gestorben, [2]

1. Pippala, ficus religiosa. 2. Dies ist wichtig, da man sonst nicht in eine bessere Existenz gelangt.

war zu einem Gott geworden und lebte nun dort in dem Feigenbaum. Als dieser hörte, wie der Sänger wieder und wieder die Strophe hersagte, in welcher sein Name vorkam, dachte er:

„Dieser Spielmann hat in der ganzen Stadt nichts zu essen bekommen und hat irgendwie erfahren, daß ich in diesem Feigenbaum wohne, und daher bin ich es, dem er dies wieder und wieder mitteilt. Drum will sich's schicken, daß ich ihm eine Freude mache."

So dachte der Gott, erschien ihm in seiner Gestalt, schenkte ihm einen Edelstein, welcher fünfzehn Millionen Goldgulden wert war, und verschwand.

39. Erzählung

Der Hausvater Paṭu

oder

Was der Umgang mit guten Menschen nützt

In dem Orte Sukhāsana lebten drei Hausväter Paṭu, Baṭu und Saṭu, welche Brüder und einander in treuer Liebe zugetan waren.

Der älteste von ihnen war Paṭu. Der fand seines Herzens Freude im Umgang mit Yōgins,[1] Brahmanen, Asketen, Dichtern, Gelehrten, Weisen und anderen trefflichen Männern.

Eines Tages zur Regenzeit, als er mit dem Bestellen seiner Felder und ähnlichen landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt war und sich gerade in einer Hütte befand, die er inmitten seiner Acker errichtet hatte, gewährte er in dieser Hütte einem Mönche Unterkunft, der dem fleischgewordenen Gesetze glich und den ein Regenguß überrascht hatte.

1. S. 10,1.

Sobald sich der Mönch erholt hatte, legte er Paṭu die Beschränkung auf, daß er vermeiden solle, in der Nacht zu essen,2 indem er ihm damit gleichsam eine Frucht von dem Götterbaume 3 schenkte, welcher der Umgang mit guten Menschen ist. Dann zog er seines Weges weiter.

Da gerade ein Feiertag war, so gab es an demselben Abend in Paṭus Hause Cūrimaka 4 zum Nachtmahl. Der älteste Bruder aß nicht, weil er ja gelobt hatte, nicht bei Nacht zu essen. Als dies seine Brüder sahen, aßen sie gleichfalls nicht, da sie in gegenseitiger Liebe verbunden waren; und so enthielten sich auch die Frauen der drei Brüder der Mahlzeit.

Als aber der Morgen kam und sich die drei Brüder zum Frühstück gesetzt hatten, da sahen sie, daß im Dunkel der Nacht eine Schlange auf die glühend heißen Brötchen gefallen und durch die kräftigen Schläge des Stößels im Mörser zerstoßen worden war, und daß ihr Kopf, ihre Gift- und anderen Zähne, ihre Haut, ihre Knochen und ihr Schwanz in den Cūrimakas steckten. Da riefen sie:

„Schämen sollten sich die Leute, die wie Rākṣasa 5 darauf versessen sind, in der Nacht zu essen und die täglich diese große Sünde begehen, welche sie in den Abgrund der Hölle stürzt!" Dann aber sagten Baṭu und Ṣaṭu zu ihrem älteren Bruder: „Durch deine Gnade, lieber Bruder, ist unsere ganze Familie am Leben geblieben. Denn hätten wir die Cūrimakas gegessen, wo wäre jetzt unser Leben?"

So priesen sie ihn wieder und wieder und wandten sich auf diese Weise dem zu, was recht ist.

Paṭu aber fand, daß die Frucht des Umgangs mit guten Menschen über die Maßen lieblich war und sehnte sich nach

2. Essen bei Nacht ist den Jaina verboten. 3. S. 36,2 4. Eine süße Speise, die aus Brotkrumen, Sirup oder Zucker und Butter bereitet wird (Guj. curmuṃ, Hindī cūrmā, Marāṭhī curmā). 5. Menschenfressende Gespenster.

einem Wiedersehen mit jenem Mönch. Und als er ihn eines Tages seine Straße ziehen sah, kam er ihm wie ein Götterbaum vor, und er erzählte ihm alles, was ihm zugestoßen war. Darauf nahm Paṭu, der so klug war, den Umgang mit den Guten zu pflegen, samt seiner ganzen Familie diejenige Regel für das häusliche Leben an, die in der Befolgung der zwölf Gebote besteht und im wahren Glauben wurzelt,6 und hielt sie getreulich inne, bis er in den Acyutakalpa 7 einging, der ihm reiche Seligkeit gewährte.

40. Erzählung

Der Kaufmann Bhīma
oder
Der Nutzen des Wissens

In einem Dorfe, welches Śaṃkara hieß, lebten einst zwei Brüder Bhīma und Sīma. Jeder von ihnen war so reich, wie der schätzespendende Gott Kubēra selbst. An Schönheit glichen sie den beiden Himmelsärzten,1 und sie liebten einander so innig, wie Madana und Vasanta, der Gott der Liebe und der Frühling.2 Der Ältere von ihnen kannte kein größeres Verlangen, als seine Kenntnisse zu bereichern, und deshalb suchte er Tag für Tag jede Gelegenheit auf, die ihn mit Gelehrten in Berührung brachte. Denn schon die Unterhaltung mit Gelehrten ist die Wurzel aller Wissenszweige. Sagt man doch:

6. D. h. er ward ein Laie der Jaina-Gemeinde. Über die zwölf Gebote, womit hier die fünf eigentlichen Gebote und die sieben Gelübde gemeint sind, s. meinen Hēmacandra, Einl. S. 19, 20ff. 7. Ein Himmel für hohe Götter; s. Jacobi, ZDMG. 60, S. 321. 1. Den Aśvin. 2. Vasanta, der Frühling, wird als Freund Kāmadēvas personifiziert.

Man muß die Bekanntschaft trefflicher Männer aufsuchen, und wenn sie auch kein Wort von ihrer Wissenschaft verraten. Denn schon die Gespräche, in denen sie sich gehen lassen, sind Lehrgebäude.

Und ferner:

Die vertraulichen Gespräche mit Gelehrten beglücken, wenn sie in unser Herz fallen. Wenn man sie in seinen vertrauten Kreis einlädt, so lassen sie einem beim Scheiden einen Rubin zurück.

Der Jüngere dagegen ließ sich durch alle Ermahnungen seiner Angehörigen nicht davon abhalten, in schlechter Gesellschaft zu verkehren. Ist es doch für niemanden leicht, seine Natur zu verleugnen.

Die Natur, die einem anhaftet, wird man nur mit dem Tode los. Wer wäre imstande, den krummen Schwanz eines Hundes gerade zu machen? 3

Eines Tages schloß Sīma, der jüngere Bruder, mit einem Yōgin Freundschaft, welcher Sundara hieß und durch eine Menge von Zaubersprüchen, Amuletten, Diagrammen u. dgl. allgemeines Aufsehen erregte, dem er vertraute, weil er viel seiner Zauberstücke gesehen hatte, und der trotzdem ein Schatzhaus des Betruges war. Denn seine Wege waren krumm wie die einer Schlange.

Eines Tages sagte der Yōgin zu dem mit vielem teueren, aus Gold und Edelsteinen bestehenden Geschmeide geschmückten Sīma: „Nimm diese Wurzel, mein Sohn! Denn wenn du sie bei dir hast, so zieht sie jedes junge Weib an dich heran, das dich erblickt, so daß es so wenig wieder von dir läßt, wie das Eisen vom Magnet. Will man sich diese Wurzel aber zu eigen machen, so muß man folgende Zärimonie bei der Übernahme beobachten. Man muß dabei mit seinem Lehrer 4 aus einer und derselben Schüssel essen,

3. Sprichwörtlich. 4. D. h. demjenigen, der die Zauberwurzel übergibt und ihren Gebrauch lehrt.

und wenn man sie dann an sich nimmt, so ist sie wirksam." So sagte der Yōgin und bestimmte als Zeitpunkt der Übergabe die vierzehnte Nacht des abnehmenden Mondes.

Inzwischen verbrachte Sīmas Bruder Bhīma seine Zeit in der Gesellschaft gelehrter Männer und ließ sich von ihnen manchen schönen Spruch sagen. Denn:

> Die Weisen vertreiben sich die Zeit durch Lieder und Studium der Wissenschaften, die Toren durch lasterhaften Wandel, Schlaf und Streit.

So kam es, daß er eines Tages von einem Lehrer Buddhisāgara die Merkmale hörte, an denen man vergiftete Speisen erkennen kann. 5

> Beim Anblick vergifteter Speise verfärben sich die Augen des Rebhuhns, der Schwan schreit, die Atzel speit, und der Papagei kreischt unaufhörlich.
>
> Bei der Krähe wird die Stimme leise und der Kuckuck stirbt sofort, der Reiher wird trunken, beim Ichneumon sträuben sich die Haare und der Affe entleert seinen Kot.

Bhīma dachte: „Das ist eine wichtige Kenntnis," und prägte sie fest in sein Gedächtnis ein.

Zur festgesetzten Stunde kam Sīma zu dem Yōgin, der inzwischen zwei Pfannkuchen bereitet und einen davon vergiftet hatte, und setzte sich mit ihm zum Essen nieder. Bhīma aber hatte zufällig von der Sache gehört, war gekommen, um zu beobachten, was sein Bruder in der Klause des Yōgin tat, beobachtete die Vorbereitungen, die die beiden trafen und sah, wie ein in ihrer Nähe sitzender Affe seinen Kot entleerte. Da ihm nun die Kennzeichen vergifteter Speisen bekannt waren, merkte er, daß der Pfannkuchen Gift enthielt und rief dem Yōgin zu:

„Was geht hier vor, Yōgin?"

Der Yōgin antwortete:

5. Vgl. die Strophen in der 6. Erzählung.

„Wir essen diese beiden Pfannkuchen, die mir jemand geschenkt hat.“ Bhīma aber weichte den einen Pfannkuchen in Wasser auf, zeigte dadurch, daß er Gift enthielt, verabreichte dem Yōgin mit seiner Faust und seinem Stock und mit dem, was ihm sonst zur Hand war, eine gehörige Tracht Prügel und jagte ihn aus dem Ort hinaus. Seinen Bruder aber hatte er vom Tode errettet.

Dieses Erlebnis hatte zur Folge, daß Bhīma seitdem mit verdoppeltem Eifer darauf ausging, sich Kenntnisse zu erwerben.

41. Erzählung

Der Yōgin Vāsava

oder

Wie's die Weiber treiben

In der Nähe der Stadt Kuñjarāsana befindet sich ein Berg, der Kōṭikūṭa heißt, und auf diesem Berge wohnte einst ein Yōgin namens Vāsava. Der zog in der Stadt umher, wo sich zwei und drei und vier Straßen kreuzten, auf der Königsstraße und auf den Landstraßen und wo sonst Leute zu treffen waren, und bettelte von Haus zu Haus und von Kaufladen zu Kaufladen, indem er immer wieder die Worte sprach: „Keusche Frau! He, keusche Frau! In unserm Haus ist eine keusche Frau.“

Eines Tages rief Sūra, der Minister Siṃhasēnas, welcher diese Stadt als König regierte, den Yōgin, als er wieder diese Worte sprach, heran, um ihn zu bewirten, und aus seinen Worten, seinen Blicken, seinen Gebärden usw. erkannte er, wie es mit ihm stand, daß er nämlich eine Frau hatte, von deren Treue er in seines Herzens Einfalt überzeugt war, da er keine Ahnung davon hatte, wie's die

Weiber treiben, und daß er deshalb auf seinen Bettelgängen immer diese Worte sprach. Darum beschloß er, des Yögins hochmütigen Stolz auf die Treue seiner Frau zu dämpfen, verabschiedete ihn mit einem Geschenke und ließ heimlich durch einen seiner Kundschafter feststellen, wo er wohnte. Dann folgte er diesem und ließ sich von ihm die Tür, die zu des Yögins Höhle führte, und die Art zeigen, wie sie zu öffnen war.

Tags darauf legte er ein schönes Gewand und herrlichen Schmuck an, und als der Yögin ausgegangen war, gab er vor der Höhle das Zeichen, welches dieser zu geben pflegte. Die Frau öffnete die Tür, der Minister trat in die Höhle und sprach:

„Wer bist du, liebes Kind, und wie und woher hat dich der Yögin geholt?" Sie antwortete ganz keck:

„Wer ich bin, schöner Mann, das weiß ich nicht, weiß auch nicht, woher ich stamme und wie ich hierher gebracht worden bin. Ich habe auch keinen Menschen außer ihm gesehen, und darum habe ich bis jetzt gedacht, daß es außer dieser Höhle keine Wohnung gibt, daß er der einzige Mann und ich die einzige Frau bin, und daß *daraus* nur die Welt besteht. Jetzt aber sehe ich, wie du beschaffen bist, und kann mir nun denken, daß es in der Welt noch andere Wohnungen, andre Männer und andre Frauen gibt."

Und nun entspann sich zwischen den beiden ein zärtliches Geplauder, in das sie sich immer mehr vertieften, und während sie sich dem Genusse der Freuden hingaben, zu welchen die Gelegenheit sie verlockte, kam der Yögin vor die Tür der Höhle und meldete seine Ankunft durch das Zeichen, auf welches ihm seine Frau nach vorher getroffener Verabredung die Höhle öffnen sollte.

Als sie merkte, daß er da war, sagte sie zu dem Minister: „Hab' nur keine Angst!" Und da ihr in diesem Augenblick die Klugheit aufging, durch die die Frauen ihre Schliche

verdecken, schrie die Frau des Yōgins laut auf. Der Yōgin fragte: „Was ist denn los?“ Sie antwortete: „Ach, Schatz! Mich stößt es so in meinem Leib, und darum bin ich nicht imstande, zu reden, aufzustehen und die Tür zu öffnen. Und heute nacht ist mir eine Göttin im Traum erschienen und hat zu mir gesagt: ‚Deinen Leib, meine Tochter, wird heut ein gewaltiger Schmerz quälen. Wenn aber dein Gemahl sich mit einem siebenfach gefalteten Tuche die Augen fest verbindet, mit der Hand seiner Laute reiche Töne entlockt, mit süßer Stimme dazu einen Lobgesang anstimmt und in dieser Weise eure Höhle, ihr die Rechte zukehrend, siebenmal umwandelt, so wird sich dieser Schmerz beruhigen.‘ Drum tu dies, Herr, damit ich gesunde und dir öffnen kann.“

Während nun der Yōgin ihrer Weisung folgte, ging der Minister unbehelligt nach Hause. Die Frau öffnete dem Yōgin die Tür, und er gab sich mit ihr wie gewöhnlich dem Genusse hin.

Eines Tages ging er wieder in der Stadt umher. Er trug ein aus bunten Flecken zusammengesetztes Gewand. Zöpfe umgaben seinen Kopf wie eine Krone. Seine Kehle war mit Gazellenhörnern geschmückt, seine Ohren waren mit goldenen Ringen verziert. Hell leuchtete sein Körper, weil er ihn über und über mit Asche bestrichen hatte. Ein Stab zierte seine lotuszarte Hand, seine beiden Füße hatte er mit zierlichen Sandalen bekleidet, und kunstvoll wußte er die Laute zu schlagen. Dabei sprach er wieder: „Keusche Frau! He, keusche Frau! In unserm Haus ist eine keusche Frau.“

Da rief ihn der Minister heran und fragte ihn: „Was deklamierst du da?“ Er antwortete: „Keusche Frau! He, keusche Frau! In unserm Haus ist eine keusche Frau.“

Um nun seinen Hochmut zu dämpfen, sagte der Minister:

„Die Keusche im Hause bei dir, die war schon im Hause bei mir."

Verwundert über diese Worte sagte der Yōgin:

„Ich wohn' im Busch, im Wald; wo ist dein Aufenthalt?"

Darauf sagte wieder der Minister:

„Ich weilte dort, als es hieß: ‚Übers Auge die Binde, die Laute, die Winde [1]!'"

Als der Yōgin das gehört hatte, fiel er wie vom Blitz getroffen auf die Erde. Nachdem ihm die Besinnung wiedergekommen, dachte er:

„Wie übel spielen uns, trotz ihrer Rehaugen, die Frauen mit! Wenn selbst die so geworden ist, die ich seit ihrer Kindheit so sorgfältig bewacht habe, welchen Wandel soll man dann von den andern erwarten!"

So dachte er, faßte heftigen Widerwillen gegen das Weltleben und besonders gegen die Frauen, unterzog sich schwerer Askese und wurde zu einem Gotte.

42. Erzählung

Eine Narrengeschichte

In dem Dorfe Rāmāsana lebte ein Asket namens Dēvasarman. Der war der Häuptling aller studierten Narren, hatte aber eine schwere Menge Geld. In dessen Diensten stand ein Schwindler namens Āṣāḍhabhūti, der in der Absicht, ihm seinen Mammon abzuschwindeln, sein Schüler geworden war.

Als Dēvasarman eines Tages mit Āṣāḍhabhūti zusammen nach einem anderen Dorfe unterwegs war, entfernte

1. = Rheumatismus, Krämpfe.

er sich eines körperlichen Bedürfnisses wegen, ließ aber sein Geld bei seinem Schüler zurück.

Auf seinem Rückweg bemerkte er zwei Widder, die miteinander kämpften und sich gegenseitig die Stirnen aufgestoßen hatten, so daß zwischen beiden das Blut herabtropfte. Um dieses Blut zu trinken, hatte sich ein Schakal zwischen beide gestellt, der vor Dēvaśarmans Augen durch die Widderköpfe totgestoßen wurde. Da machte Dēvaśarman diese Viertelstrophe:

„Der Schakal, der dem Widderkampf genaht."

Der verschmitzte Āṣāḍhabhūti aber hatte inzwischen das Geld genommen und hatte sich wie eine Krähe auf- und davongemacht. Als Dēvaśarman ihn darum nicht entdecken konnte, so sehr er allerorten nach ihm Ausschau hielt, ward er sehr betrübt und machte diese zweite Viertelstrophe:

„Wir, weil Āṣāḍhabhūti uns betrogen."

Während er nun fürbaß ging, kam ihm ein Weber entgegen, welcher Kūbara hieß, verneigte sich vor ihm, befahl seiner Frau, die er bei sich hatte, den Asketen in frommer Ehrfurcht als Gast zu pflegen, und begab sich selber nach der nahen Stadt.

Die Webersfrau hieß Khandhilā. Sie war entschieden für die Freiheit, und als ihr Ehemann sich entfernte und sie wieder nach Hause gehen durfte, war ihr das ein Fest. Sie führte also Dēvaśarman in ihre Wohnung, bot ihm einen Sitz, machte ihm ein Bad, ein Mahl und ein Lager zurecht, kurz, pflegte ihn, wie man eines Gastes pflegen soll. Darauf aber putzte und schmückte sie sich, wie es das Stelldichein erheischte, das sie mit einem fremden Manne verabredet hatte, und wollte eben zu ihm gehen, als ihr eigener Mann zurückkam, sie in ihrem Schmucke sah und sie anschrie:

„Ha, du liederliches Weib, du Hure! Weil du denkst,

ich bin fortgegangen, gehst du, um mit deinem Liebsten zu buhlen! Wart, ich will dir zeigen, was für Früchte die freie Liebe bringt!"

Und sogleich versetzte der Weber ihr Fußtritte und zerbleute sie gehörig mit seiner Faust und seinem Stock. Dann aber band er sie an einem Fuße seines Bettes fest, und da er Schnaps getrunken hatte, legte er sich schlafen.

Der Buhle, der um sein Stelldichein gekommen war, schickte eine Barbiersfrau. 1 Die band sich an Khandhilās Stelle an und ließ diese zu ihrem Geliebten gehen. Aber plötzlich erwachte der Weber aus seinem Schlafe, und da er gewaltig zornig und infolge des Alkoholgenusses seiner nicht mächtig war, so begann er von neuem zuzuschlagen und prügelte die Barbiersfrau, die er für *seine* Frau hielt, schändete sie dadurch, daß er ihr die Nase abschnitt, und legte sich dann wieder schlafen.

Inzwischen hatte Khandhilā vier ganze Nachtwachen lang mit ihrem Geliebten in der zügellosesten Weise die Lüste genossen, die Frauen anstehen, welche für einen freien Wandel sind, und kehrte wieder heim. Da sagte die Barbiersfrau zu ihr: „Ach, Freundin, sieh nur! Dein brutaler Mann hat mir die Nase abgeschnitten und hat mich entsetzlich gemartert. Aber es geschieht mir schon recht! Warum hab' ich das getan, ohne mich vorher zu bedenken."

Während sich die Barbiersfrau in dieser Weise selbst anklagte, zahlte ihr Khandhilā eine Kleinigkeit, wie man sie Liebesbotinnen zu geben pflegt, und ließ sie hinaus.

Die Barbiersfrau verhüllte ihr Gesicht, ging heim und schlich sich ganz leise in ihr Bett.

Als der Weber aufstand, rief er: „Wenn du das noch einmal machst, du Hure, so verlaß dich drauf, daß ich dir den Kopf abschneide."

Da es inzwischen hell geworden war, so rief seine Frau:

1. S. 6,4.

„O Sonnengott, du Heiliger, du Beschirmer der Welt, du Herrscher aller Weltgegenden! Wenn ich ein keusches Weib bin, so möge meine Nase gesunden.“

Der Weber sah auf sie, die mit unversehrter Nase vor ihm stand, glaubte wirklich an ihre Keuschheit und pries seine Frau vor allen Leuten, indem er selbst seine nächtliche Schandtat bekannte.

Die Barbiersfrau dagegen brach am Morgen, als ihr Mann aufgestanden war, einen Streit mit ihm vom Zaun, bis er wütend wurde und mit einem Spiegel nach ihr schlug. Da erhub sie ein großes Geschrei, so daß alle Bürger herbeigelaufen kamen, und zeigte ihnen ihre abgeschnittene Nase und ihr blutgerötetes Kleid.

Und sie riefen: „Seht doch diesen schuftigen Barbier! Hat er das schwache Frauchen in Unehre[2] gebracht, das nichts Böses getan hat, und hat ihm die Nase abgeschnitten!“ Und nun hagelte es Fußtritte und Faustschläge.

Während so die Bürger den Barbier verprügelten, kam Dēvaśarman zu ihnen, den infolge seines Kummers kein Schlaf umfangen und der darum die Tat der beiden Weiber genau beobachtet hatte, und sagte zu den Bürgern:

Der Schakal, der dem Widderkampf genaht,
Wir, weil Aṣāḍhabhūti uns betrogen,
Die Botin, weil sie fremde Sache tat:
Wir haben selbst uns Schaden zugezogen.

Nachdem er diese Strophe gesprochen, erzählte er sein ganzes nächtliches Erlebnis, wie es sich zugetragen hatte. Die Leute glaubten seinen Worten und jagten die Webersfrau und die Barbiersfrau aus der Stadt. Dēvaśarman aber, dem sie alle Ehren erwiesen, kehrte nach Hause zurück.

2. Das Abschneiden der Nase ist eine entehrende Strafe für Ehebrecherinnen und Kupplerinnen.

43. Erzählung

Der Ölmüller Rāṇika

oder

Glück muß der Mensch haben!

In der Stadt Dhārā, welche den Ehrennamen Klein-kaschmir 1 führt, pries einst ein Gelehrter Bhuvanā-bharaṇa, 2 von dem man rühmend sagte, er sei Sarasvatīs Halsschmuck, den König Bhōja 3 in fünfhundert Śārdū-lavikrīḍita-Strophen, 4 die er aus dem Stegreif dichtete, und ließ sich dann nieder, um die von fünfhundert Ge-lehrten gezierte Hofversammlung zu schmücken. Da der König seine Gelehrsamkeit zu prüfen begehrte, gab er ihm diese Samasyā auf: 5

Ist's das Kamel, ist es die Krähe?

Und da der Gelehrte mit der Dichtkunst vertraut war, so ergänzte er die Samasyā sofort:

Sprich, wem mein erster Dank gebührt!
Sie kündete des Liebsten Nähe;
Das andre hat ihn hergeführt.
Ist's das Kamel, ist es die Krähe?

Darüber freute sich der König außerordentlich, so daß er dem Bhuvanābharaṇa hundert Rosse, drei Elefanten, drei Lākh 6 Goldes und einen Palast schenkte, dem der Ge-lehrte von nun an zur Zierde gereichte.

Eines Tages hatte derselbe Lust, mit des Königs Ge-lehrten zu disputieren, und bat den König um die Erlaubnis,

1. Kaschmir ist der Sitz Sarasvatīs. Vgl. 8,5. 2. „Zier der Erde". 3. S. 1,3. 4. Strophen in kunstvollem Metrum, aus 4 × 19 Sil-ben bestehend. 5. Samasyā sind einzelne, oft sinnlose oder sinn-widrige Wörter oder Wortgruppen, die zu einer sinnvollen Strophe zu ergänzen sind. Die Samasyā-Dichtung war an den indischen Höfen sehr beliebt. 6. S. 13,1.

es zu tun. Der König sah unter seinen Gelehrten keinen, der einen Wortstreit mit jenem hätte wagen dürfen, und darum sagte er heimlich zu seinem Minister: „Spüre irgendeinen Menschen auf, Minister, dem das Glück hold ist, damit er im Streite mit jenem den Sieg erringe!" Der Minister ließ sich's gesagt sein, und als er in der Stadt umherschlenderte, sah er einen einäugigen Ölmüller namens Rāṇika, dem das Öl aus der Ferne zugeflogen kam, so daß er es nur in sein Ölfaß zu schöpfen brauchte. Da dachte der Minister: „Dem Mann ist das Glück ganz sicher hold," führte ihn vor den König und erzählte diesem, welche Bewandtnis es mit dem Müller hatte.

Da sich der Müller die Fähigkeit zutraute, die Disputation zu bestehen, so ward ihm durch himmlische Seidengewänder, Goldschmuck und dergleichen das Aussehen eines Brahmanen gegeben, und als er in der Hofversammlung stand, trat auch jener Gelehrte ein mit dem Wunsche, zu disputieren. Er trat Rāṇika gegenüber und zeigte ihm einen seiner Finger. Rāṇika hielt ihm zwei Finger entgegen, worauf ihm der Gelehrte alle fünf Finger zeigte, die er ausgestreckt aneinanderlegte. Darauf zeigte ihm der andere eine Faust, worauf der Gelehrte sagte: „Er hat gewonnen, und ich habe verloren. Er ist ein großer Gelehrter!" Dann verneigte er sich vor ihm und ging nach Hause.

Da den König nun die Neugier plagte, was die beiden wohl miteinander gesprochen hatten, fragte er den Gelehrten: „Wonach hast du ihn denn gefragt, und was hat er dir geantwortet?" Der Gelehrte erwiderte: „Vernimm! Indem ich ihm einen Finger zeigte, fragte ich ihn: ‚Es gibt doch nur eine Seele?' Da zeigte er mir zwei Finger, um mir zu sagen, daß es zwei Seelen gibt, eine erlöste und eine noch in der Seelenwanderung begriffene. Nun zeigte ich ihm fünf Finger, um anzudeuten, daß es in der Welt fünf Elemente gibt. Darauf wies er mir seine Faust,

womit er sagen wollte, daß sie nur vereinigt wirksam sind. Da nun des Königs Gelehrter jedesmal berichtigte, was ich gesagt hatte, so hat er mich besiegt. Und weil er meine Gedanken erraten hat, so ist er ein großer Gelehrter, dem man Ehre schuldet."

Als der Gelehrte so gesprochen hatte, kehrte er vom König huldvoll entlassen nach seiner Heimatsstadt zurück.

Darauf fragte der König auch Rāṇika: „Wonach hat dich jener gefragt, und was hast du ihm geantwortet?" Der Ölmüller sagte: „Majestät! Er zeigte mir einen Finger, um mir zu sagen: ‚Das eine Auge, das du noch hast, drücke ich dir aus.' Da zeigte ich ihm zwei Finger, um ihm anzudeuten, daß ich ihm beide Augen ausdrücken wolle. Darauf zeigte er mir seine flache Hand, was heißen sollte: ‚Ich geb dir eine Schelle, daß du umfällst!' Darauf zeigte ich ihm meine Faust, um ihm zu sagen: ‚Ich schlag dich mit der Faust zu Boden!'"

Als der König das gehört hatte, dachte er: „Das Glück muß einem hold sein; dann hat er überall Erfolg," und überhäufte Rāṇika mit Ehren.

44. Erzählung

Der Affe Windsohn

oder

Befasse dich nicht mit dem, was dir nicht zukommt

In dem Walde Ghōrāvāsa lebte ein Affe, welcher Windsohn [1] hieß; der war ein Herr über fünfhundert Affinnen.

Eines Tages hatte König Jitasatru Zimmerleute in

1. Zu Ehren des großen Affenfürsten Hanumat, der ein Sohn des Windgottes (Vāyu) und der Verbündete des indischen Nationalhelden Rāma war.

dieſen Wald geſandt, und dieſe hatten von einem mächtigen Baum einen großen Aſt abgeſägt. Sie hatten begonnen, ihn zu ſpalten, hatten in den Spalt einen großen Keil getrieben und waren dann eſſen gegangen. Als der Keil aber eingetrieben war, klaffte der Spalt weit auseinander.

Da kam jener Affe, mit ſeinen Affinnen ſorglos ſpielend und von ihnen umringt wie der Gemahl der Geſtirne 2 von den Sternen, an dieſen Ort und ſetzte ſich auf den Aſt, der zum Spalten fertig auf dem Boden lag. Da er auf dem Spalte ſaß, ſo hingen ſeine beiden Hoden und ſein Schwanz in dieſen hinein, und als er in ſeinem Leichtſinn den Keil herauszog, ſo klappten die beiden Hälften des Stammes zuſammen.

Der Affe ſuchte mit aller Macht ſeine Hoden und ſeinen Schwanz herauszuziehen und riß ſie ſich völlig ab; das aber verurſachte ihm ſolche Schmerzen, daß er ihrer Pein erlag.

Als ſeine Umgebung aber ſah, daß er tot war, machte ſie ſich auf und davon.

45. Erzählung

Die vier Freunde

oder

Der Mut

In dem Dorfe Ghanārāma lebten vier Jainalaien, Ṛṣabhadatta, Ṛṣabhadāſa, Jinadatta und Jinadāſa. Sie waren die Söhne ſchwerreicher Männer, waren miteinander geboren und aufgewachſen, hatten miteinander im Staube geſpielt und waren darum miteinander unzertrennlich befreundet wie die Lebensziele 1 oder die politiſchen Mittel

2. Der Mond. 1. Erwerb, Liebe, Religion, Erlöſung.

der Könige. Schließlich wurden sie alle von ihren Vätern verheiratet.

Da es ihnen allen daran lag, ihr Wohl zu fördern, so kamen sie eines Tages zusammen und berieten sich, indem sie sagten:

„Es ziemt sich nicht für uns, daß wir so von den Vermögen leben, welche unsere Väter erworben haben. Denn:

> Des Vaters Vermögen [2] ist eine Schwester, und ebenso ist das Vermögen eines anderen eines anderen Weib. Darum ist es nicht recht, daß tüchtige Männer sie genießen.

Aber das ziemt sich, daß wir in fremde Länder gehen, aus ihnen Schätze herbeischaffen und diese genießen."

Nachdem sie so Rats gepflogen, nahm jeder von ihnen Abschied von seiner Gemahlin, und ohne ihren Vätern und ihren anderen Angehörigen ein Sterbenswörtlein zu sagen, verließen sie ihre Wohnungen und machten sich zu Fuß auf den Weg. Sie gingen immer nach Norden, wo Kubēra die Welt hütet, [3] waren der Meinung, der Schatz ihrer guten Werke reiche völlig zur Wegzehrung hin, und nahmen darum nichts mit fort, als die Kleider, welche ihren Leib umhüllten.

Nach Verlauf zweier Nachtwachen hatten sie bereits eine große Strecke Landes durchwandert, und als die Sonne aufging, stießen sie auf eine Karawane. Während sie unter einem Asōkabaum rasteten, wurden die vier Töchter des Karawanenbesitzers ihrer ansichtig, welche dort spielten, und sagten zu ihrem Vater: „In diesem Dasein, lieber Vater, soll außer diesen niemand uns freien." Dabei blieben sie. Da sah der Vater, wie es mit der Schönheit dieser Männer bestellt war, freute sich darüber über die Maßen und verheiratete seine Töchter mit ihnen. Von diesen er-

2. Präkrit lacchī, Sanskrit lakṣmī, Fortuna, sehr oft personifiziert. 3. S. 25,3.

fuhren die Freunde die Familiengeheimnisse, und so mußte ihnen der Karawanenbesitzer im Augenblick der Handlösung vier Ringe geben, welche gegen alle Beschädigung durch Gift, böse Geister und dergleichen und gegen Feuers- und Diebesgefahr beschützten.

Einige Zeit lang ließen sich's die vier Freunde mit ihren jungen Frauen wohl sein; dann nahmen sie auch von ihnen Abschied und zogen wieder fürbaß. Sie kamen nach einer Stadt, welche Lâbhapura hieß, neigten sich in dem Tempel, der in ihrem Parke stand, vor dem heiligen Nêminâtha 4 und rasteten unter einem Mangobaum. Da kam der Gärtner auf sie zu. Sein Antlitz war verfallen wie eine vom Frost vernichtete Lotusblume oder wie des Mondes Scheibe, wenn sie bei Tage am Himmel steht. Sie fragten ihn, weshalb er ein so betrübtes Gesicht machte, und er sagte zu ihnen: „Ach, beste Männer! Ich habe nur einen einzigen Sohn, und der ist von einem bösen Geist besessen. Das quält mich so." Da hatten sie Mitleid mit ihm und machten durch die Kraft ihrer Ringe seinen Sohn gesund. Als sie sich aber anschickten, weiterzuwandern, schenkte ihnen der Gärtner einen Rohrstab, welcher alle Feindesscharen besiegte.

Als sie weiterzogen, kamen sie an die mit Mauern bewehrte Festung des Königs Mahâsêna, welche von einer Menge feindlicher Heere umlagert war. Durch die Kraft ihres Stabes besiegten sie diese alle. Der König freute sich über die geleistete Hilfe, und da er alle andern in den Schatten stellte, wo es galt, erkenntlich zu sein, so schenkte er den vier Freunden seine vier schönen Töchter und obendrein die Hälfte seines Reiches.

Darauf kam ein allwissender Mönch 5 und sagte ihnen, all diese aufblühende Herrlichkeit habe darin ihre Ursache,

4. Einer der vierundzwanzig Jina. S. 1, 2. 5. Ein Kêvalin. Vgl. meinen Hêmacandra, S. 22.

daß sie (in einem früheren Dasein) Mönche beschenkt hätten, denen es schlecht ging. Er erzählte den vier Freunden, was sie in ihren früheren Existenzen erlebt hatten, und als sie das vernommen, genossen sie ihr Glück nach Herzenslust und zogen, von vielen Elefanten, Rossen, Wagen und Söldnern zu Fuß begleitet, nach ihrer Vaterstadt. Dort lebten sie lange als Laien der Jainagemeinde, nahmen aber gegen Ende ihres Lebens die Mönchsweihe und wurden auf diese Weise erlöst.

46. Erzählung

Das Spiel

In der Stadt Siddhapura herrschte einst ein König namens Purandara. Dieser würfelte eines Tages mit seinem jüngeren Bruder Sundara. Da sagte die Hauptkönigin Sāriṇī zu ihm mit weicher Stimme, weil sie ihn davon abbringen wollte: „Durch das Spiel, o Herr, haben Nala, die Söhne Pāṇḍus [1] und eine große Menge anderer Könige auf Schritt und Tritt Schimpf und Schande geerntet. Denn das Spiel ist die Wurzel aller Laster. Sagt doch ein Spruch:

> Welcher Verständige sollte sich mit den Spielern auch nur in ein Gespräch einlassen? Ist doch ihre Wohnung ein leeres Haus, ihre Gefährten sind heruntergekommene Lebemänner, und nur Huren bringen ihnen Liebe entgegen! Ihr Gefolge besteht aus Dieben, ihre Umgebung aus Schnapstrinkern, ihre Beschäftigung darin, daß sie die Frauen anderer verführen, und darin ihr Ruhm, daß sie ihr Geld vergeuden.

1. S. 1,9 und 12,3.

Darum ſtreife dieſes Würfelſpiel ab, wie eine Schlange ihre Haut!" Dies und manches andere der Art ſagte die Königin und ſagten die Miniſter und andere zu ihm; aber Purandara ging es, wie dem Monde: er vermochte ſich des Spiels ſo wenig zu entledigen, wie dieſer ſeiner Flecken.

Eines Tages aber kam es ſo weit, daß ſein Bruder ihm ſein Reich abgewann und ihn aus ſeiner Stadt verbannte.

Während nun der König mit ſeiner Gemahlin Sāriṇī und ſeinem Sohne Guṇacandra ſeine Straße dahinzog, traf er im Walde einen Bhilla,[2] mit dem er zu würfeln begann. Er ſelbſt ſetzte ſeinen Kopf, der andere ſeine Frau aufs Spiel, und der König gewann die Frau des Bhilla.

Dieſe Bhilla-Schönheit war ſo ſchwarz, als wäre ſie aus Rußmaſſen erzeugt, und ſo häßlich, als wäre ſie aus aller unerwiderten Liebe geformt worden. Ihre Rede war rauh und glich dem Bellen einer Hündin, und ihre Hände und Füße waren hart — hieß ſie doch Kupāṇi![3]

Der König nahm mit ihr ſein fleiſchgewordenes Unglück entgegen und wanderte weiter. Das Bhilla-Weib aber dachte: „Was ſoll mir dieſe Nebenfrau, die ja doch nur meine Feindin iſt?" Sie bat darum Sāriṇī, ihr aus einer Ziſterne Waſſer zu ſchöpfen, ſtürzte ſie bei dieſer Gelegenheit hinein, ging dann zum König und teilte ihm mit, die Königin ſei mit einem unbekannten Mann davongegangen.

Nachdem Purandara vergeblich allerorten nach ihr Umſchau gehalten hatte, ſetzte er mit dem Bhilla-Weib, welches man nur anzuſehen brauchte, um zu bemerken, daß es das Unheil ſelber war, und mit ſeinem Sohne ſeinen Weg fort, bis er an einen breiten Fluß kam. Da er nun das Weib und den Sohn nicht gleichzeitig über denſelben hinübertragen konnte, ſo trug er zuerſt die Frau in den Fluß,

2. S. 37,1. 3. „Schlechthand".

wurde dabei aber von einem Krokodil 4 verschlungen, während jene ins Wasser fiel und ertrank.

Das Krokodil mußte am Ufer bleiben, weil der verschlungene Mann es durch sein Gewicht am Schwimmen verhinderte. Da kamen Fischer herbei, schnitten ihm den Bauch auf und fanden den König. Durch die Berührung mit den kühlen Winden, die gerade wehten, kam ihm die Besinnung wieder, die er verloren hatte. Die Fischer aber machten ihn zu ihrem Sklaven; er mußte in ihrem Hause bleiben und ihre eigenen Hantierungen verrichten. Eines Tages, als Purandara in den Fluß gestiegen war, um Fische zu fangen, wurde er durch die hochgehende Strömung fortgerissen, ertrank und kam in die Hölle. 5

Inzwischen waren an die Zisterne, in welche das Bhilla-Weib die Königin Sāriṇī gestoßen hatte, die einem Flusse glich, dessen Wasser ihr liebliches Fühlen und Denken bildete, die Diener eines Karawanenbesitzers gekommen und hatten sie herausgezogen. Auf die Frage des Karawanenherrn hatte sie ihm getreulich ihre Erlebnisse erzählt; er nahm sie auf und gab sie seiner Schwester zur Gesellschaft.

Guṇacandra, König Purandaras Sohn, war so anmutig, wie der Gott der Liebe selbst. Was Wunder, wenn sich eine am Himmel dahinfliegende Vidyādhara-Frau 6 in ihn verliebte und ihn nach dem Vaitāḍhya entführte. 7 Sie stattete ihn mit vielen Wissenschaften 8 aus, vermählte ihn mit ihrem Töchterlein Surasundarī, vertrieb nach einiger Zeit Guṇacandras Oheim Sundara aus seinem Reich und machte an seiner Stelle Guṇacandra zum König.

Da geschah es, daß jene Karawane nach Guṇacandras

4. Makara. Das Wort kann auch einen großen Fisch und ein sagenhaftes Seeungetüm bezeichnen. 5. Das geschieht nach dem Glauben der Jaina denen, die eines gewaltsamen Todes sterben. 6. S. 1,9. 7. Ein in der Jaina-Literatur oft als Sitz der Vidyādhara erwähntes Gebirge. 8. D. h. Zaubern, in deren Besitz die Vidyādhara sind.

Stadt kam. Mit vielen Geschenken machten sich ihre Mitglieder auf, um vor den König zu treten, und mit ihnen begab sich Sāriṇī an den Hof. Mit Rücksicht darauf, daß sie sich in ihrer früheren Residenz befand, hatte sie Mannesgestalt angenommen. 9 Als sie den König erblickte, erkannte sie in ihm ihren Sohn. Trotz der vielen Höflinge, die den Saal erfüllten, fragte der König aus Liebe zu seiner Mutter, als er ihr Antlitz gewahrte, den Karawanenbesitzer, wer dieser Mann sei, und als jener Guṇacandra heimlich die Wahrheit gestanden hatte, rief dieser fröhlich: „Wahrhaftig, es ist meine Mutter!" Und vor den Augen aller Anwesenden erhob er sich, fiel ihr zu Füßen und rief: „Zeige dich in deiner wahren Gestalt, liebe Mutter, und mache mich damit glücklich, denn ich bin dein Kind!"

Bei diesen Worten brach Sāriṇī ein mächtiger Tränenstrom aus ihren Augen. Sie nahm ihre wahre Gestalt an, bedeckte ihres Sohnes Haupt mit Küssen und erzählte, was sie erlebt hatte. Da erzählte auch der König wahrheitsgetreu alles, was ihm und seinem Vater zugestoßen war, setzte seinen eigenen Sohn in sein Reich ein, ward Mönch und wurde so erlöst.

47. Erzählung

Sāgara
oder
Die Habsucht

In der Stadt Dhanasāgara, welche am Meeresufer liegt, lebte ein Kaufherr namens Sāgara [„Ozean"], ein

9. Möglich, daß dies durch Verkleidung geschah; aber der Schluß der Erzählung spricht eher dafür, daß der Verf. in der offenbar vorliegenden starken Kürzung seiner Quelle nur ausgelassen hat, zu berichten, daß die Königin irgendwie in den Besitz eines Mittels gelangt war, welches ihr erlaubte, sich in einen Mann zu verwandeln. Vgl. Verf., Indische Märchen Nr. 55.

Ozean für den Reichtum 1 an vielem Geld und Getreide. Er hatte vier Söhne, Dhanadatta, Dhanadēva, Dhanasāra und Dhanaka, und vier Schwiegertöchter, die Frauen dieser Söhne, welche Dhanasrī, Dhanadēvī, Dhanasurī und Dhanajanī hießen.

Wie ein Schwert war Sāgara subaddhamuṣṭi [= „mit festsitzendem Griff" und „mit festgeballter Faust"]; 2 sein Blick war grausam wie der des Todes; wie ein Spieler betrog er alle Menschen; seine Stimme krächzte, wie die einer jungen Krähe; wie eine Schlange ging er krumme Wege; wie ein Tor suchte er Händel; wie ein Fieberkranker litt er an übermäßiger tṛṣṇā [Wortspiel: „Habgier" und „Durst"], die nicht zu stillen war, und wie einem Verliebten fehlte es ihm gänzlich an Überlegung. Tag für Tag schalt er auf seine Mitbürger, und keiner entging seinem Tadel. Sein Geiz war so groß, daß er weder seinen Söhnen noch seinen anderen Angehörigen traute. Statt der Kleidung trug er einen groben Fetzen. An der Tür seines Hauses, welche durch einen mit festangelegter Kette und Riegel versehenen Türflügel wie durch eine Mauer verschlossen war, stand er Tag und Nacht unbeweglich wie ein dort eingegrabener Pfosten, und hielt wie Yama einen Stock in der Hand. Sogar die Krähen und andere Tiere flohen seine Tür, und von Leuten, die es gewagt hätten, eines Almosens wegen vorzusprechen, war gar keine Rede.

Eines Tages sah eine Yōginī 3 namens Kuśalā, welche in der Herstellung und Verwendung von Zaubersprüchen, Amuletten, Heilmitteln, Kräutern und ähnlichen Künsten trefflich bewandert war, bei einem Gang durch den Luftraum

1. Lakṣmī, zugleich Name der Göttin des Reichtums, welche unter die Juwelen gehörte, die die Götter aus dem Meere butterten. S. 7,3. 2. Er hat „keine offene Hand". 3. Femininum zu Yōgin, eine Art Zauberin.

seine Schwiegertöchter. Sie standen am Fenster; da sie aber im Hause ihres Schwiegervaters auf alle Freuden verzichten mußten, so glichen ihre Gesichter welken Blumen. Neugierig stieg sie herab und trat vor sie hin. Die Schwiegertöchter boten ihr einen Sitz, fragten sie, ob ihre Andacht ungestört vonstatten gehe, und begrüßten sie wie die Göttin ihres Hauses. Die Yōginī dagegen segnete sie und sprach: „Euch bleibe die Witwenschaft erspart."

Darauf bewirteten die Schwiegertöchter die Yōginī aus Säcken, die aus ihrer Väter Hause stammten und jeder von ihnen gehörten, mit Kardamomen, Nelken, Betelnüssen, Kampfer, Moschus, Safran, Muskatnüssen und dergleichen, mit Betelpfeffer, frischen und getrockneten Datteln, Nußkernen, Cāravī, 4 Mandeln, Pistazien und anderen Früchten, mit Kandiszucker, süßen Speisen und feinem Gebäck. Die Yōginī aber freute sich so darüber, daß sie ihnen einen durch bloßes Hersagen wirksamen Zauberspruch gab, der ihnen durch die Luft zu wandeln ermöglichte. Dann flog sie selbst wie ein Vogel wieder in den Luftraum empor.

Einst in der Nacht, als ihre Männer und alle anderen Hausbewohner schliefen, besprachen die Schwiegertöchter einen Baumstamm mit jenem Zauberspruch, setzten sich darauf, ritten auf ihm nach der Juweleninsel, 5 tummelten sich auf ihr nach Herzenslust, kehrten noch in derselben Nacht zurück und legten sich jede an ihren Ort.

So taten sie nun Nacht für Nacht, flogen nach verschiedenen Inseln, Wäldern, Bergen und wohin sie sonst begehrten und kamen dann zurück. Eines Tages aber hatte die Kälte einen Knecht namens Dāmala, welcher das Vieh weidete und andere häusliche Dienste verrichtete, in den hohlen Stamm getrieben. Darauf kamen die Schwiegertöchter wie gewöhnlich, besprachen den Stamm mit ihrem Spruch, setzten sich auf ihn und flogen auf ihm nach der

4. Bedeutung unbekannt. 5. Eine öfters erwähnte Märcheninsel.

Goldinsel. Während sie auf ihr spielten, kroch Dāmala aus dem Stamm heraus, sah zu seiner Freude, daß er auf der Goldinsel war, nahm einen Ziegel, der aus Gold bestand, und legte sich wie vorher in den Stamm. Auch die Frauen bestiegen diesen, kehrten auf ihm zurück und legten sich schlafen.

Am nächsten Morgen war Dāmala gewaltig stolz, weil er das Gold erlangt hatte, und es fiel ihm gar nicht ein, das Vieh zu hüten oder seine anderen Arbeiten zu verrichten. Sāgara fragte ihn: „Warum gehst du nicht an deine Arbeit, mein Sohn?" Dāmala wollte anfangs nicht mit der Sprache heraus. Sāgara aber erregte durch die Aussicht auf Zungen- und andere Genüsse seine Lüsternheit, so daß er berichtete, was die Schwiegertöchter getan hatten. Da verbreitete sich in Sāgaras Leib das Gift der schwarzen Kobra, welche Habgier heißt; er legte sich in den Stamm. Seine Schwiegertöchter bestiegen diesen wieder und flogen auf ihm nach der Juweleninsel und zurück. Sāgara aber hatte den Stamm verlassen, hatte eine Menge Edelsteine aufgelesen, war in den Stamm zurückgekrochen und ging nun unbehelligt nach Hause.

In der nächsten Nacht stiegen die Frauen wieder auf den Stamm, in dem sich Sāgara bereits befand, und begaben sich nach der Goldinsel. Da Sāgara [„Ozean"] aber ein wahrer Ozean der Habsucht war, so belastete er den Stamm mit großen Mengen Goldes; und weil er die Höhlung desselben fast damit gefüllt hatte, so hatte er Mühe, noch selbst darinnen Platz zu finden. Als darauf seine Schwiegertöchter den Stamm wieder bestiegen hatten und sich auf der Rückkehr nach ihrer Stadt über dem Meere befanden, sagte Dhanaśrī zu den anderen: „Wie kommt es, Freundinnen, daß heute der Stamm gar nicht vom Flecke kommt?" Die andern sagten: „Durch den langen Gebrauch, liebe Schwester, ist er morsch geworden.

Wir wollen ihn ins Meer werfen und uns einen andern nehmen." Dhanaśrī stimmte zu; da schrie Sāgara: „Schwiegertöchter! Ich bin drin!" Sie aber dachten: „Unsere Krankheit will ohne Heilkraut vergehen," ließen den Stamm samt Sāgara ins Meer fallen, setzten sich auf einen anderen und kehrten nach Hause zurück.

Indem Sāgara aber in den Ozean fiel, stürzte er doppelt in den Abgrund. 6

48. Erzählung

Ghēghā, Mēghā und Mēghāī
oder
Geld bringt Ehre

In Acalagrāma lebten zwei Brüder Ghēghā und Mēghā. Ghēghā, der ältere, war infolge der guten Werke, die er in einer früheren Existenz getan hatte, reich wie Vaiśramaṇa, 1 während der jüngere, welcher Mēghā hieß, infolge böser Taten, die er in einem früheren Dasein vollbracht hatte, wie ein Śramaṇa keinen Heller besaß.

Eines Tages wurden beide von ihrer Schwester Mēghāī eingeladen, welche die Hochzeit ihres Sohnes zu feiern gedachte. Ghēghā machte sich auf den Weg mit reicher Hochzeitsgabe, die unter anderem in Geschmeide, Kleidern und anderen Toilettestücken für seine Schwester, für ihren Mann und ihren Sohn bestand, und war selbst mit herrlichem Gewande und einer Menge Schmuck aus Gold

6. Insofern er nämlich durch seinen gewaltsamen Tod in die Hölle kommt (s. 46,5) und dann eine Reihe Tierexistenzen durchmachen muß, bevor er wieder die steile Höhe des Menschentums erklimmen kann. 1. Kubēra, der Gott des Reichtums. Die seltenere Form statt Vaiśravaṇa steht hier wegen des Wortspiels mit Śramaṇa, „(Jaina-) Mönch".

und Edelsteinen geziert; Mēghā dagegen kam infolge seiner Dürftigkeit in einem Kleide, welches alles andere als schön war, und hatte außer seinem Leibe nichts bei sich.

Nachdem Ghēghā angekommen war und die ganze Gabe verteilt hatte, welche er als Oheim mitgebracht, begab sich die Gesellschaft zum Hochzeitsmahl. Beide Brüder saßen nebeneinander, bekamen aber besondere Schüsseln. Und als Mēghāī kam, um ihnen die Speisen vorzulegen, teilte sie dem Älteren und dem Jüngeren das Gebackene, den Reis und sogar die Butter besonders in ihre Schüsseln zu. Als nun Mēghā in der Schüssel seines älteren Bruders sehr viel, in seiner dagegen sehr wenig Butter sah, setzte er seine Schüssel auf den Kopf, stand auf und sprach folgende Strophe:

Das Geld nur, nicht der Mann wird geehrt;
Kein andrer Grund ist ersichtlich hier.
Den Ghēghā hält man gewaltig wert;
Mēghā dagegen gilt nicht als Zier.

Als die Anwesenden das hörten, tadelten sie Mēghāī; die beiden Brüder aber kehrten in ihre Heimat zurück.

Dritte Woge

49. Erzählung

Eine Erzählung der Weltkinder von Rāma [1]
oder
Geld bringt Ehre

Als in Ayōdhyā auf Daśarathas Geheiß, dessen Wünsche die von Kaikēyī erbetene Gnade vernichtet hatte, der berühmte Rāmacandra mit Sītā und Lakṣmaṇa zusammen das Waldleben auf sich genommen hatte, sagte er zu Lakṣmaṇa, indem er die Stadt verließ: „Wir wollen uns erst unserm Lehrer zu Füßen werfen, lieber Bruder, ehe wir weiter gehen." Lakṣmaṇa erwiderte: „Jetzt, o Herr, ist für uns nicht der geeignete Augenblick, uns vor des Lehrers Füßen zu neigen; denn wir besitzen nur noch das Kleid, welches wir auf dem Leibe tragen, müssen zu Fuße wandern, haben versprochen, im Walde zu leben und bewohnen nicht mehr mit Indras irdischem Abbild seinen siebenstöckigen Palast."

1. König Daśaratha von Ayōdhyā, dessen Hauspriester der berühmte Brahmane Vasiṣṭha war, mußte durch die Ränke einer seiner Gemahlinnen, Kaikēyī, seinen Lieblingssohn Rāma (oder Rāmacandra) auf vierzehn Jahre in die Verbannung schicken. Seine Gemahlin Sītā und sein Bruder Lakṣmaṇa begleiteten ihn. Während des Waldlebens dieser drei entführte der zehnköpfige Unhold Rāvaṇa, welcher die Insel Laṅkā (Ceylon) beherrschte, die Sītā. Rāma befreite sie schließlich und tötete den Entführer mit Hilfe eines Affenheeres. Dies alles wird mit vielen Ausschmückungen im indischen Nationalepos Rāmāyaṇa erzählt. Vgl. Winternitz, Gesch. d. ind. Lit., I, 407 ff.

Aber Rāma ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen. Als jedoch sein Lehrer hörte, daß er kam, um ihm einen Besuch zu machen, dachte er: „Der Prinz geht in den Wald und hat natürlich keinen Heller im Besitz. Sicher will er etwas von mir haben. Da ist's doch geratener, wenn ich nicht für ihn zu sprechen bin."

So dachte er und ließ durch seine Schüler dem draußen harrenden Rāma sagen: „Der Lehrer Vasiṣṭha befindet sich gerade in seiner Laubhütte und meditiert."

Rāma sah ein, wie recht sein Bruder mit seiner Rede gehabt hatte, und wanderte weiter, dem Walde zu. Lange Zeit ertrug er das Leben im Walde, welches sich ihm als die Ursache einer Fülle von Unglück erwies, da ihm während desselben seine geliebte Gemahlin geraubt wurde. Schließlich tötete er seinen Feind, den zehnköpfigen Dämonen Rāvaṇa. Dieser war der einzige Elefant gewesen, welcher die Lotusblumen des Ruhmes aller Könige mit der Wurzel ausgerissen hatte.[2] Auf der Wage seiner furchtbaren Arme hatte er den Kailāsa[3] gewogen. Durch seine gewaltigen und massenhaften Heldentaten hatte er die Koketterien der Tochter Pulōmans[4] und der anderen Apsarasen[5] von sich abgewiesen. In seiner Burg Laṅkā, die der uferlose Ozean als Burggraben umbrandete, hatte er als unumschränkter Herrscher gehaust und sich mit einer Menge Nachtgespenster[6] umgeben, für welche es keine unzugänglichen Orte gab; und seine Gefängnisse waren von ganzen Scharen von Fürsten der Götter und Götterfeinde[7] bevölkert. Diesen seinen Feind hatte Rāma getötet und hatte an seiner Stelle Vibhīṣaṇa[8] zum Herrscher eingesetzt, wie eine Ruhmessäule, die seine Taten zu künden bestimmt war.

2. Die Elefanten reißen, wenn sie im See baden, die Lotuspflanzen heraus und fressen sie. 3. S. 21,5. 4. Indras Gemahlin Saci (37,9). Vgl. auch 87,2. 5. S. 9,2. 6. Rākṣasa; s. 39,5. 7. Titanen: 20,5. 8. Rāvaṇas Bruder.

Jetzt kam der hehre Rāmacandra in seine Vaterstadt zurückgezogen. Der Brunstsaft 9 seiner vielen Elefanten überflutete seine Straße. Ausgelassen tummelten sich seine herrlichen Rosse, und ihr Gewieher schreckte den Pfad der Gestirne. Das Dröhnen seiner dahinfahrenden Wagen scheuchte die Weltelefanten. 10 Ein so großes Heer springender Affen begleitete ihn zu Fuße, daß es unter seinen Füßen die Leiber der Schlangen zertrat. Das Geschmetter seiner vielen und trefflichen Trompeten erfüllte die Höhlen und Schluchten des Himmels und der Erden. Eine prächtige Schar huldigender Götter, Götterfeinde, Vidyādhara, 11 Menschen und Kinnara 12 umringte ihn. Den ganzen Erdkreis hatte er sich unterworfen, und vor ihm neigten sich die vielen Fürsten. Der Baum seiner furchtbaren Macht gedieh; denn seine Wurzel netzte das Wasser, das den Augen der Frauenscharen entquoll, welche die Gattinnen seiner Feinde gewesen waren, die er alle getötet hatte. Die Augen der Guten aber weideten sich an Rāma; die Göttin des Siegs schlang ihre leuchtenden Arme um seinen Hals; die Göttin der Herrschaft über alle Reiche koste nur mit ihm; und er war der Mond, dessen Strahlen der Nachtlotus der Staatskunst seinen Kelch erschließt. Als er so nach seiner Vaterstadt zog, fiel Lakṣmaṇa ein, daß Vasiṣṭhas Einsiedelei in der Nähe lag, und darum sagte er: „Jetzt, mein königlicher Bruder, ist der Augenblick gekommen, daß du den Lotus der Füße deines Lehrers begrüßest." Und Rāma begab sich zu Vasiṣṭha.

Vasiṣṭha aber überhäufte ihn mit Freundlichkeit, bot ihm

9. Die Flüssigkeit, welche brünstigen Elefanten aus den Schläfen rinnt, was man hie und da selbst in unseren zoologischen Gärten beobachten kann. 10. Mythische Elefanten, deren jeder eine der acht Himmelsgegenden beschützt. 11. S. 1,9. 12. Himmlische Musikanten. Sie bilden also für Rāma eine Ehrenkapelle. Musik darf nicht fehlen, weil sie von guter Vorbedeutung ist.

den Ehrensitz und was der gastlichen Ehren mehr sind. Da sagte Rāma zu ihm:

Dieselben sind wir alle zwei;
Dies ist dieselbe Siedelei.
Du botst mir damals keine Ehr':
Jetzt ehrst du mich. Wo kommt das her?

Da sich Vasiṣṭha auf die Staatskunst verstand und also wußte, daß ein Adliger die Wahrheit reden muß, so erwiderte er auf Rāmas Worte:

Dieselben sind wir alle zwei;
Dies ist dieselbe Siedelei.
Doch damals hattest du kein Geld:
Jetzt bist du König, edler Held!

Darum höre weiter, du irdischer Indra:

Kakutsthas 13 Sproß, erwirb dir Geld!
Geld ist die Wurzel dieser Welt.
Ob einer arm, ob er verschied:
Mich deucht's durchaus kein Unterschied.

Da gab Rāma seinem Lehrer recht und hielt seinen Einzug in seine Residenz, um ihr von nun an zur Zierde zu gereichen.

50. Erzählung

Die dummen Brahmanen

Zwei dumme Brahmanen, welche Ṣēta und Ṣīma hießen und im Dorfe Bōḍāsana wohnten, gingen einst nach dem Dorfe Sumukha, um ihre Nahrung zu erbetteln. Als sie dort fünf Kuchen erlangt hatten und nicht wußten, wie sie sie untereinander verteilen sollten, schlossen sie eine Wette

13. Ein Vorfahr Rāmas.

ab: „Wer zuerſt ſpricht, bekommt zwei, der andere drei Kuchen", und legten ſich auf die Erde nieder, die Hände und Füße ausſtreckend, Mund und Augen aufgeſperrt und Ein- und Aushauch unterdrückend. Als die Bewohner des Dorfes ſie in ſolchem Zuſtande ſahen, dachten ſie: „Ach, die beiden armen Burſchen ſind geſtorben!" Sie legten ſie auf eine Bahre aus drei Hölzern, banden ſie feſt, ließen ſie von vier kräftigen Hirten aufheben und unter Vorantritt eines Feuerträgers nach dem Verbrennungsplatz bringen. Dieſe entkleideten ſie, warfen ſie in den Scheiterhaufen und zündeten das Feuer an. Von der ungewöhnlichen Hitze wurde es den beiden ungemütlich, ſo daß ſie ihre Köpfe freimachten 1 und nackt, wie ſie geboren waren, wie leibhaftige Piśāca 2 mitten aus dem Scheiterhaufen emporſtiegen. Bei dieſem Anblick liefen alle fünf davon; die beiden aber liefen hinter ihnen drein auf das Dorf zu, indem ſie riefen: „Du kriegſt zwei! Ich kriege drei!" 3 Und als die Dorfbewohner ſie mit Knütteln und Fäuſten weidlich geprügelt hatten, 4 erzählten beide ihre Geſchichte. Da ſchalten die Leute ſie, indem ſie ſagten: „Schämt euch! Das ſind Narrenspoſſen!" Aus Mitleid aber gaben ſie ihnen Kleider, und die beiden kehrten nach Hauſe zurück.

51. Erzählung

Der Brahmane Sādhava
oder
Die Habſucht

In dem Dorfe Suraſundara lebten vier befreundete Brahmanen, welche Mādhava, Kēśava, Rāghava und

1. Wohl von den auf ihnen liegenden Holzſcheiten. 2. Menſchenfreſſende Dämonen (32,5). 3. Die Hirten beziehen das auf ſich. 4. Weil ſie ſie auch für Piśāca hielten.

Sādhava hießen und von jeher arm gewesen waren. Weil die Armut sie wie ein Piśāca 1 bedrängte, so verließen sie ihr Heim, wanderten auf der Erde umher und kamen schließlich an den Fuß des Berges Sapādalakṣa, wo ein Yōgin 2 namens Siddhinātha wohnte. Da widmeten sie sich seinem Dienste.

Nachdem sie dem Yōgin zwölf Jahre lang ihre Ergebenheit bewiesen hatten, gab dieser jedem von ihnen, weil er sich darüber freute, eine Zauberwurzel und sagte zu ihnen: „Wo diese Wurzeln zur Erde fallen, dort sollt ihr nachgraben."

Als sie darauf mit ihren Wurzeln in den Händen nach Norden wanderten, fiel die Wurzel aus Mādhavas Hand zu Boden; und als er nachgrub, kam an dieser Stelle Kupfer zum Vorschein.

Die drei anderen verließen Mādhava und gingen weiter. Da fiel die Zauberwurzel aus Kēśavas Hand, und als er an der Stelle nachgrub, kam Silber zum Vorschein.

Die beiden anderen ließen Kēśava zurück, und als sie weitergingen, fiel die Wurzel dem Vorangehenden aus der Hand. Dieser grub an dem Orte nach, und was zum Vorschein kam, war Gold.

Da rief Rāghava den Mādhava und den Kēśava herbei und sagte zu seinen drei Freunden: „Macht mir die Freude und nehmt von diesem Golde, soviel euer Herz begehrt!" Mādhava wie Kēśava warfen ihr Kupfer und ihr Silber weg und taten, wie er sie geheißen. Sādhavas dagegen hatte sich eine allzu große Habsucht bemächtigt; sein Sinnen war auf Perlen, Rubine, Diamanten und ähnliche Kostbarkeiten gerichtet, und darum ging er trotz der Warnungen seiner Freunde weiter. Er geriet in das Gebiet des großen Gottes Śiva, und sogleich fiel dessen tausend Lasten wiegender Diskus ihm aufs Haupt. Die Last dieses Diskus verursachte

1. S. 32,5. 2. S. 10,4.

Sädhava solche Qual, daß er nach vierundzwanzig Stunden seinen Geist aufgab.

Seine drei Freunde dagegen nahmen sich viele Lasten Goldes, kehrten in ihre Heimat zurück und wurden glücklich.

52. Erzählung

Der König Bhartṛhari
oder
Wer das Treiben der Weiber betrachtet, der verzichtet auf das Weltleben

In der gesegneten Stadt Avantī regierte vorzeiten König Bhartṛhari. 1 Derselbe beherrschte alle Gebiete des Wissens und war unter denen, die im Besitze guter Werke sind, der allererste. Er besaß zwar einen großen Harem; da aber eine seiner Königinnen, welche Kamalā hieß, selbst die Göttin Kamalā 2 an Liebreiz übertraf, so kümmerte er sich nicht um seine anderen Frauen und genoß nur mit dieser sein Liebesglück.

Nun lebte in derselben Stadt ein Brahmane Bhārgava, ein echter Bhārgava, was die Dichtkunst [Wortspiel: Kavis Kunst] anlangt; 3 trotzdem aber ging's ihm schlecht seit seiner Geburt. Da ihm daran lag, Geld zu bekommen, so

1. Bhartṛhari ist ein volkstümlicher König des 7. Jahrhunderts, der der Sage nach siebenmal buddhistischer Mönch ward und siebenmal ins Weltleben zurückkehrte. Unter seinem Namen geht fälschlich eine von Peter von Bohlen ins Deutsche übersetzte, in Indien sehr oft gedruckte Anthologie, die aus drei śatata (Zenturien, Sammlung von je hundert Gedichten) besteht, deren erste die Liebe, deren zweite die Weltklugheit, deren dritte die Entsagung — also die bekannten drei indischen Lebensziele — behandelt. 2. S. 18,2. 3. Bhārgava und Kavi sind andere Namen für Śukra, den Lehrer und Priester der Titanen (Asura).

pries er fortwährend einen heiligen Feigenbaum, der das Ufer der Siprā zierte, mit Lobgesängen.

Eines Tages sagte die in dem Baume wohnende Yakṣiṇī, 4 die sich über diese Lieder freute, zu ihrem Gemahl, der gleichfalls in dem Baume wohnte: „Gebieter meines Lebens! Dieser Mann verdient es doppelt, von uns geehrt zu werden, einmal, weil er uns in seinen Gesängen preist, und zweitens, weil er ein Brahmane ist.“ Auf diese Worte hin erschien der Yakṣa dem Brahmanen, schenkte ihm eine Zitrone, welche das Alter und alle andern mit ihm verbundenen Widerwärtigkeiten vernichtete, und verschwand.

Bhārgava nahm sie und trug sie nach Hause. Als er sich aber niedersetzte, um sie zu verzehren, dachte er: „Ob ich nun altere oder nicht, ich werde doch immer wieder zum Betteln meine Zuflucht nehmen müssen. Darum will ich meine Zitrone Bhartṛhari schenken; denn er ist der frömmste Mann der Welt, ein Hort der Gerechtigkeit, ein Vater für alle in seinem Reiche lebenden Geschöpfe, kurz, er regiert die Erde wie Indra den Himmel. Denn nur unter einem Herrscher, der die Staatskunst versteht, sind seines Reichs Bewohner glücklich.

So oft die Jugend geschwunden ist, bringen sie
wieder zurück die Regenzeit den Flüssen, der König
der Jahreszeiten 5 den Bäumen, das Geld den Men-
schen, der Gemahl den Frauen und ein streng ge-
rechter König seines Reichs Bewohnern.“

In solchen Gedanken ging Bhārgava zum König, gab ihm die Zitrone und teilte ihm mit, welche Kraft ihr innewohnte. Der König freute sich über die Gabe so sehr, als sei ihm die Unsterblichkeitsfrucht geschenkt worden, belohnte ihn mit soviel Gold, daß er zeitlebens genug hatte, und entließ ihn. Dann aber dachte er: „Für die Könige ist das Alter eine Zier. Denn:

4. S. 29,4. 5. Der Frühling.

Ein Arzt, ein König, ein Minister, ein Asket, eine Feder, Reisschleim, ein Weg, ein Gott, eine Wissenschaft (oder: eine Waffe) und ein Bettelmönch: diese glänzen erst, wenn sie alt geworden sind.

Die Frauen dagegen verunziert das Alter. Denn:

Der Mond hat seine Flecken, der Himālaya seinen Schnee, das Meer sein Salzwasser; die Sandelbäume sind mit Giftschlangen, mit Dornen die Lotusblumen besetzt; die herrlichsten Frauen werden alt, die Brüste fallen, die Weisen leben in Armut: so hat der böse Schöpfer jedes Juwel gleich bei der Schöpfung mit einem Nachteil ausgestattet.

Was hätte also ich davon, wenn ich die Zitrone äße? Den Frauen dagegen würde sie die höchste Anmut bewahren." So dachte der König und schenkte die Frucht der Königin Kamalā, die er mehr liebte, als sein eigenes Leben.

Kamalā dagegen war in einen Elefantenlenker 6 verliebt und schenkte ihm die Frucht.

Der aber dachte:

„Das Alter ziert die Könige, Minister, Ärzte und Asketen; es schädigt dagegen die Hetären, Athleten, Sänger und Diener.

Darum würde diese Frucht eben, weil sie das Alter vernichtet, der Hetäre Kāmasenā von großem Nutzen sein, die ich so liebe." Und er gab sie ihr.

Als aber die Hetäre diese Frucht bekommen hatte, dachte sie: „Was nützt mir's, wenn ich sie esse, da ich doch für immer der Sünde verfallen bin? Ich will sie lieber dem König Bhartṛhari bringen, dem nichts größere Freude bereitet, als wenn er allen helfen kann."

Darauf legte sie die Zitrone auf eine goldene Schale, bedeckte sie mit einem kostbaren seidenen Tuch, und wäh-

6. mahāmātra; das Wort kann auch einen hohen Staatsbeamten bezeichnen. Doch dürfte hier der Elefantenlenker gemeint sein.

rend eine Schar anderer Hetären ein unvergleichliches Segenslied anstimmte, setzte sie die Frucht vor dem König als Gabe nieder.

Als dieser die Frucht mit Bestimmtheit wiedererkannte und dadurch, daß er eine bei der Hetäre beginnende Rundfrage anstellte, alles erfuhr, was mit ihr geschehen war, da zog — was seiner Weisheit Ehre machte — das Verlangen nach Abkehr vom Weltleben in sein Herz ein, das diesmal nicht wieder schwinden sollte,7 und er sagte zu allen, die in seiner Hofversammlung zugegen waren:

Die Königin, bei der ohn' Unterlaß
Mein Sehnen weilt, denkt meiner nur mit Haß.
Ihr Herz verlangt nach einem andern Mann,
Und dieser Mann hängt einer andern an.
In heft'ger Neigung ist zu mir erglüht
Hier dieser Mädchen schüchternes Gemüt:
Weh' dir, o Fürstin, jenem Mann und mir
Und diesen Mädchen und Ananga,8 dir!

Nachdem Bhartṛhari dies gesagt hatte, erzählte er der ganzen Hofgesellschaft die Geschichte der Zitrone, warf gleichgültig, als wäre sie nur ein Strohhalm, die Herrschaft über das mit 9200000 Ortschaften geschmückte Reich Mālava von sich und beschloß sein Leben im Nachdenken über die Allseele.

53. Erzählung

Kālidāsa
oder
Verkehre nicht mit Hetären

Als einst der berühmte König Bhōja, der Herr von Dhārā,1 lustwandelnd dahinging, sah er, wie sich in einem

7. S. Anm. 1. 8. S. 35,12. 1. S. 1,3.

See eine Lotusblume bewegte, ohne daß ein Wind das Wasser gestreift oder daß sich auf diesem Möwen, Gänse, Störche oder andere Wasservögel getummelt hätten. Da dichtete er eine Strophe, und nach mancherlei Zeitvertreib kehrte er in seine Stadt zurück, begab sich in seinen Thronsaal und trug Mágha 2 und seinen übrigen fünfhundert Gelehrten diese Strophe vor:

Kein Windhauch, welcher übers Wasser säuselt,
Kein Vogel, dessen Fuß es schwimmend kräuselt;
Wie kommt es, daß sich nichts im Wasser regt,
Und nur die Lotusblume sich bewegt?

Darauf ersuchte er seine Gelehrten, diese Strophe zu ergänzen, was sie auch in verschiedener Weise taten. Aber Bhója, dessen Geist wie ein Lotus war, den die Schwäne der wahren Dichtkunst umringten, fand nichts, was er an diesen Ergänzungen hätte bewundern können.

Nachdem sich die Dichter den ganzen Tag und die ganze Nacht abgemüht hatten, zerstreuten sie sich in ihre Wohnungen, und auch der König begab sich in seine Gemächer.

Nun diente dem König eine Hetäre, namens Kámalatá, als Fächerträgerin. Diese hatte den ganzen Vorgang aufmerksam beobachtet, hatte die Strophe, die es zu ergänzen galt, gelernt und traf, als sie heimkehrte, in ihrem Hause den vortrefflichsten aller Dichter, Kálidása, 3 an, dem die Göttin der Rede die Dichtkunst als Gnadengabe gewährt hatte 4 und der darum alle Regungen des Herzens in zierlicher Sprache zu beschreiben verstand. Diesem teilte sie die Strophe mit; und durch Sarasvatis Gnade dichtete Kálidása augenblicklich die Ergänzungsstrophe, und die Hetäre lernte sie auswendig.

Als sie sich aber am nächsten Morgen wieder in die

2. Berühmter indischer Dichter. 3. S. 35,17. 4. Vgl. die 72. Erzählung.

Hofversammlung begeben wollte, dachte sie: „Der König wird sogleich erkennen, daß Kālidāsa diese Strophe gedichtet hat. Dann aber wird seine Gnade nicht mich, sondern ihn belohnen."

Dieser Gedanke veranlaßte das böse Weib, Kālidāsa zu ermorden und in die Erde zu verscharren, bevor sie zu Hofe ging.

Als sich nun die Gelehrten dort wieder vergeblich bemühten, eine Ergänzung zu finden, sagte sie: „Darf ich die Strophe ergänzen, Majestät?" Der König sagte: „Ergänze sie!" Und sie sprach:

Hat den Gemahl ihr doch die Nacht gebunden.
Verglimmend ist sein Feuerglanz geschwunden.
Da er vergeblich nach Befreiung strebt,
Was Wunder, Liebchen, wenn die Blume bebt? 5

Als der König diese staunenerregende, dem Wunsche seines Herzens entsprechende Ergänzung gehört hatte, wollte er schon der Hetäre der Silbenzahl der Strophe entsprechend 32 × 100000 Goldgulden dafür geben, 6 als die anderen Gelehrten riefen:

„Majestät, unmöglich hat diese die Ergänzungsstrophe gedichtet."

„Weshalb nicht?" fragte der König.

Die Gelehrten sagten:

„‚Liebchen' ist doch Anrede an die Geliebte. Darum ist der Dichter der Ergänzung ein Mann."

Da ließ der König durch seine Polizei das Haus der Hetäre durchsuchen, und man brachte aus seinem Innern den Leichnam Kālidāsas. Als ihn der König sah, rief er:

„Wie konntest du einen so herrlichen Mann vernichten, du schlechte Hure!" Und er verbannte sie aus seiner Stadt.

5. Die Sonne, im Sanskrit männlich, ist in der Dichtersprache der Gemahl der Lotusblume, die ihren Kelch bei Sonnenaufgang öffnet und mit Sonnenuntergang schließt. 6. 32 Silben hat die Sanskritstrophe.

Von jenem Gelde aber bestritt er die Trauerfeier für Kālidāsa, und auf der Stelle, auf welcher der Scheiterhaufen gestanden hatte, ließ er einen Tempel mit einem goldenen Standbild des Dichters errichten.

54. Erzählung

Das Gebaren der Narren

In Dummsdorf [1] lebte ein Kuhhirt, der hieß Bharama und war der Narren größter. Dieser setzte sich einst auf den Ast eines Feigenbaums, das Gesicht gegen den Stamm, und sägte diesen Ast an seiner Wurzel ab. Ein vorübergehender gelehrter Brahmane sagte zu ihm: „Guter Mann! Wenn der Ast durchgesägt ist, wirst du herunterfallen, und durch den Sturz wirst du sterben." Damit ging er weiter. Der Narr aber sägte den Ast durch und stürzte herab. Da dachte er: „Potztausend! Der Mann ist allwissend. Was er mir vorhergesagt hat, ist wirklich eingetroffen. Da ich nun heruntergefallen bin, bin ich folglich auch gestorben." Auf Grund dieser Überlegung riß er Mund und Augen auf, hemmte seinen Atem und streckte Hände und Füße von sich. Da hielten ihn die anderen mit ihm verwandten Hirten für tot, trugen ihn nach dem Verbrennungsplatz, schichteten einen Scheiterhaufen und wuschen ihn daneben.

Das Schicksal fügte es, daß derselbe Gelehrte dazukam. Er fragte: „Was ist dem Mann denn zugestoßen?" Die Hirten erwiderten: „Gestorben ist er." Der Gelehrte aber bemerkte eine Spur des Lebens an dem Toten, weil dieser eine Bewegung machte, und sprach: „Er lebt ja noch!" Kaum hatte er das gesagt, so stand der Hirt auf. Die

1. jaḍōdare grāme: „in dem Dorfe Jaḍōdara". Jaḍōdara bedeutet „Dumme enthaltend".

andern fragten ihn: „Was ist denn mit dir los?“ Da entgegnete Bharama: „Derselbe Mann hier hat zu mir gesagt: ‚Du wirst vom Aste fallen, und durch den Sturz wirst du sterben.‘ Und richtig bin ich gefallen und gestorben. Jetzt hat er nun gesagt: ‚Er lebt ja noch!‘ Und so bin ich wieder lebendig geworden. Weiter ist nichts los.“

Als die andern das hörten, sagten sie: „Was bist du für ein dummer Kerl!“ Und alle kehrten nach Hause zurück.

55. Erzählung

Gaṅgā
oder
Schon der Name der Mitgemahlin erregt den Zorn

In dem Orte Brahmapura, welcher in der Nähe der Gaṅgā[1] lag und dessen Zierde die Brahmanen bildeten, lebte auch ein Brahmane, welcher Caturbhuja hieß. Trotzdem dieser in vielen Wissenszweigen bewandert war, ging es ihm doch infolge seiner Armut sehr schlecht. Er ging, soweit die Erde reichte, Könige, Minister, Heerführer, Karawanenbesitzer, Handelsherren, Markgrafen und andere reiche Leute um Spenden an. Sein böses Schicksal aber verhinderte, daß er auch nur einen Heller erhielt. Da dachte er: „Was soll einem mittellosen Manne das Leben? Ist doch der Tod besser, als die Armut. Denn:

> Ein kluger Armer ging nach dem Bestattungsplatze und sagte zu einem Leichnam: ‚Steh einen Augenblick auf und nimm mir die Last meiner Armut ab. Inzwischen will ich müder Mann endlich das Glück genießen, welches dir der Tod beschert hat!‘ Der Tote aber dachte: ‚Der Tod ist viel besser als die Armut‘, und verharrte im Schweigen.

1. S. 8,1.

Darum bringt selbst der Tod Glück, in jener und schon in dieser Welt; man muß ihn nur an einer heiligen Badestelle 2 suchen." So dachte er, und weil die Stelle, an der sich Gaṅgā und Yamunā vereinigen, ganz besonders heilig ist, begab er sich dorthin und badete in der Gaṅgā Fluten; und während er nun fastete, sich mit allem seinem Denken nur in die Gaṅgā versenkte und nur auf die Gaṅgā seine Blicke richtete, erschien ihm diese infolge der Macht seiner Kasteiung. Eine herrliche Erscheinung in ihren leuchtenden Geschmeiden, Gewändern und duftenden Salben und bedeckt von dem Schnee der Jasmin-, Lotus-, Kampfer- und Orangenblüten, trug sie einen schönen goldenen Wasserkrug. Scharen der Götter und Titanen 3 huldigten dem Lotus ihrer Füße, und mit Jahnus Tochter zugleich erschien ihm die Tochter Sūryas. 4 Bei ihrem Anblick schien es Caturbhuja, als sähe er die Herrlichkeit der Erlösung selbst mit seinen Augen; er faltete den Lotus seiner Hände zur Knospe, und indem er mit seinem Haupte den Boden der alles tragenden Erde berührte, sang er aus dem Stegreif folgendes Gedicht, 5 in welchem er sein Vorhaben beschrieb:

„O Mutter, die wie Durgā 6 Śivas Herz beglückt,
Du Siegesbanner, das auf Himmels Höhen weht,
Du Perlenkette, die die hehre Erde schmückt:
Vernimm, Bhāgīrathī, 7 was meine Lippe fleht.

2. Das religiöse Bad, welches die Jaina verwerfen, ist für die Inder brahmanischen Glaubens Pflicht. Namentlich wirksam ist es, wenn es im heiligen Strom der Gaṅgā vorgenommen wird, und da gibt es wieder ganz besonders heilige Stellen. 3. S. 20,5. 4. König Jahnu, dessen Opferplatz die Gaṅgā überflutete, trank sie aus; auf die Bitten der Götter hin aber gab er sie durch sein Ohr wieder von sich und gilt seitdem als ihr Vater. Yamunā (die heutige Jumna) ist die Tochter des Sonnengottes und Schwester Yamas. 5. kāvya, eigentlich Śārdūlavikrīḍita-Strophe. S. 43,1. 6. Durgā ist ein anderer Name für Pārvatī, Śivas Gemahlin. 7. Bhāgīrathī heißt die Gaṅgā, weil König Bhagīratha sie durch seine Askese vom

Laß wohnen mich an dir, nur deinen Namen denken,
Auf deinen Wogen schaukeln, deine Fluten trinken;
In dich allein laß meine Blicke sich versenken,
Bis meines Leibes Glieder einst im Tod versinken."

Als die heilige Bhāgirathī dieses Gedicht gehört hatte, dachte sie: „Mit welcher Liebe hängt dieser Mann an mir! Denn obwohl er mich selbst sieht, der es ein leichtes ist, alle Wünsche zu erfüllen, so begehrt er doch weiter nichts, als an meinem Gestade zu sterben." Darum sagte sie zu ihm: „Wünsche dir, mein Freund, was dein Herz begehrt!" Und schon öffnete er die Lippen um zu reden: da gab sein Unstern der dabeistehenden Yamunā ein, zu Gaṅgā zu sagen: „Allmächtige Bhāgirathī! Wie kannst du diesem Schurken einen Wunsch gewähren?" Die vom Himmel flutende Göttin antwortete: „Ich will diesem Brahmanen eine Gnadengabe gewähren, liebe Schwester, weil er mir in solcher Liebe zugetan ist und mir ein Preislied gesungen hat." Aber die Tochter des Sonnengottes erwiderte: „Ein schönes Preislied, heilige Göttin, welches ausdrücklich den Namen deiner Feindin, deiner Mitgemahlin Durgā enthält! Darum verdient der Schurke nicht, daß du ihm auch nur ins Antlitz siehst."

Als Yamunā so gesprochen, geriet auch Gaṅgā über die Erwähnung ihrer Mitgemahlin Durgā in Zorn; sie ließ den Brahmanen ihre Verachtung fühlen und begab sich wieder an ihren Ort.

Himmel auf die Erde und in die Unterwelt herabzog. Da Śiva sie dabei mit seinem Haupte auffing, so wird sie als dessen zweite Gemahlin betrachtet. — Paramēśvarī, eigentlich „höchste Herrin". Dies deutet zugleich an, daß sie die Gemahlin Śivas ist, der den Beinamen „Paramēśvara", „höchster Herr" führt.

56. Erzählung

Der Brahmane Nilakaṇṭha
oder
Die Kunst des Dichters

In Pañcapaṭṭaṇa, der herrlichsten Stadt des Landes Sindh, lebte einst ein König namens Prasari, dessen sengender Machtglanz den der jungen Sonne ruhmreich überstrahlte. Diesen packte einst der Grimm gegen das Ostland, wie den Dämonen Rāhu gegen den Mond,[1] und indem er dieses Land verheerte, wie ein Elefant einen Wald, belagerte er die Stadt Samānaka.

In dieser Stadt lebte ein Brahmane namens Nilakaṇṭha, welcher ein Jaina-Laie war. Der war ein trefflicher, erfolgreicher Dichter, für die Scharen der Redekünstler das, was der Pfau für die Schlangen ist,[2] hatte aber das Gelübde getan, niemals ein Lobgedicht auf einen Andersgläubigen zu machen. Als er aber nun sah, wie den vielen Tempeln und Klöstern und der ganzen Gemeinde Verderben drohte, verließ er um der Gemeinde willen die Stadt und begab sich zu Prasari. Prasari war ein großer Freund der Brahmanen; darum ließ er ihm einen Sitz anbieten und nahm ihn überaus ehrenvoll auf, fragte ihn, ob er unterwegs keinen Unfall erlitten habe, und neigte sich vor ihm. Der Brahmane richtete, um die Reinheit seiner religiösen Überzeugung zu wahren, an Prasari folgende Segens-

1. Rāhu war ein Dämon oder Titan, welcher bei der Ausbutterung des Ozeans (s. 20,5) das Amṛta zu trinken begann, als es erschien. Sonne und Mond verrieten ihn und Viṣṇu schlug ihm das Haupt ab. Dieses Haupt, das bereits vom Amṛta getrunken hatte, blieb unsterblich und verfolgt seitdem Sonne und Mond am Himmel. Wenn es sie einholt, verschlingt es sie, und es gibt auf Erden eine Finsternis. 2. Der Pfau tötet die Schlangen.

ſtrophe, die ein Lob oder kein Lob enthielt, je nachdem man die in ihr enthaltenen zweideutigen Worte auffaßte:

Der allen Segen in ſeinen Armen hält, der mit einer Krone von Haarflechten Geſchmückte, der große Gott, der den Stier im Banner führt, 3 möge euch [nicht] 4 zum Heil gereichen!

Dann ſetzte er ſich. Prasari ſagte zu ihm: „Woher kommſt du, Paṇḍit?“ 5 — „Aus der Sonnenſcheibe.“ — Als Prasari das hörte, fragte er: „Wie ſieht's denn dort aus?“ — „Majeſtät! Der Sonnengott hat zwei Gemahlinnen, die heißen Schatten (Chāyā) und Licht (Kānti). Die erſte hat einen dunklen, die zweite einen hellen Leib. Da ſagte einſt der herrliche tauſendſtrahlige Gott zu Kānti, die in ſeiner Nähe ſtand:

‚Hör', Schatten!‘ —
‚Finſternis, was ſoll ich? Sprich!‘ —
‚Ich bin der Gott, des heiße Strahlen brennen;
Wie kannſt du mich wie meinen Todfeind nennen!‘ —
‚Und warum du wie meine Mitfrau mich?‘ —
‚Du biſt doch ſchwarz!‘ —
‚Bin ich doch rings umſtellt!‘ —
‚Von wem?‘ —
‚Vernimm! Der Könige Gewimmel,
Die ſeine Macht verſengt, ſchickt uns zum Himmel
Mit ſchwarzen Leibern Prasari, der Held.‘“

Der König war über dieſes neue Gedicht, welches die Herzen der Kenner in Erſtaunen ſetzte, hoch erfreut und ſtellte dem Dichter einen beliebigen Wunſch frei. Da ſagte dieſer: „Gib die Verheerung des Oſtens auf, o König, und kehre

3. Śiva, wie es der König auffaſſen ſoll, und der erſte Jina (S. 1,1) Vṛṣabha oder Ṛṣabhadēva. 4. Das „nicht“ ergibt ſich, wenn man hinter bhūtaye in bhūyān abgefallenes a privativum annimmt. 5. Paṇḍit iſt ein der Sanskritwiſſenſchaften kundiger Gelehrter.

in dein Reich zurück!" Und der König belohnte ihn mit vielen Elefanten, Rossen, Juwelen, Gold und kostbaren Gewändern und zog wirklich in sein Land ab.

Als Nilakaṇṭha aber heimgekommen war, ehrten ihn für den großen Dienst, den er ihnen geleistet hatte, der König, die Bürger und die Bauern mit Geschenken und anderen Beweisen ihrer Dankbarkeit. Er aber dachte: „Daß ich einen Ketzer gepriesen habe, kann ich nur dadurch büßen, daß ich die Mönchsgelübde auf mich nehme."

Darum nahm Nilakaṇṭha diese Gelübde auf sich, widmete sich der Askese und ward König im Mâhêndra-Himmel.

57. Erzählung

Die Kupplerin

oder

Schon in dieser Welt bereitet die Habsucht Schmach

In der Stadt Lôhâkara lebte der Karawanenbesitzer Dhanadatta. Dieser hatte eine Eheliebste, welche Rambhâ hieß, an Liebreiz aber diese Apsaras noch übertraf. Sie war die Mutter zweier Söhne, namens Guṇacandra und Rûpacandra.

Als sich einst ihr Gemahl auf eine Handelsreise in ein fernes Land begeben hatte, lebte diese Rambhâ mit ihrem Buhlen Saubhâgyasundara, dem Sohne eines andern Karawanenherrn, im zügellosen Genusse der Sinnenfreuden.

Eines Tages kam ein Mönch in ihr Haus, und als er ihren Haushahn umherlaufen sah, sagte er zu seinem Schüler: „Mein Sohn! Wer dieses Hahnes Kamm verzehrt, dem fällt nach sieben Tagen ein Königreich zu; wer aber seinen Schildknorpel verspeist, dem fällt jeden Morgen

ein Edelstein aus dem Munde, der 12 500 000 Goldgulden wert ist."

Hinter einer Wand verborgen hatte der Buhle der Kaufmannsfrau alle diese Worte gehört; ebenso aber hatte sie eine Sklavin namens Susthitā vernommen, welche in der Nähe des Mönches stand.

Als der Buhle nun mit Rambhā allein war, sagte er zu ihr: „Wenn dir etwas an mir liegt, meine Schöne, so töte diesen Hahn und bereite ihn mir zum Mahle!" Und da sie in dem Ozean der Liebe zu ihm versunken war, gehorchte sie seinen Worten, schlachtete heimlich den Vogel, bereitete sein Fleisch mit Butter und andern Zutaten und begab sich in das Haus eines Nachbarn, indem sie Saubhāgyasundaras Ankunft entgegensah.

Indessen waren ihre beiden Söhne zur Essenszeit aus der Schule nach Hause gekommen, und da sie ihre Mutter nicht antrafen und nichts anderes zu essen fanden, aßen sie ein wenig von dem Fleisch des Hahns und spielten dann sorglos miteinander, bis der Buhle sich einstellte und die Mutter sie wieder in die Schule schickte.

Der Buhle ließ sich zum Mahle nieder. Als er aber in dem Braten weder Kamm noch Schildknorpel fand und erfuhr, daß die beiden Knaben diese gegessen hatten, schloß er Rambhā in seine Arme und sagte zu ihr: „Ich bin dein, mein Liebchen, und du bist mein: so stark ist unsere Liebe. Wenn dir nun mein Leben lieb ist, so bereite mir das Fleisch deiner beiden Söhne zur Mahlzeit; sonst nehme ich mir das Leben. Bedenke, daß du noch viele Söhne haben wirst, wenn ich am Leben bleibe; woher aber willst du sie bekommen, wenn ich tot bin?" Verblendet von ihrer heftigen Liebe zu ihm ließ sie sich durch die Hartnäckigkeit seines Flehens so gefangen nehmen, daß sie selbst in diese Sünde willigte.

Nun hatte aber Susthitā hinter einer Wand diese Unter-

haltung der beiden gehört. Sie eilte in die Schule des Lehrers, welcher die beiden Söhne in den Künsten 1 unterrichtete und in der sie sich noch befanden, und teilte ihnen die Worte des Mönches und die Unterhaltung Rambhās und ihres Buhlen mit.

So gelang es den beiden Knaben, ihr Leben durch die Flucht zu retten, und nach und nach durchwanderten sie an diesem Tage ein großes Stück Land. Am nächsten Morgen aber bemerkte Guṇacandra, daß ihm ein Edelstein aus dem Munde gefallen war. Da wußte er, daß sein jüngerer Bruder am siebenten Tage König werden mußte. So ging er mit ihm weiter, bis sie nach dem Walde von Avantī 2 kamen.

Guṇacandra entfernte sich, seinen Leib zu versorgen. 3 Dann hörte er, daß der König von Avantī gestorben war, ohne einen Sohn zu hinterlassen, und daß seinem Bruder die Königswürde zugefallen war. 4 Da begab er selbst sich in das Haus Rūpaśēnās, eines von seiner Schönheit lebenden Weibes, und da er durch die Edelsteine, welche ihm aus dem Munde fielen, ihre Forderung erfüllen konnte, so genoß er mit ihr der Freude.

Der Kupplerin fiel es auf, daß er sich so sorglos den Genüssen hingab, ohne daß er im Dienste des Königs gestanden oder sonst einen Beruf ausgeübt hätte. Deshalb fragte ihn Rūpaśēnā in ihrem Auftrage: „Wie kommt es, Herr, daß du ohne jeden Beruf in den Genüssen schwelgst?" So hartnäckig wiederholte sie derlei Fragen, bis er schließlich das Geheimnis seiner Edelsteine verriet. Da verschaffte sich die Kupplerin den Schildknorpel durch ein Laxiermittel und warf Guṇacandra aus ihrem Haus hinaus.

1. 72 Fertigkeiten, die ein gebildeter junger Mann verstehen muß. Vgl. 64,3. Die Mädchen werden nur in 64 „Künsten" unterrichtet. Vgl. 175,1, 258,1. 2. = Ujjayinī. 3. Euphemismus. 4. Hier ist offenbar eine Vorlage sehr stark gekürzt. S. den lit. Anhang.

Guṇacandra ging nach dem Walde, und indem er darin umherſtreifte, gewahrte er an einer Stelle, wie ſich vier Schüler eines verſtorbenen Yōgin 5 zankten. Er fragte ſie nach der Urſache ihres Streites, und ſie riefen: „Unſer Lehrer iſt geſtorben und hat uns dieſe vier Gegenſtände hinterlaſſen: ein Paar Sandalen, mit denen man durch die Luft wandeln kann, einen Topf, der alle Speiſen gibt, welche man begehrt, einen Beutel, der täglich hunderttauſend Goldgulden ſpendet und dieſen Stock, der die Scharen der Feinde beſiegt. Da wir uns nun miteinander über die Teilung nicht einigen können, ſo ſchlichte du dieſen Streit!"

Als er dieſe ihre Rede hörte, ſagte er geiſtesgegenwärtig: „Ich werde vier Pfeile abſchießen. Wer mir den erſten zurückbringt, dem gehören dieſe Sandalen; wer den zweiten bringt, dem gehört dieſer Topf; wer den dritten bringt, der erhält den Beutel; wer den vierten bringt, bekommt den Stock!" Sie nahmen die Bedingung an, und während ſie nun gleichzeitig davonliefen, um die von ihm verſchoſſenen Pfeile zu holen, legte er die Sandalen an, begab ſich durch die Luft nach Avantī und ging wieder in Rūpaſēnās Haus.

Wie vorher ließ er ſich verleiten, das Geheimnis der Sandalen auszuplaudern. Er ließ ſich von der Kupplerin betören, welche vorgab, ſie wolle die Gaurī 6 verehren, die ſich in einer Höhle eines ſehr weit entfernten Gebirges befinde, beſtieg mit der Kupplerin die Sandalen und begab ſich nach jenem Gebirge zur Verehrung der Göttin. Als ſie dort angelangt waren, trat er ſelbſt zuerſt in das Heiligtum; da trat die Kupplerin auf die Sandalen und kehrte durch die Luft nach ihrem Hauſe zurück.

Guṇacandra kam wieder heraus, und da er vergeblich nach ihr Umſchau hielt und kein Geld beſaß, irrte er dort im Walde umher. Dabei verbrachte er einſt die Nacht im Wipfel eines Feigenbaums. Da kam einer von jenen Yōgin

5. S. 10,4. 6. S. 8,4.

herbei, und in der Unterhaltung mit irgendeinem andern Yōgin sagte er, indem er auf zwei Wurzeln deutete: „Wenn ein Mensch an diese Wurzel riecht, so wird er zum Esel; riecht er aber an diese, so wird er wieder zum Menschen."

Guṇacandra nahm die beiden Wurzeln, deren Zauberkraft er auf diese Weise erfahren hatte, und begab sich wieder in Rūpasēnās Haus. Wieder überwältigte die Habsucht die Kupplerin; da ließ er sie an die eine Wurzel riechen und verwandelte sie in eine Eselin. Dann belud er ihren Rücken mit einer schweren Last, schlug mit einem fürchterlichen Stock mitleidslos auf sie ein und trieb sie vor sich her aus dem Hause.

Als Rūpasēnā zu ihm kam, um nach ihrer Mutter zu suchen, sagte er zu ihr: „Holdes Kind! Diese liederliche Vettel hat mich aufs schmählichste behandelt. Gib du mir nun mein Gut zurück, welches sie mir gestohlen hat; dann will ich sie freigeben."

Die beiden gerieten nun in einen heftigen Zank, so daß des Königs Beamte 7 sie festnahmen und vor den König führten.

Kaum hatte der König seinen älteren Bruder erblickt, so sprang er vom Throne auf, fiel ihm zu Füßen und zwang ihn, sich an seiner Stelle auf den Thron zu setzen.

Als Rūpasēnā ihn aber mit solcher Auszeichnung behandelt sah, war sie tief beschämt. Sie gab ihm all sein Eigentum zurück. Da hatte er Mitleid mit ihrer Mutter und gab sie frei, und Rūpasēnā ging mit ihr nach Hause.

Die beiden Brüder aber, die sich nach langer Zeit wiedergefunden hatten, erzählten einander, wie es ihnen inzwischen ergangen war. Dann lebten sie noch lange im Genusse des Königtums. Und nachdem sie religiöse Werke getan hatten und gestorben waren — beides, wie das Schicksal es ihnen bestimmte — gelang es beiden, der Jungfrau Sugati 8 Gespielen zu werden.

7. D. h. die Polizei. 8. Sugati, „guter Gang", der aus den Existenzen herausführt, „Erlösung".

58. Erzählung

Der Brahmane Kamalādhara
oder
Die Klugheit

In der Stadt Pṛthivībhūṣaṇa lebten fünf befreundete Brahmanen, welche Gadādhara, Śrīdhara, Gaṅgādhara, Lakṣmīdhara und Kamalādhara hießen und einander in starker Neigung ergeben waren. Vier von ihnen hatten zwar studiert, waren aber trotzdem einfältig. Der fünfte dagegen, der Kamalādhara hieß, war ungelehrt, aber klug.

Eines Tages machten sie sich gemeinsam auf, um in die Fremde zu ziehen. Unterwegs gelangten sie in einen großen Wald und sprachen zueinander: „Wir vier sind gelehrt; dieser hingegen ist ein einfältiger Tropf. Sollten wir also Gold oder anderes Gut erwerben, so darf er keinen Anteil daran erhalten."

Nachdem sie ihn so von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen hatten und fürbaß gegangen waren, sahen sie irgendwo das Gerippe eines von selbst gestorbenen Löwen liegen, und da jeder von ihnen Lust bekam, zu prüfen, wie erfolgreich seine Wissenschaft war, so sagte der erste: „Meine Macht ist so groß, daß ich die Knochen dieses toten Löwen richtig aneinander fügen will." Der zweite sprach: „Meine Kraft ist so groß, daß ich den Löwen, wenn du ihn so weit hergestellt hast, mit seiner Haut bekleiden will." Da sprach der dritte: „Hast du ihn so weit hergestellt, so ist meine Macht so groß, daß ich ihn mit Fleisch, Blut und den anderen Grundbestandteilen versehen will." Da rief der vierte: „Meine Macht ist so groß, daß ich dann diesen Löwen lebendig machen will."

So sprachen die gelehrten Narren, und die ersten drei von ihnen führten aus, was sie versprochen hatten. Als der

kluge fünfte Brahmane aber sah, daß der vierte der studierten Toren sich anschickte, auch sein Versprechen wahrzumachen, rief er: „Ums Himmels willen, Freunde! Diesen toten Löwen dürft ihr doch nicht beleben! Denn wenn er erst lebendig ist, so wird er euch sicher nichts Gutes tun."

Da sie aber der Warnung ihres Freundes, der wirklich sehr klug war, nicht nachkamen, so stieg er auf einen nahen Baum. Der vierte belebte den Löwen, der Löwe zerriß die vier und trollte sich dann in den Wald.

Als das geschehen war, stieg Kamalādhara von seinem Baum herab, erhielt in der Fremde, wo er den König und andere reiche Leute durch seine Klugheit erfreute, von diesen viel Geld und kehrte dann unbehelligt nach Hause zurück.

59. Erzählung

Die Schlange und der Brahmane

oder

Bei gebrochenem Herzen gibt's keine Freundschaft mehr

In der Stadt Vaikuṇṭhāvāsa lebte einst ein Brahmane namens Vaikuṇṭha. Dieser pflegte am Morgen das Bhāgavata 1 und am Abend das Mahābhārata 2 mit so angenehmer Stimme vorzulesen, 3 daß nicht nur die Menschen seiner Vorlesung lauschten, sondern auch eine Schlange, welche Saṃmōhana hieß, von dem Wohllaut seiner Stimme bezaubert ihm zuhörte, und daß sie sich nach dem Schluß seines Vortrags niemals entfernte, ohne vor ihm zwei Goldmünzen niedergelegt zu haben. Und indem Vaikuṇṭha auf diese Weise alle Tage zwei Goldmünzen einnahm,

1. Ein religiöses Epos (Purāṇa): Winternitz, Gesch. der ind. Lit., I, S. 464. 2. S. 5,1. 3. Die Texte werden gesungen.

wurde er schließlich so reich wie der göttliche Vaikuṇṭha selbst.[4]

Da geschah es, daß Vaikuṇṭha eines Tages in einen andern Ort gegangen war und sein Sohn Mahādēva an seiner Stelle täglich die Vorlesungen hielt. Aus alter Freundschaft zum Vater stellte sich Saṃmōhana ein, wie gewöhnlich, und erlegte zwei Goldmünzen, bevor er sich entfernte.

Einst aber dachte der Sohn des Brahmanen: „Ich will diese Schlange töten und den ganzen Goldschatz heben, den sie in ihrer Höhle birgt."

Als nun die Schlange, wie bisher, das Gold erlegt hatte und Vaikuṇṭhas Sohn sie davonkriechen sah, schlug er sie mit einem Stocke, um sie zu töten. Da aber die Schlange sehr geschwind dahinglitt, so schlug er ihr nur den Schwanz ab. Dieser Feindseligkeit wegen zürnte ihm die Schlange wie der Tod; sie biß ihn noch in derselben Nacht, und Mahādēva mußte sterben.

Als Vaikuṇṭha nach Hause zurückgekehrt war, war er betrübt über seines Sohnes Tod, verrichtete die Totengebräuche für ihn und nahm dann seine Vorlesungen wieder auf. Da bemerkte er, wie sich die Schlange wieder eingestellt hatte, und weil er sich bei ihrem Anblick an seines Sohnes Tod erinnerte, so ließ seine Stimme plötzlich nach. Als die Schlange nun merkte, daß es so mit Vaikuṇṭha stand, entfernte sie sich, ohne das Gold erlegt zu haben, indem sie sagte: „Dir, o Vaikuṇṭha, kommt deines Sohnes Tod in den Sinn, mir aber die Verstümmelung meines Schwanzes. Wie könnten wir hinfort Freunde bleiben, da so die Zuneigung, die wir zueinander hegten, vernichtet ist? Denn:

> Leuten, deren Herzen dir gram geworden, bringe keine Liebe entgegen. Einen abgebrochenen Ast soll

4. Vaikuṇṭha = Viṣṇu.

man nicht an die alte Stelle hängen. Wer klug ist, geht an einen andern Ort. Die Erde, mein Guter, ist voll des Guten.

Und ferner:

Verachtete Liebe, Verfall des Leibes, träge Ausführung einer Aufgabe, Verweilen beim Feind, Husten beim Singen, Atemnot auf dem Marsche: das sind Massen des ärgsten Giftes."

So sagte die Schlange Saṃmōhana und kehrte in ihre Wohnung zurück.

60. Erzählung

Die Hetäre Lōhārgalā

oder

Habsucht bringt schon in diesem Dasein Schaden

In der am Meere gelegenen Stadt Kanakasāgara lebte der Kaufherr Guṇasāra. Der hatte einen Sohn Puṇyasāra, welcher 120000000 Goldgulden nahm und mit einer großen Umgebung von Kaufmannssöhnen auf fünf Schiffen in See ging, an der Insel Jaṭila landete und sich nach der auf ihr gelegenen Stadt Śālinī begab. Dort wohnte eine Hetäre, welche durch die Fülle ihrer Anmut selbst Viṣṇus Gemahlin beschämte [1] und Lōhārgalā hieß; und mit ihr genoß der jugendfrische Puṇyasāra nach Herzenslust das Sinnenglück. Denn:

Jugend, Reichtum, Herrschaft und Unverstand bringen schon einzeln Schaden, wieviel mehr erst alle vier zusammen.

Während er so den Sinnen frönte, schwand ihm sein ganzes aus 120 Millionen bestehendes Vermögen dahin,

1. Die Göttin der Schönheit, Kamalā oder Lakṣmī (18,2).

wie Wasser im Hochsommer, so daß er schließlich einem Neugeborenen glich. Da zeigte sie, wie lieb sie ihn hatte, indem sie ihn mit Kehricht bewarf und ihn aus dem Hause jagte.

Von seinen Leuten umgeben kehrte Puṇyasāra nach seiner Vaterstadt zurück und schämte sich sehr, daß er das Kapital durchgebracht hatte. Sein Vater aber tröstete ihn, indem er sagte: „Das ist das gute Recht der Jünglinge." Und so blieb er zunächst im Vaterhause.

Der Kaufherr aber kaufte sich zwei junge Häslein und richtete sie, indem er damit begann, als sie noch klein waren, so ab, daß sie Gold-, Silber- und andere Münzen, die man ihnen in der Nacht in den Mund schob, erst am Morgen von sich gaben. Als sie so dressiert waren, nahm sie der Handelsherr und fuhr mit seinem Sohne auf einem Schiff nach der Insel Jaṭila, begab sich mit ihm nach der Stadt Śālinī, kleidete sich selbst wie einen Kaufmannssohn und sandte seinen Sohn in das Haus der Hetäre, indem er ihm einschärfte, seinen Rat einzuholen, sobald diese um die Hasen bitten würde.

Als nun ihre Dienerinnen kamen, um sich von dem Kaufherrn Geld geben zu lassen, nahm dieser vor ihren Augen den beiden Hasen Gold- und anderes Geld aus den Mäulern und zahlte es ihnen aus.

Von ihren Dienerinnen erfuhr die Hetäre, was es mit den Hasen auf sich habe, und sogleich suchte sie den Jüngling mit Worten zu betören, die liebevoll und leidenschaftlich klangen, obwohl weder Liebe noch Leidenschaft etwas mit ihnen zu tun hatten. Dann sprach sie: „Gib mir die beiden Häslein, o Herr, die dir Gold und anderes Gut schenken!" Er antwortete: „Ich will mir's überlegen", begab sich in seine Herberge und teilte seinem Vater ihre Bitte mit. Da sagte sein Vater zu ihm: „Mein Sohn! Wenn die Hetäre gar nicht aufhört, dich um die beiden Hasen zu bitten, so sage

zu ihr: ‚Als ich mit dir all mein Gut verzehrt hatte und arm nach Hause gekommen war, verehrte ich nach Vorschrift die Gottheit meiner Familie. Da schenkte sie mir diese beiden Hasen, die augenscheinlich göttlicher Natur sind. Darum bleiben beide nur im Hause eines Menschen, welcher keinerlei Gut besitzt; bei einem andern bleiben sie nicht.‘“

Der Sohn tat, wie sein Vater ihn geheißen hatte. Da sagte die Hetäre zu ihm: „So nimm denn alles, was ich besitze, Gebieter meines Lebens, und gib mir die beiden!“ Darauf gab sie dem Kaufmannssohn ihre Perlen und Edelsteine, ihr Gold, Silber, Kupfer und was sie sonst besaß, und dann sagte er wieder zu dem bösen Weibe, welches von der schwarzen Schlange der Habsucht gebissen war: „Du mußt vollständig besitzlos sein, Geliebte! Darum gib mir auch das Geschmeide und die übrigen Wertstücke, die du am Leibe trägst, damit beide Häslein in deinem Hause bleiben.“ Und sie, die sonst nicht genug bekommen konnte, gab auch dies noch hin. Dann händigte jener ihr die beiden Hasen ein, und in pomphaftem Aufzug, unter Gesang und Trompetengeschmetter führte sie sie nach ihrem Hause.

Puṇyasāra aber lud all ihr Gut auf Schiffe, die schon segelfertig waren, und kehrte nach Hause zurück.

Da der Handelsherr den Hasen vorher Geld in ihre Mäuler gesteckt hatte, so gaben diese es der Lōhārgalā zu ihrer großen Freude heraus. Am folgenden Tage aber mochte sie die beiden bitten, soviel sie wollte: sie gaben gar nichts von sich. Als die Hetäre das sah, dachte sie: „Wehe! So verschmitzt ich selber bin: dieser Bursche, dessen Verschmitztheit nicht zu überbieten ist, hat mich ausgeraubt!“ So klagte sie und gab sich ihrem Kummer hin.

Puṇyasāra dagegen nahm später die Stelle seines Vaters ein, tat Gutes und gelangte auf den Pfad des Heils.

61. Erzählung

Die beiden Diebe

oder

Nur Schelmen vermögen die Künste der Schelmen zu durchschauen

In der Stadt Vaṃśāgara lebte ein Dieb, welcher es in allen Diebeskünsten zur Meisterschaft gebracht hatte und Siddhiśuta hieß. Diesen besuchte einst ein fremder Dieb namens Muśala, welcher mit vielen Spitzbubenkniffen vertraut war. Als er zur Zeit der Dämmerung in Siddhiśutas Hause das Abendbrot aß, sah er eine goldene Schüssel, welche umhergereicht wurde, und beschloß, sie zu stehlen. Siddhiśuta aber merkte an seinen Gebärden, daß die Schüssel sein Herz erregte; darum hängte er sie über seiner Bettstelle in einer Fadenschlinge [1] auf, füllte sie mit Wasser bis zum Rande und legte sich selbst darunter zu sorglosem Schlafe nieder.

Da nahm Muśala ein inwendig hohles Schilfrohr, sog das Wasser aus der Schüssel, nahm sie, als sie wasserleer war, mühelos weg, legte sie in einen Teich, welcher sich vor dem Dorfe befand, und schlief dann nach Herzenslust.

Als Siddhiśuta aus seinem Schlafe erwachte und die Schüssel nicht mehr sah, wo er sie gelassen hatte, betastete er Muśalas Schuhe und Füße. Die Schuhe waren innen kalt, und ebenso seine Füße, weil er mit ihnen ins Wasser getreten war, und daran erkannte Siddhiśuta, daß Muśala die Schüssel im Wasser verborgen hatte. Er ging also seinen Fußspuren nach, holte die Schüssel aus dem Teiche und legte sich wieder zu wohligem Schlafe.

Am nächsten Morgen wollte Muśala durchaus sogleich

1. Solche Fadenschlingen befinden sich in indischen Häusern und dienen zur Aufbewahrung von allerlei Gegenständen.

nach seiner Heimatsstadt aufbrechen; Siddhisuta aber behielt ihn mit Gewalt zum Frühstück bei sich; und als es ans Essen ging, sah Musala wieder dieselbe Schüssel vor sich stehen. Da dachte er: „Ob das wohl dieselbe Schüssel ist, oder eine andere?"

Während er immer und immer wieder diesem Gedanken nachhing, sagte Siddhisuta zu ihm: „Iß nur, lieber Freund! Es ist dieselbe Schüssel."

Da waren beide erstaunt, und jeder erzählte dem andern, welche List er angewandt hatte. Siddhisuta aber sprach: „Nur unsere Klugheit, lieber Freund, bringt uns den Erfolg; dumme Diebe bringen's zu keinem Vermögen. Denn:

> Ein Kaufmann, dem die Rede, ein Dieb, dem die Klugheit und eine Geliebte, der die Keuschheit gebricht: diese drei sind menschlich gestaltete Tiere."

Nachdem beide sich so ausgesprochen hatten, kehrte Musala, ganz verdutzt über die Klugheit des andern, nach Hause zurück.

62. Erzählung

Die Frau des Brahmanen
oder
Die Schliche der Weiber

In der Stadt Harivāsa wohnte ein der Klasse der Nāgara 1 angehöriger Brahmane namens Nārāyaṇa. Dessen Hausfrau hieß Guṇinī,2 war aber unkeusch und ein Lusthaus für zehn Millionen trügerischer Listen.

Als dieser Brahmane einst in die Fremde gezogen war, vergnügte sich seine Frau mit einem Jüngling und genoß die Lüste eines ausschweifenden Lebenswandels.

1. S. 17,1. 2. „Tugendreich".

Nach vielen Tagen kam endlich ihr Eheliebster nach Hause zurück. Da bereitete sie ihm ein Bad, eine Mahlzeit und tat allerlei, ihm ihre große Liebe zu beweisen; als aber der Abend dämmerte, setzte sie unter dem Vorwande, in ihres Vaters Haus gehen zu wollen, ihr Kindlein auf ihre Hüfte[3] und begab sich nach einem Tempel, da sie es eilig hatte, sich mit jenem Buhlen zu ergötzen, den sie vorher dorthin bestellt hatte. Dabei setzte sie ihr Söhnchen auf die Erde, gab sich mit ihrem Geliebten dem Genusse hin, war aber so liebesblind und voll von ungestümem Verlangen, daß sie, als sie wieder heimkehren wollte, statt ihres auf die Erde gesetzten Kindes ein Götterbild nahm und mit diesem nach Hause eilte.

Ihr Mann fragte sie: „Wo ist unser Sohn, und was ist das für eine Statue?" Aber die Unkeusche hatte sogleich eine Ausflucht zur Hand und antwortete: „Als du deine Reise angetreten hattest, o Herr, trat ich vor diesen Gott und betete also zu ihm: ‚Wenn der Gebieter meines Lebens zurückkommt, so will ich mit ihm nicht eher der Lust genießen, als bis ich mich zusammen mit ihm vor dir verneigt und dich verehrt habe.' Dieses Gelübde hatte ich mir auferlegt. Da es nun Abend war und ich dir bei der ziemlich weiten Entfernung des Tempels nicht zumuten wollte, dorthin zu gehen, ließ ich unser Kind bei dem Tempelpriester als Pfand zurück und brachte diese Statue hierher. Drum verneige dich nun vor diesem Bildnis und verehre es, damit ich es zurückgeben und unsern Sohn dafür holen kann."

So sprach sie, und der Brahmane beeilte sich, zu tun, was seine Eheliebste verlangte. Die Unkeusche brachte schnell das Bildnis wieder in das Gotteshaus, nahm ihren Sohn und kehrte mit ihm zurück.

3. Die indischen Frauen tragen ihre Kinder allgemein auf den Hüften, die bei ihnen breiter gebaut sind, als bei den unseren.

Nārāyaṇa aber dachte: „Wie groß ist doch die Liebe meiner Frau zu mir!", und lebte weiter mit ihr in ehelicher Gemeinschaft.

63. Erzählung

Der Brahmane Butterblind
oder
Auch der Trug ist ersprießlich

Im Dorfe Vaṭārāma lebte einst ein Brahmane namens Cakrapāṇi mit seiner Hausfrau Sēḥinī. Diese führte ein ausschweifendes Leben, war Vijayasaubhāgya, einem Ministerssohn, ergeben, und ging unter dem Vorwande, Wasser zu holen, alle Tage nach dem Tempel, welcher am Ufer eines vor dem Dorfe gelegenen Teiches stand und in welchem Cāmuṇḍā 1 unter dem Namen Śuṇḍā 2 verehrt wurde, brachte der Göttin Lotusblumen dar und betete zu ihr: „Laß meinen Mann erblinden, Mutter Cāmuṇḍā!"

Durch dieses Gebet und die mit ihm verbundene Blumenspende verspätete sie sich beständig. Das merkte ihr Gatte, und da er den Grund zu erfahren wünschte, ging er ihr nach und sah sie in den Tempel treten.

Eines Morgens ging er darum vor ihr dorthin, versteckte sich hinter Cāmuṇḍās Rücken und wartete. Darauf kam seine Frau wie vorher und sprach dasselbe Gebet, und hinter der Göttin stehend sagte er an Cāmuṇḍās Stelle zu ihr:

„Durch deine Liebe, deine Spenden und deine Bescheidenheit, o Sēḥinī, hast du mich gewonnen. Wünsche dir darum, was dein Herz begehrt."

1. = Durgā, Śivas Gemahlin. 2. „Kupplerin". Sie ist die Schutzgottheit der Hetären und anderer unkeuscher Weiber. Vgl. 110,4.

Darauf wünschte sie sich, worum sie immer gebetet hatte. Die Göttin aber sprach:

„Füttere ihn mit Butter, meine Tochter, soviel er davon verlangt. Wenn dein Mann recht viel Butter gegessen hat, wird er gar bald erblinden."

Sēhinī kehrte nach Hause zurück, ließ durch ihren Buhlen Butter holen und gab sie ihrem Mann zu essen. Cakrapāṇi aber verzehrte die Butter nach Herzenslust, und während er es tat, sagte er erst: „Ich kann heute die Tür nicht sehen", dann: „Heute sehe ich den Türflügel nicht", dann: „Heute sehe ich die Wand nicht" — „Heute sehe ich den Pfeiler nicht" — „Heute, liebes Weib, kann ich nicht einmal dein Antlitz sehen."

Durch solche Reden ward sie ganz vertrauensselig und fütterte ihn aus Leibeskräften mit recht viel Butter, wodurch er gewaltig stark ward; und obwohl er vortrefflich sah, ward er, wie er log, in einigen Tagen allmählich zum völlig blinden Manne. Bei jedem Schritte, den er tat, stieß er sich, an der Tür, am Pfeiler, an der Wand, kurz überall. Als die Brahmanin das sah, konnte sie an seiner Blindheit nicht mehr zweifeln.

Nachdem er so durch seine Blindheit den Vijayasaubhāgya vertrauensselig gemacht hatte, trat dieser in des Brahmanen Haus, obwohl derselbe an der Tür stand, und gab sich mit dessen Frau nach Herzenslust und ohne sich zu zügeln seinen Lüsten hin. Als er aber hinaus wollte, hielt Cakrapāṇi einen Stock in der Hand und schlug mit diesem so stark auf ihn ein, daß er sein Leben lassen mußte.

Als Cakrapāṇi ihn so zugerichtet hatte, sagte er zu der Ehebrecherin: „Da sieh deinen Buhlen an, du Hure! Wenn du dir nun wieder einfallen läßt, deinen Lüsten nachzugehen, so zeig' ich dir wie diesem da den Weg in Yamas Haus!" 3

3. S. 1,8.

Das ließ sie sich gesagt sein, und von Stund ab lebte sie untadelig. Cakrapāṇi aber hieß seitdem nur noch „der Butterblinde".

64. Erzählung

Guṇasundarī
oder
Die Keuschheit

In der Stadt Śrīvāsa lebte der Stadtkaufmann 1 Śrīdatta, welcher so reich war wie Śrīs 2 Gemahl selbst. Diesem hatte seine Gemahlin Śrīmatī einen Sohn geboren, welcher Guṇasundara hieß. Als Guṇasundara bereits die 72 Künste 3 gelernt hatte und zwölf Jahre alt war, stand er einst zur Mittagszeit, während sein Vater nach Hause gegangen war, um zu speisen, in dessen Verkaufshalle. Da sah er einen Yōgin dahingehen und hörte, wie er im Gehen wieder und wieder die beiden Verszeilen hersagte:

Wenn der Reis gekocht ist,
Wie kann er dann ungenossen stehen bleiben?

Da lief er ihm nach. Der Yōgin ging, immer die zwei Verszeilen sprechend, voran, und der Knabe hinter ihm drein, bis der erstere plötzlich verschwand.

Als der Knabe ihn nicht mehr gewahrte, ging Guṇasundara, immer die beiden Verse im Geiste überdenkend, nach der Kaufhalle zurück, nahm viel Geld an sich, verließ, ohne daß sein Vater oder irgend jemand anders darum gewußt hätte, die Stadt, verkleidete sich als Yōgin und ging mutterseelenallein seines Wegs. Um seinen Hals hing ein

1. S. 9,8. 2. = Lakṣmī, Viṣṇus Gemahlin, die Göttin des Glücks. 3. Vgl. 57,1.

Schmuck von Gazellenhörnern; seine Füße waren mit Schuhen geschmückt; in der Hand hielt er einen langen Dreizack; 4 an den Kopf hatte er verschiedene Wurzeln gebunden, seinen Leib mit einer dicken Aschenschicht bestrichen und mit einem aus bunten Fetzen geflickten Tuch bekleidet, und seine Ohren hatte er mit symbolischen Figuren aus Bergkristall geziert. So ausstaffiert und unaufhörlich jene beiden Verse sprechend ging der Knabe als Yōgin von Stadt zu Stadt, von Flecken zu Flecken, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, von Markt zu Markt und bettelte. Inzwischen suchte sein Vater ihn in den Dörfern, den Gärten und an anderen Orten, konnte aber nicht einmal eine Nachricht über ihn erlangen und weilte darum bekümmert in seinem Hause.

Eines Tages kam der Knabe auf seiner Wanderung, immer die beiden Verse sprechend, in die Stadt Ratnapura und gelangte an das Haus des Kaufherrn Purandara. Dessen Tochter kam heraus, um dem Yōgin ein Almosen zu reichen. Sie hieß Guṇasundarī, und ihre Schönheit überstrahlte die der Götterfrauen. Als sie den Yōgin sah und die Verse vernahm, welche er sprach, sagte sie die beiden auf dieselben folgenden Verse:

Das Herz – dieser Elefant – wird durch die als Haken dienende Familie,
Das Selbst durch das Selbst geschützt. 5

Als er die beiden von ihr gesprochenen Verse hörte, dachte er: „Dieser will ich mich vermählen und sie in ihres Vaters Hause lassen. Ob sie sich dann wohl unverletzt erhalten wird?"

4. Dies kennzeichnet ihn als Śiva-Verehrer, da der Dreizack Śivas Waffe ist. 5. Wie der Elefantenführer durch den Elefantenhaken einen ungebärdigen Elefanten in Schranken hält, so bändigt eine Jungfrau aus guter Familie durch die Rücksicht auf diese ihr Herz; nur sie selbst vermag ihre Keuschheit zu schützen.

So dachte er, legte seine Verkleidung ab und kehrte nach Hause zurück. Und seine Eltern freuten sich, als wäre er ihnen eben erst geboren worden, und veranstalteten ein großes Fest. Darauf freite Guṇasundara mit seines Vaters Genehmigung jenes Mädchen, ließ sie in ihres Vaters Hause und zog nach etlichen Tagen, als Karawanenbesitzer verkleidet, mit einer Karawane nach Ratnapura. Dort mietete er die Markthalle seines Schwiegervaters, welchen das Schicksal arm gemacht hatte, und während er sich in derselben aufhielt, schloß er mit einem anderen Karawanenbesitzer Freundschaft, der vor ihm angekommen war und Mahānanda hieß.

Eines Tages kam die zur Jungfrau erblühte Guṇasundarī, schön wie Kāmas Gemahlin, um ihren Vater abzuholen. Ihr Anblick beugte Mahānanda unter das Joch des Liebesgottes, und er sprach zu Guṇasundara: „Lieber Freund! Wenn dieses Kaufmanns Tochter sich mir vereinigen wollte, so wollte ich dafür geben, was ihr Vater verlangte.“ Guṇasundara aber teilte ihrem Vater mit, was der andere gesagt hatte.

Den Vater trafen diese Worte wie ein Blitzstrahl. Welken Antlitzes ging er nach Hause, und als seine Tochter in ihn drängte und nicht nachließ, ihn nach der Ursache seiner Niedergeschlagenheit zu fragen, gestand er ihr schließlich, was jener gesprochen. Da sagte sie zu ihm:

„Laß deine Betrübnis, lieber Vater, und tu, wie ich dir sage. Laß dir im voraus drei Lākh 6 Goldes geben, eine Summe, welche deine Armut vernichten soll. Ich verspreche dir, daß ich keine Handlung begehen will, die deinem Hause zur Unehre gereichen könnte.“

Da verließ sich Purandara darauf, daß seine Tochter ein Muster der Keuschheit war, folgte ihrem Rate, ließ sich drei

6. S. 13,4. Gleich darauf heißt der Vater des Mädchens im Sanskrittext durch ein Versehen des Verfassers Dhanadatta.

Lākh Goldgulden zahlen und bestellte dann den Kaufmann am Abend zu ihr.

Mahānanda legte gewaltig viel Schmuck an und begab sich in ihr Haus, sobald der Abend gekommen war. Die Tochter des Handelsherrn bot ihm einen Sitz, badete und bewirtete ihn und diente ihm in jeder Weise aufs beste; statt Wassers aber gab sie ihm Jalakānta-Schnaps 7 zu trinken. Als er aber in seinem Rausche seiner nicht mehr mächtig war, band sie ihn mit einem groben Tuch in ein Bündel und warf ihn wie einen Klumpen Kuhdung aus dem Hause. Nach und nach erwachte er aus seinem Rausch, und da er um die erhoffte Wollust und um sein Geld gekommen war, so packte ihn heftiger Weltschmerz. Er kleidete sich als Yōgin und begab sich an den Ort, wo sich Gaṅgā und Yamunā vereinigen, um die Säge loszulassen. 8

Der Herr jener heiligen Badestelle aber bewog ihn, seine Absicht sechs Monate lang aufzuschieben; und darum blieb er an jenem Orte.

Guṇasundara hatte sich am Schauplatz des erzählten Ereignisses verborgen, hatte alles mit angesehen und erkannt, daß Guṇasundarī treu wie Sītā war. 9 Darum zog er nach seiner Heimatsstadt zurück, erwirkte seines Vaters Erlaubnis zur Heimführung seiner Frau, bestieg mit einem Diener namens Śīkara eine Kamelsstute, welche Vēgavatī („die Geschwinde") hieß, und ritt nach seines Schwiegervaters Purandara Hause.

Dieser war inzwischen reich geworden und gab darum seiner Tochter viel Gewänder und Geschmeide mit; Guṇasundara aber nahm seine Frau und ritt in tiefer Nacht mit ihr in der Richtung nach seiner Vaterstadt davon. Als sie

7. Bisher unbekannt. Da Jalakānta „Geliebter des Wassers" heißt, so ist offenbar an ein äußerlich dem Wasser ähnliches Getränk zu denken. 8. S. 16,3. 9. S. 49,1.

aber eine Strecke von zwei Gavyūti 10 zurückgelegt hatten, sagte seine Frau zu ihm: „Ach, Herr! Ich habe mein kostbares Halsband Kanakāvalī unter meinem Bette vergessen!“ 11 Da ging ihr Mann wieder in die Stadt, um das Halsband zu holen.

Inzwischen aber bestieg Śīkara, von Guṇasundarīs Schönheit betört, das Kamel und ritt mit ihr davon. Und als Guṇasundara mit dem Halsband wiederkam, fand er keine Seele mehr vor. Da wußte er, daß Śīkara seine geliebte Gemahlin entführt hatte und tat, wie Mahānanda getan hatte.

Am Morgen ließ Guṇasundarī an einem Feigenbaum 12 halten und sandte Śīkara in ein Dorf. Als er aber hineingegangen war, sah ein Räuber, namens Maskara, welcher sich auf dem Feigenbaume befand, 13 dieses holdselige Weib, welches allein war, und die mit Schätzen beladene Kamelsstute, sprang vom Feigenbaum herab und ritt mit ihr, welche noch auf dem Tiere saß, auf und davon. Und als Śīkara wieder aus dem Dorfe kam, fand er sie nicht mehr an jenem Orte und tat, wie Mahānanda getan hatte.

Guṇasundarī stellte unterwegs Betrachtungen über den Gang des Schicksals an, den niemand zu erraten vermag. Trotzdem aber war sie entschlossen, ihre Keuschheit zu wahren; und darum sagte sie zu Maskara: „Das war ja herrlich, süßer Mann, daß mein Mann sich entfernte und das Schicksal mir dich beschert hat, einen Mann, so holdselig wie ein Gott! Wir wollen nach der Stadt Śrīvāsa reiten und dort in Seligkeit miteinander wohnen.“

Maskara folgte ihrer Weisung und lenkte die Kamelsstute auf die Straße nach Śrīvāsa, und das Tier war bald

10. Ein Längenmaß. 11. Vgl. Nr. 16, wo der Kaufmann sein Vermögen unter dem Bette aufbewahrt. 12. S. 25,2. 13. Wer im Freien übernachten muß, tut dies, wenn möglich, auf einem Baum, um vor Raubtieren sicher zu sein.

im Weichbild der Stadt angelangt. Da schickte Guṇaśundarī den Räuber in die Stadt mit der Bitte, etwas zu essen zu holen, während sie selbst in einem Tempel der Familiengöttin ihres Gemahls wartete. Als sich aber Maskara entfernt hatte, bestieg sie das Kamel und ritt nach dem Hause ihres Schwiegervaters. Sie erzählte ihm alles, was sie unterwegs erlebt hatte und wohnte nun bei ihm in Ruhe und Sicherheit. Der Räuber kam zurück, fand sie nicht mehr vor und tat, wie Mahānanda getan hatte.

Da die vier Männer nun an jener heiligen Badestelle vereinigt waren, so fragten sie einander, weshalb jeder von ihnen des Weltlebens überdrüssig geworden war, und jeder berichtete, wie es ihm ergangen. Als Mahānanda und die andern beiden ihre Geschichte erzählt und Guṇaśundara so erfahren hatte, daß seine Frau wohlbehalten in sein eigenes Haus gelangt war, sagte er zu ihnen: „Sprecht, liebe Freunde, unter welcher Bedingung ihr auf das Lösen der Säge und auf das Yōgin-Gewand verzichten wollt?" „Wenn wir sie zu sehen bekommen, so wollen wir deinem Vorschlag folgen."

Nach dieser Antwort wanderte er mit ihnen — alle vier in ihrer Yōgintracht — über die Erde dahin, bis sie nach der Stadt Śrīvāśa kamen. Dort trat er in den Hof seines Vaterhauses und sprach immer jene beiden Verse,[14] nahm aber von niemandem das Almosen an, das ihm gereicht wurde. Schließlich erfuhr Guṇaśundarī durch getreuen Bericht von dieser Geschichte, trat nun gleichfalls heraus, erkannte ihren Gemahl, sagte die folgenden zwei Verse[15] her, ging wieder ins Haus und sprach zu ihres Mannes Vater: „Draußen, lieber Vater, steht Euer Sohn!" Da ging Śrīdatta und führte seinen Sohn ins Haus.

Darauf legte Guṇaśundara ein prächtiges Gewand an und bewirtete seine drei Begleiter; und Guṇaśundarī setzte

14. Seite 181. 15. Seite 182.

ihnen selbst die Speisen vor. Dann beschenkte er sie mit Gewändern und Geschmeiden und entließ jeden in seine Heimat.

Als schließlich sein Vater in die andere Welt gewandert war, nahm Guṇasundara die Bürde des Hauswesens auf sich und lebte mit seiner Frau herrlich und in Freuden.

Eines Tages kam ein allwissender Mönch 16 nach jener Stadt. Vor dem neigte sich Guṇasundara und fragte ihn: „Woher kam es, daß diese drei zu Guṇasundarī eine solche Leidenschaft ergriff? Und wer war der Mann, welcher jene beiden Verse sprach?" 17 Auf diese Frage antwortete der Allwissende:

„In Vasantapura hatte ein Kaufmann eine Tochter Dhanavatī, welche von ihrer Mutter, ihrem Vater, ihrem Bruder und ihrem Oheim je einem anderen Bewerber zugesprochen wurde. Alle vier stellten sich zu gleicher Zeit ein, ohne von ihrem Zusammentreffen eine Vorahnung zu haben, und wollten sich mit der Jungfrau vermählen. Weil es nun darauf ankommt, wem der Vater seine Tochter gegeben hat, so heiratete sie einer von ihnen. Diese Dhanavatī ist jetzt Guṇasundarī, und ihr damaliger Gatte bist du und bist in diesem Dasein wieder ihr Gemahl geworden. Die anderen aber, welche in sie verliebt waren, wurden nach ihrem Tode zu Mahānanda und den übrigen zweien und verliebten sich in sie auch in dieser Existenz. Derjenige aber, der die beiden Verse gesprochen hat, ist ein Yakṣa,18 welcher im vorigen Dasein einer deiner Freunde war."

Als Guṇasundara diese Zusammenhänge mit dem vorigen Dasein gehört hatte, ward er des Weltlebens überdrüssig, legte die Bürde seines Hauswesens seinem und Guṇasundarīs Sohne auf, ließ sich samt Guṇasundarī von demselben Allwissenden in den Orden aufnehmen und beschritt den Weg des Heils.

16. S. 45,5. 17. Der Seite 181 erwähnte Yōgin. 18. S. 29,4.

65. Erzählung

Das Mäuschen
oder
Nichts ist mächtiger, als die Liebe zur eigenen Sippe

In der Einsiedelei Gatabhrama lebte ein Einsiedler namens Bödhisarman, welcher durch sein Asketenleben viele übernatürliche Kräfte erlangt hatte. Dieser begab sich eines Tages nach dem nahen Flusse Varttinī, um in ihm zu baden. Da sah er in den Fluten, welche in ziemlich dichtem Wasserschwall einherströmten, ein Mäuschen dem Ertrinken nahe, und mitleidig nahm er es heraus. Als er es vor Frost zittern sah, vermehrte sich sein Mitleid, und er dachte: „Wohin soll ich denn das arme Tierchen setzen? Doch, was besinne ich mich noch! Habe nicht ich ihr das Leben geschenkt? Drum ist sie meine Tochter." So dachte der Einsiedler und verwandelte sie durch seine hohen Wunderkräfte in eine Jungfrau.

> Wer hätte nicht seine Freude an der Jungfrau? Ihre Augen sind lang und ziehen sich bis zum Ohre hin. Ihr Antlitz gleicht dem Monde, ihre Brüste den Stirnhöckern des brünstigen Elefanten, ihre Lippen der Bimba-Frucht. Ihre Leibesmitte ist zierlich wie die des Königs der Tiere, ihr Glanz leuchtet rötlich [1] wie der des Goldes. Schwer ist die Masse ihrer Hüften, ihr Gang wie der der Möwe. Weiß wie Jasmin sind ihre Zähne; sie ist schlank gewachsen, und lieblich sind ihre Hände und ihre Füße.

So hatte Bödhisarman sie gebildet. Dann führte er sie an einem Finger nach seiner Laubhütte. Dort zerbrach er sich den Kopf darüber, wem er sie vermählen sollte; und schließlich dachte er an den trefflichsten aller Götter, an den leuchtenden Sonnengott als Freier.

1. Bei der indischen Jungfrau.

Sein bloßes Gedenken zog den Gott herbei; er deutete auf ihn und sagte: „Erkiese dir diesen heiligen, strahlenbekränzten Gott zum Freier, liebe Tochter!“ Die Jungfrau antwortete: „Ach, Vater, das ist doch ein Krüppel![2] Er macht einem heiß! Seine Strahlen [Wortspiel: Hände] lasten schwer. Tagsüber treibt er sich immer draußen herum, und wenn es Abend wird, dann sehnt er sich nach Ruhe. Er ist vāruṇī-sakta[3] und samētara-vāha,[4] und eine Menge anderer Fehler entstellen ihn. Und außerdem hat er schon zwei Frauen, die Chāyā („Schatten“) und die Kānti („Licht“). Ich will mich nicht in den fürchterlichen Ärger stürzen, den mir zwei Mitfrauen bereiten können, und werde also nicht seine Frau!“

Als sie den Sonnengott so abgewiesen hatte und er sich entfernte, rief ihm der Einsiedel nach: „He, Sonnengott! Gibt es jemand, der noch größer ist, als du?“ Der Sonnengott erwiderte: „Der Wolkenschleier ist noch größer als ich; denn er verdeckt mich.“ Dann ging er.

Kaum hatte der Einsiedel an den Wolkenflor gedacht, so war dieser auch schon da, und im Hinweis auf ihn sagte der Asket: „Liebe Tochter, von diesem Wolkenschleier heißt es:

> Du, Träger der Güsse, bist es, welcher die ganze Menschheit zu einer Zeit errettet, da die Himmelsbrillanten [= Sonnen] tüchtig umhergeschleudert worden, die Götterbäume[5] verbrannt, die Zaubermächte zerfetzt, die reinen Gebetsstrophen untergegangen, die Unsterblichen gestorben, die Wunschtöpfe[6] ver-

2. Der Verf. hatte erst geschrieben: „Dem fehlen doch die Beine!“
3. vāruṇī heißt „Westen“ und „Schnaps“, sakta „an etwas hangend“, „einem Ding ergeben“. Das Wortspiel bedeutet also „am Westen hangend“ und „ein gewohnheitsmäßiger Schnapstrinker“.
4. „hat eine ungleiche Zahl Zugtiere“ – nämlich sieben Rosse – und „fährt Leute, die alles andere als ehrlich sind“. 5. S. 36,2.
6. Töpfe, die alle Wünsche gewähren, wie die Götterbäume, Wunschkühe usw. Vgl. Nr. 57.

nichtet und die Scharen der Himmelsbewohner in die Weite gegangen sind. 7

Diese und viele andere Vorzüge zieren ihn; reiche ihm deine Hand!" Die Jungfrau aber sprach:

„Die Möwen wohnen in der Ferne, auf der Erde zeigen sich die Kandala-Pflanzen; 8 die Lotusblumen gehen zu Grunde, die Gewässer häufen sich, und die Straßen sind verschlämmt. Die Schlangen kriechen nach Herzenslust umher, und Glanz und Glut der Sonne schwinden. Darum, o Regenzeit, sind deine Scherze grausig für alles, was einen Leib besitzt.

Sieh, Vater, das alles und vieles andere sind Fehler, die dem Wolkenflor anhaften; dazu kommt, daß Saudāminī (der Blitz) seine geliebte Gattin ist. Ich will ihn also nicht heiraten; sonst trifft mich all der Kummer, den man über eine Nebenfrau empfindet."

Als sich der Wolkenflor, von ihr so abgewiesen, zurückzog, fragte der Einsiedel: „Sprich, Träger der Güsse! Ist einer noch mächtiger als du?"

„Kraftvoller als ich ist der Sturm, der mich im Augenblick zerstört!" So sagte der Wolkenflor, und ging; und wie der Einsiedel des Sturms gedachte, so stand dieser auch schon vor ihm. Der Einsiedel deutete auf ihn und sprach:

„Liebe Tochter! Das ist der Sturm, der Lebenshauch der Welten. Sei du seine Lebensgefährtin!"

Doch die Jungfrau erwiderte:

„Ach, Vater! Der bleibt keinen Augenblick stehen [hat niemals eine feste Stellung], und mit seinem Leib ist's gar ärmlich bestellt! Alle Säfte trocknet er aus und nährt dagegen alles doppelzüngige Gezücht. 9 Und seiner Mutter

7. Beim Weltbrand am Ende einer Weltperiode. 8. „eine best. Pflanze mit weißen Blüten, die beim Beginn der Regenzeit in großer Menge plötzlich erscheinen" (v. Böhtlingk). 9. Nach indischem

gegenüber zeigt er sich als Hund. 10 Darum werde ich mich hüten, seine Frau zu werden."

So war auch der Sturm abgewiesen; und da nach seiner Angabe der unerschütterliche Berg größer war, als er, so dachte der Einsiedel an diesen, der sofort herbeikam, und sagte im Hinblick auf ihn:

„Nun denn, Töchterchen! So beglücke diesen Berg mit deiner Liebe!"

Aber das Mädchen sprach:

„Ach, Väterchen! Der ist aus einem Haufen Steine zusammengeballt und kann nicht von der Stelle. Er ist voller Löcher und Risse, mit Erde bedeckt und hat ein steinernes Herz. 11 Drum werde ich ihn nicht zum Manne nehmen."

Der Berg war also auch abgewiesen! Bevor er sich aber entfernte, sagte er: „Noch mächtiger als ich ist das Mäuslein; denn das untergräbt mich und nagt mich in Stücke." Da verfiel der Einsiedel in Nachdenken, und infolge dieses Nachdenkens kam ein Mäusemännchen herbei; das hatte Zähnchen, fest und scharf wie Indras Donnerkeil, war Gaṇēsas Reittier, 12 und seine Augen funkelten so rot, wie die eines brünstigen Stieres.

Kaum hatte ihn die Jungfrau erblickt, so lief ihr vor Wonne eine Gänsehaut über, ihr schönes Antlitz erhellte

Glauben nähren sich die Schlangen vom Wind. Unter dem doppelzüngigen Gezücht sind zugleich im Wortspiel Menschen zu verstehen. 10. Wörtlich: „Außerdem ist er Mātarisvā". Mātarisvā ist ein Name des Sturms, der hier als mātari śvā „der Mutter gegenüber ein Hund" gedeutet wird. 11. Wörtlich: „ein Erdehalter und sogar dem Namen nach grāvan". „Erdehalter" doppelsinnig, 1. schmutzbedeckt; 2. Name der Berge, die der Sage nach Prajāpati, der Schöpfer, über die Erde verteilt hat, damit sie sie im Gleichgewicht halten. Grāvan heißt „Berg", „Felsen" und „hart". 12. Gaṇēśa ist der elefantenköpfige Sohn Śivas, der Hindernisse bereitet und entfernt und darum von den Indern vor Beginn jedes Werkes angerufen wird. Er reitet auf einer Maus.

ein Lächeln, sie sprang ganz erregt auf, faßte das Mäuschen an seinem Händchen und sagte zu Bōdhisarman: „Ach, Väterchen! Nur diesen will ich; ich lieb' ihn, wie mein Leben!"

Als der Einsiedel das hörte, dachte er: „Stärker als alles ist doch die Liebe zur eignen Sippe!" Dann verwandelte er die Jungfrau wieder in eine Maus und ließ sie mit ihrem Mäuserich ziehen.

66. Erzählung

Mitradatta

oder

Schon die Unterhaltung mit guten Menschen bringt Segen

In der Stadt Kamalākara herrschte ein König Janārdana; der war wie der Gott Janārdana mit Śrī gesegnet. 1

In derselben Stadt wohnte ein Kaufmann Mitradatta; dem aber hatte sein böses Schicksal verarmen lassen. Darum mahlte er heimlich in der Nacht für andere Leute Getreide. Für das Geld, welches er dafür erhielt, lieh er sich von einem Wäscher prächtige Gewänder, legte sie an und begab sich damit jeden Abend in die Hofversammlung des Königs Janārdana.

Der König, der ihn so prächtig gekleidet sah, ohne daß er ihn jemals hätte sprechen hören, dachte: „Wer ist das, und weshalb kommt er Tag und Nacht hierher?"

Eines Nachts schlenderte der König auf einem nächtlichen Rundgang umher, als er an des Kaufmanns Haus kam, der gerade wieder Körner mahlte. Der König sah und erkannte ihn und kehrte in sein Schloß zurück.

1. Der Gott Janārdana ist Viṣṇu, dessen Gemahlin Śrī die Göttin der Herrschaft und des Reichtums ist. Daher bedeutet śrī als Appellativum „Macht", „Reichtum".

Als er sich tags darauf wieder in seinem Audienzsaal befand und bemerkte, daß der Kaufmann sich abermals eingestellt hatte, bewegte er vor dessen Augen seine Hand im Kreise, wie einer, der eine Handmühle dreht. Der andere nickte zur Bestätigung für das, was der König damit sagen wollte, mit dem Kopf und ging nach Hause.

Die Minister und die anderen Teilnehmer an der Hofversammlung plagte nun die Neugier, zu erfahren, was der Kaufmann und der König sich untereinander zugewinkt hatten.

Am nächsten Tage stellte sich der Kaufmann wiederum ein; da zeigte ihm der König drei Finger. Wieder nickte der andere zur Bestätigung mit dem Kopfe und entfernte sich.

Diese Gebärdensprache der beiden erregte bei den vielen reichen Bürgern nicht nur Staunen, sondern auch Furcht. Sie verließen also gleichfalls die Versammlung und fragten den Kaufmann: „Ei, Herr! Wonach hat Euch denn der König gefragt, und was habt Ihr ihm durch Euer Nicken sagen wollen?" Der Kaufmann wollte nicht mit der Sprache heraus; da sie aber immer heftiger mit Fragen in ihn drangen und der Ort, an dem sie standen, abseits gelegen war, so sagte er:

„Am ersten Tage bewegte der König seine Hand in dieser Weise. Damit wollte er mich fragen, ob er der ganzen Stadt eine Sondersteuer auferlegen solle. Ich drückte ihm durch Kopfnicken meine Zustimmung aus. Am zweiten Tage zeigte er mir drei Finger; das bedeutete: ‚Soll ich drei Lākh 2 Goldes nehmen?' Und wieder nickte ich zur Bestätigung."

Als sie das gehört hatten, dachten sie: „Ei, was ist das für ein gewaltiger Mann, und wir haben gar nichts davon gewußt! Und was für große Stücke der König auf ihn hält!" Und alle Bürger kamen zu ihm und sagten:

2. S. 13,4.

„Ach, Herr, wenn er mich nennt, so lobe mich ein bißchen!“ Und jeder von ihnen brachte ihm etwas ins Haus, Gold, Edelsteine, Perlen, Silber, Gewänder, Kutschen und eine schwere Menge anderen Gutes. Er aber war dadurch augenblicklich reich geworden.

Wie vorher stellte er sich im Audienzsaal ein, und der König zeigte ihm drei Finger; da hielt er ihm zwei entgegen. Den Leuten aber sagte er, das habe zwei Lākh statt der drei bedeutet. Als ihm nachher der König zwei Finger zeigte, zeigte der Kaufmann einen und sagte den Leuten, das habe ein Lākh bedeutet. Und jedesmal füllten ihm die Leute sein Haus mit Schätzen.

Als ihm nun das nächste Mal der König einen Finger zeigte, schüttelte der Kaufmann seinen Kopf, womit er sagen wollte: „Gar nichts!“

Da fragte ihn der König, was dies bedeuten solle, und Mitradatta sprach:

„Majestät! Kommt nur mit mir in meine Wohnung; damit ich Euch dort alles zeige und erkläre!“

Der König begab sich zu ihm, und Mitradatta bot ihm einen Sitz und reiche Geschenke und bewirtete ihn aufs gastlichste, worauf er ihm erzählte, welche Tätigkeit er und die Bürger entfaltet hatten.

Dem König aber machte seine Klugheit solches Vergnügen, daß er Mitradatta zu seinem Minister ernannte. Als Minister tat Mitradatta, was recht ist, und gelangte dadurch auf den Pfad des Heils.

67. Erzählung

Vikramāditya
oder
Entschlossener Mut

In der Stadt Ujjayinī herrschte einst der mächtige König Vikramasēna. Weil dieser glaubte, daß ihn ein Sohn töten würde, der ihm geboren werden würde, so ließ er jede seiner Gemahlinnen töten, von der er erfuhr, daß sie guter Hoffnung war.

Da geschah es, daß eine von seinen Lebensgefährtinnen, welche Dhāriṇī hieß, schwanger wurde. In ihrer Todesfurcht floh sie nach dem nahen Dorfe Vaṭāvāsa und begab sich in das Haus eines Kundschafters 1 namens Bhūpati. Dieser nahm sie wie eine Schwester in seine Obhut, und zu einer glückverheißenden Jahreszeit, an einem glückverheißenden Tage, zu glücklicher Stunde und in einem glücklichen Augenblicke gebar sie einen Sohn, wie der mütterliche Grund des Mēru den Korallenbaum. 2

Weil das Knäblein nun Vikramasēnas Sohn war und bei Sonnenaufgang das Licht der Welt erblickt hatte, so nannte es seine Mutter Vikramāditya. 3 Die Leute aber nannten es nur Vikrama.

Als er noch ein Kind war, schlug er beim Spiel die anderen Kinder. Darüber beschwerten sich deren Väter bei Dhāriṇī, und diese schalt ihn. Da nahm Vikrama seinen Bogen in die Hand, verließ die Stadt, trat als Söldner

1. Die indischen Könige und Minister unterhalten ein Heer von Kundschaftern und Spitzeln, um über die Vorgänge im In- und Ausland genau unterrichtet zu sein. Statt „Kundschafter" kann man auch „fahrender Sänger" übersetzen. Das Sanskritwort cārana bedeutet beides. 2. Vgl. 12,8. — Der Korallenbaum ist einer von fünf Wunschbäumen in Indras Park. Vgl. 36,2. 3. āditya = Sonne. — Über Vikramāditya s. 35 1.

zu Fuß in den Dienst eines Karawanenbesitzers Dhanadēva, welcher dort gerastet hatte, und gelangte nach und nach mit diesem selben Karawanenherrn nach der Stadt Ujjayinī.

Eines Nachts ergötzte sich dort Dhanadēva mit seinem Hauspriester am Würfelspiel, als er den Schrei eines Schakalweibchens vernahm und jenen fragte: „Was hat denn dieses Schakalweibchen gesagt, Priester?" — Er antwortete: „Herr, es hat gesagt: ‚Im Flusse Siprā schwimmt ein Leichnam dahin, an welchem sich fünf Edelsteine befinden. Nehmt euch die Edelsteine und gebt mir ihn zum Fraß!'"

Die Unterhaltung der beiden hörte Vikrama, welcher neben dem Zelte stand, ging mit dem Bogen in der Hand nach dem Flusse, nahm die Edelsteine an sich, warf den Leichnam ans Land und kehrte an seinen Ort zurück, wo er stehen blieb.

Da hörte der Kaufmann abermals die Stimme des weiblichen Schakals und fragte seinen Hauspriester wie vorher. Er aber sagte: „Das Schakalweibchen hat gesagt: ‚Derjenige, der die Edelsteine genommen und mir eine Mahlzeit gegeben hat, wird morgen hier in Ujjayinī König werden.'"

Nachdem die beiden ihre Unterhaltung und ihr Spiel beendet und sich zur Ruhe gelegt hatten, dachte Vikrama: „Die Edelsteine und den Leichnam hatte der Hauspriester richtig erkannt. Darum wird auch eintreffen, was er zuletzt gesagt hat."

Mit diesen Gedanken verließ er die Karawane, als der Morgen dämmerte, begab sich in die ungeheure Stadt und sah am Hause eines Töpfers dessen Mutter sitzen, welche ein ganz verstörtes Gesicht machte. Er fragte sie: „Warum so niedergeschlagen?" Sie sprach:

„Der Herr dieser Stadt, liebes Kind, der König Vikramasēna, ist gestorben, ohne einen Sohn zu hinterlassen.

Das unselige Schicksal der Bürger aber hat es so gefügt, daß ein böser Dämon an seiner Stelle die Herrschaft übernommen hat. Darum bringt er in der Nacht jeden neuen König um, der hier eingesetzt wird. Wird aber niemand zum König gemacht, so bringt er viele Bürger um. Aus Furcht vor ihm haben sich die Minister und die übrigen Bewohner der Stadt geeinigt, haben Lose hergestellt, welche mit den Namen der ganzen Bürgerschaft gezeichnet sind, und haben sie in ein Gefäß geworfen. Heute traf die Reihe meinen Sohn. Sein Los kam aus der Urne. Er wird heute zum König gemacht, und in der Nacht wird er von jenem Dämon umgebracht. Daher mein Kummer."

So sprach sie; Vikrama aber fragte sie: „Führen die Bürger alle Befehle des Mannes aus, Mütterchen, welcher König wird?" Und als sie das bejahte, wies er sie an, ihren Sohn bei sich zu behalten, ging an seiner Stelle hin, wurde zum König gesalbt, ließ die Wächter der Stadttore rufen und sprach zu ihnen: „Redet, ihr Torhüter! Zu welchem Tore kommt der Dämon herein?" Und als sie sagten: „Zum südlichen Tore", ließ er durch alle Bürger die Straße dorthin mit allen Leckerbissen, Blumen, Gewändern und anderen Herrlichkeiten besetzen, ließ in das Bett, welches sich in seinem Schlafgemach befand, statt seiner einen großen mit Baumwolle umwickelten hölzernen Pfosten legen und wartete selbst, im Schatten der Lampe an die Wand geschmiegt, mit dem Schwert in der Hand.

Als nun der Abend und mit ihm der Dämon kam, dachte dieser beim Anblick der Leckerbissen und der anderen Herrlichkeiten, ein williger und frommer König sei eingesetzt worden; doch als er in das Schlafzimmer kam und das Holz, das in dem Bette lag, mit seiner Hand berührte, rief ihn Vikrama an: „Viele arme Teufel hast du umgebracht, du schlechter Bursche! Denen will ich jetzt mit diesem Schwerte ein Sühnopfer bereiten!"

Als er so redete, stürzte der Dämon auf ihn los, um ihn zu töten. Aber Vikrama rief ihm zu: „Lauf erst zu Yama, 4 Dämon, und frag' ihn, wie lang ich noch zu leben habe!"

Der Dämon tat es und kam mit der Auskunft zurück: „Noch hundert Jahre."

Da sagte Vikrama wieder:

„Die Null am Ende bedeutet nichts Gutes. 5 Drum geh und laß ihn ein einziges Jahr hinzufügen oder abziehen und komm dann wieder!"

Der Dämon tat es und sagte dann:

„Yama vermag weder etwas hinzuzufügen noch abzuziehen."

Nach dieser Auskunft rief Vikrama, der mit seinem Schwerte ein furchtbarer Gegner war:

„Du Tropf! Wenn selbst Yama nicht die Macht hat, etwas zu meiner Lebensdauer hinzuzufügen oder davon abzuziehen, wie willst du Bettler denn imstande sein, mich umzubringen!"

Als das der Dämon hörte, sagte er:

„Ich freue mich deiner Klugheit und deines ungewöhnlichen Mutes, du Bester der Männer. Bitte dir etwas aus!"

Bei diesen Worten zeigte sich Vikramas Mut in vollem Glanze; denn er sprach:

„So oft ich an dich denke, kommst du zu mir!"

Damit entließ er ihn. Der Dämon sagte ihm, er heiße Vētāla und kehrte nach seiner Wohnung zurück.

Vikramāditya aber führte fortan die Regierung in dem Bewußtsein, daß der Dämon ihm jederzeit zur Verfügung stand, so oft er seiner begehrte.

4. S. 1,8. 5. Null, Sanskrit śūnya „Leere", bedeutet Unheil. Darum vermeiden auch indische Schriftsteller in Sammlungen von Erzählungen und Gedichten eine auf Null endigende Anzahl derselben.

68. Erzählung

Die Gazelle und der Jäger

oder

Dem, der nach Wahrheit fragt, mit einer Lüge zu antworten, ist eine große Sünde

In der Stadt Ghōrāvāsa lebte einst ein Jäger, welcher Śaṅkara hieß. Der nahm eines Tages seinen Bogen in die Hand und ging auf die Jagd; und während er dazu im Walde umherstreifte, gelang es ihm, eine Gazelle ins Bereich seines Pfeiles zu bekommen. Schon wollte er den Pfeil abschießen, als sie zu ihm sprach:

„Guter Mann! Meine Kinder, die ich erst jüngst geboren habe, sind noch klein und müssen ohne ihre Mutter sterben. Wenn du mich also tötest, so trifft dich außer der Schuld des Frauenmordes noch die des Kindesmordes, eine schwere Sünde. Darum laß mich frei!"

Der Jäger antwortete:

„Ob Sünde oder nicht, Gazelle! Wenn ich kein Fleisch bringe, so muß meine ganze Familie verhungern. Darum muß und werde ich dich töten."

Darauf sagte sie:

„Laß mich nur noch einmal frei, damit ich meine Kindlein noch einmal mit meiner Milch tränken und ihre Köpfchen noch einmal mit Küssen bedecken kann. Dann komm' ich wieder."

Als sie dies gesagt hatte, sprach der Jäger:

„Wenn du mir das schwörst, so will ich dich gehen lassen, sonst nicht. Denn wer soll sich bei Tieren auf deren Wort verlassen?"

Darauf sagte sie:

„Wenn ich nicht wiederkomme, so mögen die Sünden

des Brahmanen-, Frauen-, Kinder- und Kuhmordes 1 auf mein Haupt fallen."

Śaṅkara aber meinte:

„Auf solche Sünden gebe ich nichts. Wenn du diejenige Sünde auf dich nimmst, die der begeht, welcher Leuten eine falsche Auskunft gibt, die ihn um eine wahre Auskunft bitten, dann lauf und tu, was du begehrst."

Obwohl dies nun eine sehr große Sünde war, nahm sie doch auch die noch auf sich, ging, führte die Absicht aus, von der sie gesprochen hatte, kam zurück und sagte zu Śaṅkara:

„Guter Mann, sprich die Wahrheit! Durch welches Mittel kann ich dir lebend entfliehen?"

Als der Jäger diese Frage hörte, dachte er:

„Die Gazelle ist nur ein Tier und hat sich doch mit dieser Sünde nicht belastet. Sie bittet mich um eine wahre Antwort. Sage ich ihr jetzt die Unwahrheit, dann bin ich tierischer als sie, die doch selbst ein Tier ist."

So überlegte er und sagte dann zu ihr:

„Wenn du mir zur Linken enteilst, Gazelle, so kommst du mit dem Leben davon."

Sie tat, wie er gesagt, und kam wohlbehalten wieder heim.

69. Erzählung

Die Hetäre Smaraśundarī

oder

Die Klugheit

Ein Brahmane Gaṅgadatta, welcher in Āśāpāṭaka wohnte, hatte sich vom Berge Rōhaṇa 1 fünf Edelsteine geholt und

1. Das sind in den Augen des Inders die größten Sünden.

1. S. 31,4.

kam auf dem Heimweg nach der Stadt Dambhapura. 2 Da dachte er: „Ich will meine Juwelen jemandem zur Aufbewahrung geben, mich vor dem Standbild Baladēvas 3 verneigen, welches sich auf dem Gipfel des Tuṅgagiri 4 befindet, und dann in Frieden heimwärts ziehen.“ So dachte er und begab sich in die Markthalle eines Kaufmanns.

Während er in derselben stand, kam eine Magd, um Butter zu holen.

Der Kaufmann hatte den Fremdling wohl bemerkt, und um sein Vertrauen zu erwecken, gab er ihr mehr Butter, als sie für ihr Geld hätte verlangen können. Als die Magd sie nach Hause brachte, sagte ihre Herrin zu ihr: „Liebe Tochter! Da er die Butter so reichlich bemessen hat, so befindet sich sicher ein Fremder in seiner Halle. Darum geh, gib ihm die überschüssige Butter zurück und sprich zu ihm: ‚Was an der Butter zu viel ist, das nehmen wir nicht an!‘“

Die Magd führte die erhaltene Weisung in Gegenwart des Brahmanen aus, welcher noch dort stand. Der dachte, als er das sah: „Ich will meine Edelsteine im Hause dieser Frau verwahren lassen, die beim Handel so ehrlich ist.“ Also ging er hinter ihr drein nach ihrem Hause.

Dort stand er noch, als der Schüler eines Yōgin 5 kam, um zu betteln. Um des Fremden Vertrauen zu gewinnen, schenkte die Herrin des Hauses dem Schüler überreichliche Speise, die derselbe seinem Lehrer brachte. Beim Anblick dieser Fülle aber dachte der: „Kein Zweifel, daß in ihrem Hause ein Fremder weilt!“ Darum schickte er die empfangene Speise zurück und ließ sagen: „Das Bettelbrot ist zu reichlich, das nehmen wir nicht an!“

Als der Brahmane das sah, dachte er: „Ich will meine Edelsteine im Hause dieses Yōgin in Verwahrung geben, der sogar gegen das Essen gleichgültig ist.“

2. „Trugstadt“, „Schwindelheim“. 3. Kṛṣṇas (s. 28,2) älterer Bruder. 4. „Hochberg“. 5. S. 10,4.

Damit ging er zu dem Yōgin und händigte diesem mit Gewalt seine Edelsteine ein, wie sehr der andere sich auch — zum Scheine! — dagegen sträubte und seiner Bitte ein wiederholtes Nein entgegensetzte. Dann führte der Brahmane seine Wallfahrt aus, kam zu dem Yōgin zurück und bat ihn um seine Juwelen.

Der Yōgin aber wies ihn zurück: „Wie kommst du zu mir? Ich weiß nichts von dir und deinen Edelsteinen!"

Nun irrte der Brahmane in der Stadt umher und sagte immer nur: „Ich bin bestohlen! Ich bin bestohlen!" Und weil er hörte, daß eine Hetäre namens Smarasundarī besonders geschickt war, wenn es galt, einen Juwelendiebstahl aufzuklären, so begab er sich nach ihrer Wohnung und erzählte ihr sein Mißgeschick.

Als sie es gehört hatte, die sich trefflich darauf verstand, andere zu betrügen, sagte sie zu ihm: „Ich will in die Klause des Yōgin gehen, holder Mann, und wenn ich drin bin, so mußt du kommen und deine Juwelen fordern."

Nachdem sie ihm diese Weisung gegeben hatte, füllte sie fünf wunderschöne Koffer mit Knochen, legte vor jeden ein Schloß, kleidete sich wie eine Frau aus guter Familie, begab sich mit ihren Koffern zu dem Yōgin und sagte zu ihm: „Heute, Herr, ist bei mir die Nachricht eingetroffen, daß meine Schiffe auf dem Meere einem Schiffbruch zum Opfer gefallen sind. Nun werden meine vielen Gläubiger 6 kommen und mir dies mein ganzes Hab und Gut wegnehmen. Sei darum so gut und hebe mir diese fünf Koffer eine Zeitlang in deiner Klause auf!"

Während sie noch so sprach, kam der Brahmane, wie sie es vorher mit ihm ausgemacht hatte, und verlangte seine Juwelen.

Da dachte der Yōgin: „Daß sie mir nur nicht weggeht und dieses klotzige Geld wieder mitnimmt!" Und darum

6. Der Text hat „Schuldner"!

beeilte er sich, dem Brahmanen seine Edelsteine herauszugeben.

In diesem Augenblicke kam eine vorher bestellte Zofe der Hetäre und sprach zu ihr: „Ach, Herrin! Unsere Schiffe sind jetzt glücklich in den Hafen eingelaufen!"

Als die Hetäre das hörte, begann sie zu tanzen; und als Gaṅgadatta sie tanzen sah, tanzte er gleichfalls. Da lachte der Yōgin über das ganze Gesicht und hub gleichfalls zu tanzen an. Bei diesem Anblick sagte die Hetäre zu ihm:

„Ich tanze, weil meine Schiffe angekommen sind, und dieser, weil er seine Edelsteine erhalten hat. Daß wir beide tanzen, ist also in Ordnung. Aber du, o Herr, wie kannst du tanzen?!"

Auf diese Frage erwiderte der Yōgin: „Ich, Hetäre? Ich tanze aus Freude darüber, daß ich diesen neuen Kniff gelernt habe."

Darauf belohnte Gaṅgadatta die Smaraśundarī reichlich für den großen Dienst, den sie ihm geleistet hatte, und kehrte nach Hause zurück.

70. Erzählung

Der Kaufmann Gajarāja

oder

Das Glück

In der Stadt Gajapura lebte einst ein Kaufmann, welcher Gajarāja hieß. Den hatte die Habgier dermaßen überwältigt, daß er sein ganzes Vermögen der Alchimie geopfert hatte; und als es dahin war, verließ er seine Stadt und wanderte auf der Erde umher, immer in dem Verlangen, die Goldmacherkunst zu erlernen.

Da erfuhr er, daß in der Stadt Bhūmibhūṣaṇa eine

Hetäre namens Madanamañjarī wohnte, welche deswegen berühmt war, weil sie diese Kunst besaß. Sofort trat er in ihre Dienste, und verrichtete als Knecht, was es im Hause zu tun gab.

Die Hetäre aber war sehr verschlagen und schenkte keinem Menschen ihr Vertrauen, am wenigsten diesem Manne, der aus der Fremde zu ihr gekommen war. Gajarāja dagegen war ihr gegenüber so höflich und zuvorkommend, als er konnte; trug er doch nach der Goldmacherkunst Verlangen! Und schließlich nahm er Madanamañjarī so für sich ein, daß sie ihm nach und nach immer größeres Vertrauen entgegenbrachte. Immerhin merkte er, daß er ihr volles Vertrauen doch nicht besaß.

Da sagte er eines Tages zu ihren Leuten: „Ich kann heute die Wand nicht sehen. — Ich sehe den Pfeiler nicht. — Ich sehe die Tür nicht. — Ich kann keines Menschen Gesicht erkennen. — Ich sehe meine eigene Hand nicht mehr!" Und Gajarāja begleitete diese Behauptungen, welche er nach und nach vorbrachte, immer mit den entsprechenden Bewegungen, so daß die Dienerschaft ihn für stockblind hielt, wenn sie sah, wie er sich an dem Pfeiler, an der Tür und an allen Ecken und Kanten stieß. Das alles aber war bloße Verstellung.

Je mehr er erblindete, desto mehr traute ihm die Hetäre, so daß er nach und nach die Kräuter kennen lernte, mit welchen man das Gold bereitet, und ebenso die Art und Weise, wie man sie verwendet. Trotzdem hegte die Hetäre einen leisen Zweifel, er könne das Augenlicht noch besitzen, und als er sich darum zur Mahlzeit niedergesetzt hatte, legte ihm die Verschlagene Kot auf den Teller. Er aber war ein besonders geschickter Schwindler, und um zu verhindern, daß sie merkte, daß er recht gut sehen konnte, streckte er nach dem Kot seine rechte Hand aus, als wäre er ein Leckerbissen gewesen.

Als er das tat, war Madanamañjarī von seiner Blindheit überzeugt und traute ihm völlig, so daß er die Goldmacherkunst von Grund auf lernte.

Darauf kehrte er nach seiner Heimatsstadt zurück und versuchte, in der gelernten Weise Gold zu machen, mußte aber bemerken, daß nur unvollkommenes Gold entstand. Da rief er: „Ach, mein böses Schicksal!" Und in seinem Schmerz schlug er sich mit einem Stein vor die Stirn, so daß eine Wunde entstand.

Aus dieser Wunde aber fiel ein Tropfen Blutes über die Goldessenz, und augenblicklich entstand vollkommenes Gold.

Als er das sah, dachte er: „Aha! Bei diesem Werke also muß der Alchimist mit seinem Blut ein Opfer bringen, und das ist jetzt dadurch zustandegekommen, daß mein Blut von selbst herabgetropft ist."

Bald hörte die Hetäre, daß er Gold herstellte so gut wie sie. Da dachte sie: „Verwünscht! Der Schwindler hat mich bestohlen. Doch ich habe ja den wichtigsten Teil vor ihm gehütet. Wie könnte er ohne diesen Gold herstellen?"

So überlegte sie und begab sich zu ihm. Da teilte er ihr alles mit, was er getan hatte, und bewirtete sie, da sie ja trotz allem seine Lehrerin war. Darauf kehrte sie nach Hause zurück.

Er aber sammelte mit seinem Golde gute Werke an, indem er in Tempeln und anderen heiligen Orten große Feste veranstaltete, und förderte auf diese Weise seinen wahren Nutzen.

71. Erzählung

Der Kaufmann Rāṅka
oder
Das Glück

In der Stadt Dhanyapura lebte ein bezopfter Asket[1] namens Śivaśarman; der hatte durch die Tradition von einem Goldeſſenzrezept gehört; das lautete wie folgt:

„Auf dem Berge Puṇyākara, und zwar auf ſeinem Oſtabhang, befindet ſich eine Höhle. Wenn man an deren Eingang, in ihrer Mitte und an ihrem Ende je drei Faſten durchmacht, ſo findet man dort ein Brünnlein mit der Goldeſſenz. Tut man ſie in eine hohle Flaſchengurke und läßt man einen Tropfen davon auf eine glühende Eiſenmaſſe fallen, ſo verwandelt ſich dieſe in das feinſte Gold."

Eines Tages ging Śivaśarman in die Höhle, wobei er, um den Weg zu ſehen, eine Fackel benutzte, welche aus dem in Öl gekochten Schwanze einer Büffelkuh beſtand, verfuhr nach dem mitgeteilten Rezept und ſchöpfte aus dem Brünnlein mit der ausgehöhlten Flaſchengurke die Eſſenz, als er eine Stimme hörte, die mitten aus derſelben kam und rief: „Füll' mich ein in Rāṅkas Namen!"

Da dachte er: „Iſt denn dieſe Eſſenz nicht in meinem Schickſal geſchrieben?" und goß ſie an Ort und Stelle aus.

Nachdem er eine Weile gewartet hatte, ſchöpfte er wieder von der Eſſenz und hörte dabei dieſelben Worte. In dieſer Weiſe vernahm er dieſelbe Stimme ſiebenmal, und jedesmal goß er an Ort und Stelle die Eſſenz wieder aus. Schließlich glaubte er, dies liege in der Natur der Sache, füllte zwei Flaſchengurken mit der Eſſenz an und machte ſich auf den Heimweg. Unterwegs kam er in das Dorf Valabhī, gab dort die beiden Gurkenflaſchen einem Kauf-

1. S. 34,1.

mann in Verwahrung und machte sich auf eine Wallfahrt nach dem heiligen Badeplatz Prabhâsa.

Der Kaufmann hängte die Gurkenflaschen über seinem Ofen auf. Durch den Dampf, der von unten heraufstieg, wurden die Gurken erhitzt, und dadurch fiel ein Tropfen Essenz aus einer derselben auf eine eiserne Pfanne, welche auf dem Ofen stand, und sie verwandelte sich in Gold.

Als das der Kaufmann gewahrte, dachte er:

„In den Gurkenflaschen befindet sich gewiß eine Zauberessenz." Er äscherte also sein Haus ein, nahm die beiden Flaschen und zog in ein anderes Haus. Während er in diesem wohnte, kam der Mönch zurück, und da er an der früheren Stelle das Haus nicht mehr fand, ließ er sich von den Leuten die neue Wohnung des Kaufmanns zeigen, ging hin und bat um seine beiden Flaschen.

Der Kaufmann sagte: „Beim Brande meines Hauses sind sie mit verbrannt."

Als der Asket dies gehört hatte, sagte er zu dem Kaufmann: „Wie heißt du eigentlich, Handelsherr?"

Und als der Gefragte zur Antwort gab: „Ich heiße Râñka", da dachte der Mönch: „Die Stimme, welche aus der Essenz kam, hat Recht behalten." Darauf erzählte er Râñka sein ganzes Erlebnis, und kehrte, von dem anderen beschenkt, in seine Heimat zurück. Der Kaufmann Râñka aber säte das Gold, welches er durch die Essenz hervorbrachte, auf die sieben Felder 2 und gelangte dadurch auf den guten Pfad.

2. Die „sieben Felder" sind die Mönche und die Nonnen, die männlichen und die weiblichen Laien, die Tempel, die Statuen der Jina und die Büchereien der Mönche.

72. Erzählung

Der große Dichter Kālidāsa
oder
Das Glück

In der Stadt Dhārā regierte einst der berühmte König Bhōja; 1 der hatte eine Tochter, welche Kālīsarasvatī hieß und wie die Göttin Sarasvatī 2 in der Grammatik und in allen übrigen Wissenschaften wohlbewandert war. Als diese eines Tages am Fenster stand, ging unten gerade der gelehrte Māgha 3 vorüber. Da rief sie ihm zu:

„He, Väterchen! Fang die gebratenen Mangofrüchte auf!" Māgha hob den Saum seines Mantels auf, und als sie ihn fragte: „Soll ich dir kalte oder warme Früchte geben?", sagte er zu ihr:

„Ei, Töchterchen! Kalte hab' ich schon viel und oft verzehrt; du kannst mir heute einmal warme geben!"

Die Prinzessin aber warf die Früchte auf die Erde; und als Māgha sie aufhob und anblies, weil sie staubig geworden waren, rief sie ihm zu:

„Ei, Väterchen! Die Mangofrüchte sind wohl tüchtig heiß, weil du immer und immer wieder so bläst?"

Als Māgha merkte, daß sie ihn zum besten gehabt hatte, dachte er: „Obwohl ich ihr Lehrer bin, hat sie mich ausgelacht. Nun, ich will dafür sorgen, daß sie einen Menschen zum Manne kriegt, der nicht lesen noch schreiben kann!"

Mit solchem Vorsatz im Herzen ging er nach Hause.

Einige Zeit darauf sagte Bhōja zu Māgha:

„Bringe mir einen Freier für meine Tochter. Er muß ein gelehrter Mann sein; im übrigen ist's mir gleich, ob er der Sohn eines Königs oder eines Kaufmanns oder meinetwegen eines Hirten ist."

1. S. 1,3. 2. S. 8,5. 3. S. 53,2.

Da begab sich Māgha nach dem Lande Mārwār, wo es Dumme die schwere Menge gibt, und als er dort umherschlenderte, gewahrte er in der Nähe des Dorfes Sīrasara einen Hirten, der mit dem Gesicht nach dem Stamme auf dem Aste eines Pippalabaumes saß und diesen Ast an seiner Wurzel absägte. Zu dem sagte er: „Guter Freund! Wenn du den Ast absägst, fällst du herunter.“ Und während er noch redete, stürzte der andere richtig herab und sagte zu Māgha: „Hast du aber ein solides Wissen, Brahmane!“ Māgha aber dachte: „Wenn sie den zum Manne bekommt, dann hat sie den Lohn dafür, daß sie mich verlacht hat.“

Māgha nahm ihn also mit nach seinem Hause und mühte sich an verborgener Stelle sechs ganze Monate lang damit ab, dem Hirten eine Segensstrophe beizubringen. Als dies gelungen war, meldete er dem König, er habe einen Brahmanen als Bräutigam gebracht. Dann führte er den Hirten, den er in Brahmanenkleidung gesteckt hatte und der recht wohlbeleibt war, vor den um den König versammelten Hof und sprach zu ihm: „Sag' dem König deinen Segensspruch her!“ Dem Hirten aber wurde es Angst in dieser wogenden Menge der Höflinge; der Text, den ihm Māgha einstudiert hatte, war spurlos aus seinem Gedächtnis verschwunden, und statt der Segensstrophe brachte er nur die Silben hervor: „u – śa – ra – ta“.

„Was ist denn das für ein Segensspruch?“ fragte der König; Māgha aber antwortete: „Sein Segensspruch, Majestät, hat folgenden Sinn:

Umayā sahitaḥ Śambhuḥ
Śarvarīkarabhūṣaṇaḥ
Rakṣāṃ karōtu vaḥ, kurvan
Taṇatkārakaraṃ yaśaḥ!“

„Mit Umā 4 vereint möge Euch der mit dem Monde geschmückte Śiva 5 schützen, indem er Euch klingenden Ruhm verleiht!"

Aus dem klugen Sinn seiner Worte schloß der König, daß der Bewerber ein großer Gelehrter sei, und vermählte ihm unter großen Festlichkeiten an einem glückverheißenden Tage seine Tochter.

Als diese ihm aber die Hand zum Ehebunde gereicht hatte, wollte sie erkunden, wie gelehrt ihr Gemahl sei. Darum schickte sie ihm durch eine Sklavin ein beschriebenes Blatt zur Korrektur zu und dazu alles, was man zum Korrigieren gebraucht. Dieser Trefflichste aller Toren sah nun, daß die Linien der Handschrift nicht eben waren, weil Vokalstriche und andere Zeichen über sie hinausreichten; und weil er sich der Schriftzüge von Śīr und Sītā 6 erinnerte, die er früher geübt hatte, so entfernte er nur die Punkte mit Schreiberweiß. 7 Nachdem er dies vollbracht hatte, schickte er durch dieselbe Sklavin das Blatt zurück. Die Prinzessin betrachtete es und dachte, als sie diese Art der Fehlerverbesserung sah: „Da haben sie mir einen über alles Maß einfältigen Burschen an den Kopf geworfen. Wie soll ich mit dem in einem Haushalt leben? Denn:

Einmal sprechen die Könige, einmal sprechen die Guten [oder: Mönche], einmal vermählt man die Jungfrauen: diese drei ‚Einmal' gelten wirklich nur einmal."

4. Śivas Gemahlin = Pārvatī. 5. Śiva trägt den Halbmond auf der Stirn. 6. śīr, Kopf, Sītā, Name der Gemahlin Rāmas. In beiden Wörtern ragt ein Haken über die obere wagerechte Linie hinaus, die die Nāgarī-Buchstaben haben. 7. haritāla, weiße oder gelbe Farbe, mit der die Inder in ihren Manuskripten Fehler überstreichen und auf die sie dann die Korrektur schreiben (engl. gamboge). — Die Punkte über der Linie, die der Tor entfernt, bezeichnen vor Konsonanten stehende Nasale.

Einſt kam ihr der Gedanke, zu erkunden, welcher Kaſte er angehörte. Zu dieſem Zwecke ließ ſie ihn mitten in ihrem Palaſt in einem Zimmer niederſitzen, deſſen Wände mit allerlei Bildern bemalt waren, und verbarg ſich mit ihrer Betrübnis wie eine Fliege hinter einer Wand. Er ſah ſich alle die Bilder an, und als er auf einem derſelben in bunten Farben gemalte Ziegen entdeckte, die auf der Weide gingen und gar nicht ausſahen, als wären ſie nur gemalt, da kam ihm die Herde ſeiner eigenen Ziegen in den Sinn, und aus alter Gewohnheit rief er jede einzelne bei ihrem Namen.

Da wußte die Prinzeſſin, daß er ein Hirt war, und verwehrte ihm den Zutritt zu ihren Gemächern.

Der Hirt aber dachte: „Meine Frau hat mich nur verſtoßen, weil ich ſo dumm bin.“ Und im Kummer darüber ging er mit einem Stein in der Hand in den Tempel Sarasvatīs, welche den Beinamen Kālī führt, und ſagte zu ihr: „Schenke mir das Wiſſen, Göttin! Hörſt du? Oder ich zerſchlage mich mit dieſem Stein in Stücke, vorher aber dich!“

Als er ſo ſprach, bewirkte es die Menge ſeiner in einem früheren Daſein geſammelten guten Werke, daß die Göttin ihm geneigt wurde. Sie gewährte ihm die Gnade, daß zwiſchen ſeiner und ihrer eigenen Rede hinfort kein Unterſchied ſein ſolle.

Leuchtend durch die Klarheit der in ihn eingegangenen Göttin der Dichtkunſt ging er unten am Palaſte ſeiner Gemahlin hin. Kālīſarasvatī ſtand am Fenſter und rief ihm zu: „Hē nātha! Aſti kaścid vāg-viläſaḥ? (Kannſt du mir eine angenehme Unterhaltung durch deine Redekunſt bieten, Herr?)“

Kaum hatte er das gehört, ſo zeigte ſich die Wirkſamkeit der Gnade, die ihm die Göttin der Rede gewährt hatte. Ohne ſich von ſeinem Platze zu entfernen, trug er ſeine vier

Kunſtgedichte vor, indem er jedes derſelben an eines der Worte anknüpfte, welche ſeine Gemahlin an ihn gerichtet hatte. Und darum beginnt mit a ſt i das Kumāraſaṃbhava, mit k a ś c i d das Mēghadūta, mit v ā g das Raghuvaṃśa, mit v i l ā ſ a das Gedicht, welches von den Beluſtigungen in den verſchiedenen Jahreszeiten handelt und den Titel Ṣaḍṛtuvarṇana („Schilderung der ſechs Jahreszeiten") führt.

Als er das getan hatte, nannte er ſich Kālidāſa,[8] „Kālis Sklave", und indem er dieſen ſeinen Namen bekannt machte, ward er Kālidāſa, der große Dichter.

73. Erzählung

Der Brahmane Puruṣōttama und König Bhōja
oder
Sprich und ſpende zu rechter Zeit

Im Dorfe Śaṅkarāṇā, welches bei der Stadt Dhārā liegt, lebte ein Brahmane Mahīdhara; der hatte einen Sohn namens Puruṣōttama. Obwohl dieſer nun ein großer Dichter war, war er infolge ſeiner in einem früheren Daſein vollbrachten Taten dem Spiel und ähnlichen Laſtern ergeben. Darum brach er einſt um Mitternacht im Auftrage einer Hetäre Ratiſundarī, welche er ſehr liebte, in König Bhōjas [1] Palaſt ein, um darin zu ſtehlen, merkte aber, daß Bhōja munter war, kroch deshalb unter deſſen Bett und wartete. Die Müdigkeit war von dem gelehrten König Bhōja gewichen, und hochgemut über die Größe ſeines Glückes hatte er folgendes Gedicht zu drei Vierteln beendet:

Hab' viele herz'ge junge Fraun,
Verwandte, die mir hold ſind,

8. S. 35,17. 1. S. 1,3.

Darf Freunden, darf den Dienern traun,
Die gern in meinem Sold sind.
Mir lärmt der flinken Rosse Schar,
Die Schar der Elefanten . . .

Während der Erdenbeherrscher Bhōja so stolzgebläht über sein Glück dalag und sich auf seinem Lager hin und her wälzte, indem er immer diese drei Viertel wiederholte, dachte der Mann, welcher sich unter dem Bette befand: „Mag mich nun der König töten oder laufen lassen; aber wenn ich diese Gelegenheit vorübergehen lasse, so kommt sie nicht wieder." Und darum sagte er ein viertes Viertel des Gedichtes her, einen Zauberspruch gleichsam, der bestimmt war, die Hochmutsschlange des Königs zu bannen:

Und schließ' ich nur mein Augenpaar,
Ist gar nichts mehr vorhanden. 2

Als Bhōja diese Worte hörte, welche ihm wie eine Lampe eine Schlange zeigten, legte sich sein Stolz, und er fragte: „Wer bist du?" Da erzählte ihm der andere ausführlich, wer er war und wie es mit ihm stand. Darauf sagte Bhōja zu ihm: „Was für ein Geschäft aber treibst du denn hier, Puruṣōttama! Mit Gelehrsamkeit hat das doch nichts zu tun!" Puruṣōttama antwortete: „Es ist freilich meiner unwürdig, Majestät, und künftig will ich's nicht wieder tun."

Darauf vertrieb sich Bhōja den Rest der Nacht, indem er sich mit ihm über allerhand wissenschaftliche Fragen unterhielt; am Morgen aber legte er die drei von ihm und das eine von jenem gedichtete Viertel seinen Gelehrten

2. In wörtlicher Übersetzung lautet das ganze im Sanskrit vierzeilige Gedicht: „Herzraubende junge Frauen, eine gefügige Verwandtschaft, gute Freunde und Diener, deren Reden Zuneigung in sich schließen; es brüllen die Scharen der Elefanten, flinke Rosse — Beim Schließen des Augenpaars ist gar nichts vorhanden."

vor, und da das Metrum Vasantatilakā war,[3] so ließ er Puruṣōttama der Silbenzahl dieses Viertels entsprechend vierzehn Läkh Goldgulden auszahlen, beschenkte ihn dann noch mit Gewändern und anderen Kostbarkeiten und entließ ihn nach seinem Heimatsort. Und Puruṣōttama ging heim, nachdem angesichts der ganzen Hofversammlung die Schmach seines Lasters von ihm genommen war.

74. Erzählung

Die Krähe
oder
Durch List erreicht man sein Ziel

Auf einem Feigenbaum im Walde Atigahana nistete eine Krähe namens Tuṅgatuṇḍā. Daneben aber wohnte in einer geräumigen Höhle eine Schlange; die stieg Jahr für Jahr auf den Feigenbaum und fraß die Jungen der Krähe. Als diese erkannt hatte, daß die Schlange es war, die ihre Jungen vernichtete, wartete sie ihr listig auf, um ihre Höhle zu erkunden und sich zu rächen. Und wenn die Schlange eine lebendige Maus, einen Frosch oder einen Sperling fing, den jene ihr in ihre Höhle gesteckt hatte, sagte sie: „Wer hat mir diese meine Speise geschenkt?" Die Krähe aber sprach: „Ich bin Eure elende Dienerin, o Herrin, eine Krähe namens Tuṅgatuṇḍā." Auf diese listige Weise nahm sie die Schlange völlig für sich ein. Denn von der List leben die Frauen: das liegt in ihrer Art. Denn:

3. Die Sanskritstrophe enthält vier Zeilen im Vasantatilakā-Metrum, dessen Schema dieses ist: – – ⏑ | – ⏑ ⏑ | ⏑ – – | ⏑ – ⏑ | – ⏑. Der König zahlt für jede der vierzehn Silben des von Puruṣōttama gedichteten Viertels ein Läkh. (S. 13,4.)

Die Gelehrten leben von den Wissenschaften, die Scharen der Kaufleute von den Geschäften, die Herren der Erde von den Steuern, die Lotusäugigen von ihren Listen.

Eines Tages nun, als sie sich dessen versichert, daß sie durch ihre Schlauheit die Schlange völlig betört hatte, bemerkte sie, wie die Königin Saubhāgyasundarī, die Gemahlin des die Stadt Ratnasāra beherrschenden Königs Arisiṃha, sich zum Bade bereitete und ihre Halskette neben sich legte, welche „Goldband" hieß. Da nahm die Verschmitzte das Kleinod, warf es der Schlange in ihre Höhle und setzte sich daneben.

Die Bedienten des Königs waren ihr nachgelaufen, hatten gesehen, wie sie die Halskette hineinwarf, gruben die Höhle auf, um es herauszuholen, und als zuerst die Schlange zum Vorschein kam, schlugen sie sie tot.

Dann nahmen sie das Halsband, welches auf den Grund der Höhle gefallen war, und brachten es ihrem Herrn. Die Krähe Tuṅgatuṇḍā aber zog jetzt, da die Schlange tot war, ihre Kinder in aller Ruhe groß.

75. Erzählung

Der Kaufmann Vasudatta

oder

Die Klugheit

In der Stadt Mēdinīmaṇḍana hatte der König Jayabhadra einen Minister Mantrasāra. Dieser ging einst durch die Straße, an der die Kaufläden standen, und als er sah, wie Vasusāra, der Sohn des Handelsherrn Vasudatta, eben Kandiszucker bekam, schickte er einen seiner Sklaven, um diesen Zucker von Vasusāra auf Borg zu entnehmen,

mußte aber erfahren, daß dieser die Ware ohne Barzahlung nicht hergab. Um sich nun an ihm zu rächen, befahl er einer seiner Sklavinnen, sich in eine Frau aus guter Familie zu verkleiden und schickte sie in Vasusāras Laden, um Betelnüsse, Myrobalanen, Muskatnüsse, Gewürznelken und dergleichen zu holen. Als er dann durch seine Kundschafter erfahren hatte, daß jener sich mit ihr unterhielt, eilte er selbst hin und rief: „Du schlechter Kerl! Du unsittlicher Bursche! Läßt doch selbst eine Hexe fünf Häuser frei. 1 Dich aber hat dein Reichtum so wahnwitzig gemacht, daß du nicht einmal ein Liebesverhältnis mit unseren Leuten aufgeben willst!"

So schalt ihn der Minister heftig angesichts der Bürger und befahl, ihn hinzurichten im Namen des Königs.

Als Vasudatta erfuhr, was geschehen war, eilte er in den Audienzsaal und sagte zum König: „Majestät! Daß mein Sohn für diese Tat hingerichtet wird, verursacht mir keinen Kummer. Das aber betrübt mich sehr, daß mit ihm das Rezept des Perlensäens untergeht, welches nur ihm bekannt ist." Kaum hatte der König das vernommen, so ließ er Vasusāra zurückholen und fragte ihn: „Kennst du das Rezept des Perlensäens?" Da dieser seinen Vater dort stehen sah, konnte er sich denken, daß es sich um eine List desselben handelte, und deshalb sagte er: „Ja!"

Da ließ ihn der König von seinen Fesseln befreien, lud ihn ein, auf einem Sitze Platz zu nehmen und fragte ihn: „Wie gehen denn die Perlen auf?" Vasusāra antwortete: „Das Rezept, o Herr, habe ich schriftlich in einem Buche; ich will es noch einmal durchlesen und Majestät morgen früh mitteilen."

Der König beurlaubte ihn; er ging nach Hause, prägte sich die Weisungen gut ein, die ihm sein Vater erteilte, begab sich am nächsten Morgen zum König und sprach: „Die

1. Als Pesterregerin die Häuser der Vornehmsten. Wohl sprichwörtlich.

Perlen dürfen nicht durchbohrt sein. Sie werden mit einem Zauberspruch besprochen, mit Wasser besprengt, welches unter dem Arcturus gefallen ist, 2 dann auf ein lauteres Feld gesät und gehen dann sicher auf. Der Spruch lautet: ‚Ōṁ! Verehrung dem Großen Herrn! 3 Dem Heilbringer! Dem Allwissenden! Dem Hilfreichen! Dem Großen Gott! Dem Gemahl der Großen Göttin! Ihr Perlen, geht auf! Geht auf! Svāhā!‘ 4 Was weiter zu tun ist, will ich später sagen.“

Als der König das gehört hatte, bemächtigte sich seiner die Habgier; er gab Vasusāra viel Geld, sandte ihn an das Ufer des Flusses Tāmraparṇī, 5 und Vasusāra verschaffte sich dort wirklich reine, undurchbohrte Perlen und kehrte mit ihnen in seine Heimatsstadt zurück.

Als dann das Mondhaus Arcturus aufgegangen war, suchte er nach einem zur Aussaat der Perlen geeigneten Grundstück, indem er den Boden mit der Nase beroch. Aber weder vor noch in der Stadt vermochte er ein solches zu entdecken, bis er zu dem Palast des Ministers kam. Dort sagte er zum König: „Dieser Boden paßt!“

Da befahl ihm der König, sich ihn zu nehmen, und Vasusāra ließ alle die herrlichen Gebäude, welche der Minister dort stehen hatte, von Grund auf niederreißen, ließ den Boden mit dem Pfluge einebnen, ließ Rieselfelder aus ihm machen und sagte dann im geheimen zum König: „Majestät! Die Perlen gehen nur dann auf, wenn die Hand eines Mannes sie sät, welcher sich seit seiner Geburt der Frauen anderer enthalten hat. Nun bin ich leider nicht ein solcher Mann. 6 So beauftrage denn Eure Majestät mit diesem Ge-

2. Der Arcturus gilt den Indern als das fünfzehnte Mondhaus. 3. Śiva, der Gott des Zaubers und Schutzherr der Zauberer und Hexen. 4. Ein Opferruf. 5. Ein seiner Perlen wegen berühmter Fluß. 6. Bezeichnend ist es, daß es dem König Vikramāditya zu ganz besonderem Ruhme angerechnet wird, daß er sich der Frauen anderer enthielt. S. 35,2.

ſchäfte dero Miniſter Mantraſāra, welcher für mein Vergehen über mich die Todesſtrafe verhängt hat."

Der König folgte dieſem Rat, ließ den Miniſter kommen und teilte ihm mit, was jener geſagt hatte. Aber dieſer entſchuldigte ſich und ſprach: „Ein ſolcher Mann bin ich nicht!"

Als das Vaſuſāra hörte, ſagte er zu dem Miniſter: „Ei, Miniſter! Wenn du ſelbſt einen ſittenloſen Wandel führſt, wie kannſt du dann über andere die Todesſtrafe verhängen, die auf nichts ängſtlicher bedacht ſind, als auf ein ſittenreines Leben?"

Der König hörte ſeine Worte und fragte ihn, was ſie bedeuteten, und Vaſuſāra berichtete vor dem König getreulich, wie es ihm ergangen war.

Da rief der Fürſt: „Oho! Der Burſche führt ein ſolches ungerechtes Regiment, als wäre ich gar nicht da!" Und in ſeinem Zorn tötete er den Miniſter und ſetzte Vaſudatta zum Miniſter ein.

Als aber Vaſudatta die Miniſterwürde erlangt hatte, förderte er der Bürger, des Königs und ſeinen eigenen Nutzen — denn er war klüger, als alle anderen — und als ſein letztes Stündlein gekommen war, gelangte er infolge des Guten, das er getan hatte, auf den Pfad des Heils.

Vierte Woge

76. Erzählung

Die Krähen und die Eulen
oder
Trau' keinem Feinde!

In einer tiefen Höhle des Tiefgebirges nistete Caṇḍatuṇḍa mit vielen anderen Eulen. An der Grenze des nahe gelegenen Dorfes Vaṭakūṭa stand ein Feigenbaum mit mächtigen Ästen, auf welchen Raben allenthalben ihre Nester gebaut hatten. Diese Raben samt ihren Jungen töteten die Eulen in der Nacht.

Als Kaṭusvara und die anderen Raben so ihren Untergang vor Augen sahen, versammelten sie sich eines Tages und erwogen: „Leider fliegen diese unsere Feinde in der Nacht umher, und da können wir nicht sehen. Darum können wir nur dann gedeihen, wenn wir ihren Aufenthalt am Tage gehörig erkunden und sie durch eine List ausrotten."

In dieser Absicht begaben sich die Schelmen am Tage nach dem Eingang der Höhle, in welcher sich die Eulen aufhielten, weil sie nicht sehen konnten, stellten sich daselbst auf und warfen viele Insekten, von denen jene sich nähren und die sie in ihren Schnäbeln herbeigebracht hatten, in die Höhle hinein.

Und als die Eulen fragten: „Wer hat uns diese Speise zugeworfen?" riefen die Raben: „Wir, Kaṭusvara und eure anderen Sklaven." In der Nacht aber, während die

Eulen auf ihren Streifzug ausgeflogen waren, machten die Raben für sie aus weggeworfenen zerrissenen Kleidern, Baumwollentüchern, Baumwolle, Gras, Holzstückchen und ähnlichem ein Lager zurecht, und als die Eulen zurückkamen und fragten: „Wer hat uns dieses Lager bereitet?", da sagten die Schelmen: „Wir, eure Sklaven", und führten sie auf diese Weise gewaltig hinters Licht. Denn:

> Unter den Vögeln ist der Rabe der Schelm, und unter den Säugetieren der Schakal; unter den Männern ist der Barbier der Schelm, und unter den Frauen ist als solcher die Hetäre bekannt.

Um's kurz zu machen: die Eulen ließen sich durch die Listen der Raben dermaßen betören, daß sie sie für ihre ihnen in Liebe ergebenen Diener hielten.

Als die Raben aber merkten, daß die Eulen ihnen volles Vertrauen entgegenbrachten, nahmen sie eines Tages, als sich jene mit ihren Familien im Hause befanden, die Gelegenheit wahr, versperrten seinen Eingang mit Dornen, holten in ihren Schnäbeln Feuer, schleuderten es in die Höhle und brachten auf diese Weise alle ums Leben.

Und von Stund' an ging es den Raben gut.

77. Erzählung

Eule und Möwe

oder

Diene keinem schlechten Freund und wohne nicht an unpassendem Ort

Als einst eine Möwe namens Kēlitīlaka auf ihrem Flug nach dem Mānasa-See begriffen war, ließ sie sich eines Abends durch die inständigen Bitten einer Eule bewegen, auf einem Feigenbaum zu rasten. Die Eule aber wollte

ihre Freundin nicht ziehen lassen, und nachdem sie darum, dem Aussehen nach einem nächtlichen Unhold gleichend, Würmer und andere Nahrung herbeigebracht und die Möwe damit bewirtet hatte, unterhielten sich beide noch eine Weile, und schließlich begab sich die Möwe im Neste der Eule zur Ruhe, welches diese ihr zeigte.

In derselben Nacht nun ließ die Eule ihren Schrei nach Süden ertönen,[1] um so für Wanderer, welche dort vorübergingen, ein böses Vorzeichen zu schaffen, worauf sie sich im hohlen Stamm des Feigenbaumes verbarg. Die Wanderer meinten, daß der erste Laut, den sie nach ihrem Aufbruch zu hören bekamen, der Schrei des Rabenfeindes war, sei alles andere, als ein günstiges Vorzeichen, und da unter ihnen einer war, der die Kunst verstand, nach dem Schall zu treffen,[2] so schoß er einen Pfeil danach ab. Da aber die Eule in die Höhlung des Stammes gekrochen war, welche das Nest enthielt, in dem sich die Möwe befand, so wurde diese von dem Pfeil durchbohrt.

78. Erzählung

Vallabhas Tochter
oder
Der Trug

In dem Dorfe Bhambhalāvāsa lebte ein Hirt namens Phāmaṇa. Der hatte eine Tochter, welche Dhiṣaṇā hieß und infolge der großen Menge ihrer in einem früheren Dasein gesammelten guten Werke sehr klug war.

Eines Tages nahm der Hirt einen holzbeladenen, mit einem prächtigen Stier bespannten Wagen und fuhr mit

1. Der Süden ist die Himmelsgegend Yamas, des Todesgottes.
2. S. 21,6.

ihm nach einer nahen Stadt, um in dieſer das Holz zu verkaufen. Als er ſo auf einem Platze hielt, ſah ihn der Städter Sōmaṇa, ein Meiſterſchelm, und fragte ihn: „Was koſtet denn der Wagen?“ Der Einfaltspinſel nannte ihm den Preis des „Wagens“. Da rief der Schelm die Bürger zu Zeugen an, bezahlte die genannte Summe und nahm den Wagen ſamt Holz und Stier an ſich, und Phāmaṇa kehrte ganz verblüfft nach Hauſe zurück.

Dort erzählte er ſeiner Tochter ſein Erlebnis, wie es ſich zugetragen hatte. Sie antwortete ihm: „Nur Mut, Väterchen!“ nahm genau ſo einen Wagen und hielt mit ihm auf demſelben Platze, und der Schelm ſah ſie und fragte ſie, wie er ihren Vater gefragt hatte. Sie ſagte: „Mit einer Hand Seſamkörner iſt er reichlich bezahlt.“ Als er aber die Hand voll Seſamkörner darbot, ergriff ſie ſeine Hand und ſagte: „Wart, du Schelm! Jetzt ſchneide ich dir die Hand am Handgelenk ab und nehme ſie, gerade ſo wie du den Wagen genommen haſt.“

Miteinander ſtreitend traten ſie vor den König; und der König ſagte: „Nach der Analogie des Falles mit dem Wagen gehört ſeine Hand vom Gelenk an unzweifelhaft ihr.“ Und ſo mußte der Schelm auf Befehl des Königs nicht nur das Löſegeld zahlen, welches ſie verlangte, ſondern mußte auch den Wagen und den Stier zurückgeben, die er ſich vorher angeeignet hatte. Weil ſich aber der König über die Klugheit des Mädchens freute, ſo beſchenkte er es mit Gewändern und anderen Gaben, und dann kehrte es nach Hauſe zurück.

79. Erzählung

Der Holzträger Karaṇa

oder

Eine Beschränkung, die man auf sich genommen hat, muß man halten

In der Stadt Kanakāvatī lebten ein König Hariṣēṇa und ein Holzsammler Karaṇa.

Einst war der Holzsammler in den Wald gegangen, um Hölzer zu holen. Da sah er unter einem Aśōkabaum einen Mönch sitzen, welcher ihm wie die verkörperte Religion erschien, und da er merkte, welch edlen Mann er vor sich hatte, so blieb er bei ihm stehen. Da der Mönch anderen zu helfen begehrte, so belehrte er ihn über die Keuschheit. Der Holzsammler fühlte sich außerstande, deren Erfordernisse streng einzuhalten, nahm aber wie einen Wunschedelstein [1] die Beschränkung auf sich, in der Vollmondsnacht die Keuschheit zu wahren, und ging dann nach Hause.

Eines Tages hatte er eine Tracht Holz gesammelt und trug sie dahin. An der Mauer eines herrlichen Hauses legte er seine Last nieder, um zu rasten. Da sah er die Hetäre Surūpā stehen, holdselig wie die Gemahlin des Liebesgottes, [2] und dachte: „Ach, ich bin nicht imstande, meinen Leib zu ernähren, muß jahraus jahrein Lasten tragen und muß den Genuß irgendeines Weibes entbehren; andere aber tragen die Last des Goldes und dürfen sich mit diesem herrlichen Mädchen ergötzen. Und ich bin doch ein Mann so gut wie sie! Darum ist nichts erbärmlicher als ich, der ich weder Geld noch Wohnung noch Geräte besitze. Denn:

Nicht für die Religion bin ich geschaffen, weil ich an ihrer Ausübung keinen Gefallen finde; nicht

1. Ein Edelstein, der wie Wunschbaum, Wunschliane, Wunschkuh und Wunschtopf alle Wünsche erfüllt. 2. Rati; s. 1,9.

für den Gelderwerb, denn ich bin ein armer Schlucker. Auch die Liebe ist nur für die Reichen; wie käme ich dazu? Und wie käme irgendeiner zur Erlösung? Wer bin ich also, und weshalb bin ich hier erschaffen? Halt! Jetzt weiß ich, warum! Damit das Wort derjenigen Leute einen Sinn habe, welche die Redensart gebrauchen, daß es auch unter den Lebenden Tote gibt.

Und einer von den Toten, die es unter den Lebenden gibt, bin leider auch ich!"

Bei diesem Gedanken packte ihn heftiger Gram.

Einst ging er wieder zur Regenzeit nach dem Walde, um Holz zu holen. Da sah er, wie in einem hochgeschwollenen Flusse ein Holzklotz dahinschwamm. Er zerkleinerte ihn mit seiner Art, machte eine Tracht aus den Stücken zurecht und trug sie durchs Stadttor, als der Parfümeur Jinadāsa, ein Jaina-Laie, ihn bemerkte. Da er ein ehrlicher Geschäftsmann war, so sagte er zu dem Holzsammler: „Das ist Sandelholz," und kaufte ihm seine Bürde für tausend Goldgulden ab.

Der Holzsammler ging mit diesen tausend Gulden nach dem Hause der Hetäre Surūpā und bezahlte das Geld, um in demselben zu wohnen. Sie nahm das Geld, badete, salbte und schmückte ihn, hieß ihn sich einstweilen ans Fenster setzen und entfernte sich, um sich selbst zu schmücken.

Während er nun dort saß, erkannte er nach des Mönches Unterweisung am Sonnenuntergang und Mondaufgang, daß die kommende Nacht die Vollmondnacht war. Da gedachte er seines Gelübdes, ließ sein eigenes Geld und die Gewänder und den Schmuck im Stiche, welche der Hetäre gehörten, zog sein eigenes Kleid an, entfernte sich unter dem Vorwand eines körperlichen Bedürfnisses und schlief irgendwo in einer Marktbude.

Als die Hetäre erfuhr, daß er gegangen war, entfernte

sie sich gleichfalls, ging zum König und erzählte ihm dieses Begebnis; denn sie fürchtete, irgendein Beamter des Königs oder ein anderer, der sich fälschlich für ihren Liebhaber ausgegeben, wolle sie ins Unglück stürzen.

Am nächsten Morgen ließ König Hariṣēṇa alle Lastträger zusammenkommen, und Surūpā erkannte unter ihnen den Holzsammler. Auf des Königs Frage erzählte er alles, was ihm zugestoßen war, seitdem ihm der Mönch jene Beschränkung auferlegt hatte. Als der König dies gehört hatte, schätzte er sich glücklich, in seiner Stadt einen so ehrlichen Kaufmann zu haben, wie Jinadāsa, ließ ihn kommen und machte ihn zum Stadtkaufmann. 3 Dem Holzsammler aber schenkte er ein Vermögen und die Hetäre Surūpā dazu.

Da dachte Karaṇa: „Wie mächtig ist die Wirkung einer solchen Beschränkung!" Und dann genoß er mit der Hetäre sein Glück.

Später aber nahm er bei demselben Mönch, welchen er wieder traf, die Mönchsweihe und wurde erlöst.

80. Erzählung

Vikramāditya
oder
Das Mitleid

Einst in der kalten Jahreszeit wurde Vikramāditya 1 von einem ungefügen Roß in den Wald entführt. Das Roß starb; der König aber verbrachte die Nacht vorsichtig wachend unter einem Baum.

Ein Yakṣa, 2 welcher diesen Wald bewohnte, dachte bei sich: „Das ist Vikramāditya, von welchem man rühmend

3. S. 9,3.
1. S. 35,1. 2. S. 29,4.

ſagt, daß ihn Furcht nur bei anderer Menſchen Unglück beſchleiche. Darum will ich ihn einmal auf die Probe ſtellen."

Und ſogleich erblickte der König vor ſich eine alte, entſetzlich magere und vor Froſt zitternde Kuh. Da dachte er: „Die arme, herabgekommene Kuh wird in dieſer Kälte umkommen." Und er bedeckte ſie mit ſeinem Mantel und bewachte ſie mit dem Schwert in der Hand, als plötzlich ein furchtbarer Löwe an dieſen Ort kam. Als dieſer zum Sprunge anſetzte, um ſie zu töten, ſagte der König zu ihm:

„Wie kannſt du dir einbilden, du könnteſt ſie töten, wenn ich ihr Beſchützer bin?"

Der Löwe entgegnete:

„In dieſer entſetzlichen Kälte muß die Kuh auf alle Fälle ſterben. Ich aber muß auch ſterben; denn ich hungere ſeit ſieben Tagen und lechze nach dem Genuß von Fleiſch. Darum gib mir ſie und erhalte mich dadurch am Leben. Auf dieſe Weiſe wirſt du das Gebot, anderen zu helfen, ſinngemäß erfüllen."

Der König ſprach:

„Dieſe Kuh mag ſterben oder am Leben bleiben; dir aber, Löwe, werde ich ſie nicht ausliefern. Doch höre! Wenn du es auf Fleiſch abgeſehen haſt, ſo ſteht dir dieſer mein eigener Leib zur Verfügung."

Darauf antwortete der Löwe:

„Du, o König, biſt der fünfte Welthüter.[3] Bleibſt du alſo am Leben, ſo wirſt du wie ein Vater den Bewohnern der Erde Gutes tun. Da ich nun auch unter dieſe gehöre, ſo tu auch mir Gutes, indem du mir dieſe Kuh ſchenkſt."

Der König aber erwiderte:

„Mit meinem eigenen Leibe will ich dir ja Gutes tun." Und damit gab er ihm ſeinen Körper preis.

Als aber der Löwe herankam, ihn zu töten, und der König geſenkten Hauptes ſtehen blieb, fiel ein Blumenregen

3. S. 25,3.

auf ihn herab. Kuh und Löwe waren verschwunden; vor dem König aber stand der Gott, ihm leibhaftig erscheinend, und erzählte ihm, was er gedacht und getan. Dann trug er den Fürsten nach seiner Residenz und verschwand.

Der König aber erzählte am nächsten Morgen seinen verwunderten Ministern und anderen ihm nahestehenden Personen dieses Erlebnis und lebte glücklich, wie bisher.

81. Erzählung

Der Räuber Rauhiṇēya
oder
Man soll das Wort des Arhats hören

In der Stadt Rājagṛha regierte der König Śrēṇika, 1 und Abhaya 2 war sein Minister. Dort wohnte in einer gewaltigen Schlucht des Vaibhāragebirges ein Räuber namens Rauhiṇēya und beraubte nach Herzenslust Rājagṛha. Sein Vater Lōhakhura aber hatte ihm auf dem Totenbett verboten, Vīras Wort zu hören. 3

Eines Tages kehrte Rauhiṇēya von einem Raubzug nach seiner Burg zurück, und als er unterwegs erfuhr, daß der Heilige dorthin gekommen war, dachte er: „Gehe ich auf diesem Wege, so muß ich Vīras Worte hören und also meines Vaters Verbot übertreten. Ein anderer Weg aber ist nicht vorhanden." So schlug er also doch diesen Weg ein, hielt sich jedoch mit beiden Händen die Ohren zu. Auf einmal trat er sich einen Dorn in den Fuß; und da er es

1. S. 2,2. 2. Śrēṇikas Sohn und Minister. 3. Vīra = Jina; s. 2,6. Da Vīras Wort vor allem die Schonung anderer gebietet, so würde der Übertritt zum Jinismus Rauhiṇēya von dem in der Familie stets vom Vater auf den Sohn vererbten Räuberhandwerk abbringen.

eilig hatte, aus seinem Fuße den Dorn zu entfernen, weil er keinen Schritt zu gehen vermochte, solange dies nicht geschehen war, zog er mit der einen Hand den Dorn heraus. Da aber drang ihm die eine Meile weit reichende, der Sprache aller Lebewesen gleichende, 4 durch fünfunddreißig Vorzüge anziehende Rede des Heiligen ins Ohr:

„Die Götter zwinkern nicht mit den Augen, bewirken, was andere nur mit dem Geiste ausführen können, tragen unverwelkliche Blumenkränze und schweben vier Fingerbreiten über der Erde: so sagen die Jina."

„Ich sollte mich schämen," dachte Rauhiṇēya, „daß ich doch so viel angehört habe!" Und er gab sich redliche Mühe, zu vergessen, was jener rezitiert hatte; aber es wollte ihm nicht gelingen.

Als er nun fortgesetzt durch seine Räubereien den Bürgern schweren Schaden zufügte, meldeten diese es dem König, und der König teilte es dem Polizeimeister mit, indem er ihn heftig tadelte. Der Polizeimeister entgegnete: „Majestät! Wir haben die Straße besetzt und warten; inzwischen geht der Räuber Rauhiṇēya einher wie der Wind. Darum bin ich nicht imstande, ihn zu fangen."

Da sagte der Minister Abhaya: „Laß die Stadttore schließen und umstelle die Stadt von außen mit einem viergliedrigen Heere. 5 Dann warte, und wenn der Räuber die Mauer herabspringt, dann muß er dir in die Hände fallen."

Der Polizeimeister wartete, wie ihm geheißen, und Rauhiṇēya, welcher von der Umzingelung der Stadt nichts ahnte, kam auf dem vorausgesagten Wege, wurde festgenommen und dem Könige vorgeführt.

Der König befahl, ihn hinzurichten; Abhaya aber sagte:

4. Vgl. das Pfingstwunder („Zungenreden"). — S. die Beschreibung der Predigt Viras im Aupapātikasūtra, § 56. 5. Viergliedrig, weil aus Elefanten, Wagen, Reitern und Fußvolk bestehend.

„Da er keine Diebesbeute bei sich hat, o Herr, so darf er noch nicht bestraft werden; seine Bestrafung darf erst nach einer Untersuchung erfolgen.“ Darauf fragte der König den Gefangenen: „Wer bist du?“ Dieser antwortete: „Majestät! Ich bin ein Häusler, heiße Durgacaṇḍa und wohne in Śāligrāma. Ich war in die Stadt gekommen, weil ich in ihr zu tun hatte; als ich sie aber dann versperrt fand, packte mich die Angst, ich sprang über die Mauer, und als ich weitergehen wollte, wurde ich von den Wächtern festgenommen. Ich bin kein Räuber; ich bin unschuldig.“

Als er sich so verteidigte, ließ ihn der König ins Gefängnis werfen und schickte einen Spion nach Śāligrāma. Der Kundschafter ging hin und befragte die Leute über diese Geschichte. Da die Dörfler aber vorher von dem Räuber angewiesen worden waren, was sie gegebenenfalls zu sagen hätten, so antworteten sie ihm: „Durgacaṇḍa wohnt hier und ist in Geschäften nach einem Dorfe gegangen.“

Der Spion kam zurück und berichtete dies. Abhaya aber dachte, als er den Bericht hörte: „Es ist schwer, über einen Betrug hinwegzukommen, der so breit angelegt ist.“ Darauf ließ er Rauhiṇēya trunken machen, ihn mit seidenen Gewändern bekleiden und auf einem Bette niederlegen, welches von Frauen umgeben war, die schön wie Göttinnen waren, und welches in einem siebenstöckigen Palaste stand, der einem Himmelspalaste glich.

Nach und nach verließ Rauhiṇēya der Rausch; und während er verwundert den himmlischen Prunk betrachtete, der ihn umgab, begrüßten ihn die Frauen nach Abhayas Weisung mit Glückwünschen, indem sie ihm zuriefen: „Sei siegreich! Sei siegreich! Freue dich! Freue dich!“ Und dann sagten sie zu ihm: „Hier in diesem Himmelspalaste, o Gott, bist du ein Unsterblicher geworden. Wir, die du hier siehst, sind deine Sklavinnen, und jene Apsaraſen sind deine Gemahlinnen. So erfreue uns denn durch deine Befehle! Er-

götze dich mit jenen Apsarasen. Dies alles haben dir deine guten Werke gebracht."

Während nun diese Frauen vor ihm tanzten, sangen und musizierten, trat ein Türsteher vor ihn, welcher einen goldenen Stab trug und zu ihm sagte: „Majestät! Die Schaustellung magst du dir später ansehen; erst mußt du folgender Satzung des Himmels genügen. Wer nämlich hier zum Gotte wird, muß erst bekennen, was er in seinem vorigen Dasein Gutes und Böses getan hat; dann erst darf er sich den Genüssen hingeben. Darum tue also!"

Als Rauhiṇēya diese Worte vernommen hatte, dachte er: „Ich bin doch Rauhiṇēya, der Sohn des Lōhakhura und der Rōhiṇī, und bin nicht gestorben. Also ist das sicherlich eine Falle, welche mir dieser Abhaya gestellt hat, um mich zu fangen." Und mit Hilfe jener Prākrit-Strophe, die er seinerzeit gehört hatte und die ihm jetzt wieder einfiel, erkannte er bestimmt, daß es sich um einen Betrug handelte; denn er sah, wie die Leute seiner Umgebung mit den Füßen die Erde berührten, wie ihre Körper mit Schweiß befleckt[6] und die Kränze, welche sie trugen, welk waren, und wie ihrer aller Augen zwinkerten. Und darum sagte er: „Ich habe in meinem vorigen Dasein auf die sieben Felder Geld ausgesät;[7] ich habe einen religiösen Lebenswandel geführt, der in Freigebigkeit, Keuschheit, Askese und Läuterung der Seele bestand, und habe Śatruñjaya und die anderen großen Wallfahrtsorte als Pilger besucht." Als er dies sagte, sagten sie wieder zu ihm: „Dies ist wahr, o Herr; nun aber beichte auch deine bösen Taten, ob du

6. Eine andere in Sanskrit abgefaßte Strophe, welche sich in der Erzählung Hēmacandras befindet, gibt nämlich als Götterzeichen „Freisein von Schweiß und Staub". Hēmavijaya folgt also hier einer dem Hēmacandra-Text entsprechenden Erzählung, hat aber eben eine Prākrit-Strophe für die Sanskrit-Strophe eingesetzt, die etwas abweicht. 7. S. 71,2.

gestohlen, die Ehe gebrochen oder sonst etwas Derartiges getan hast." Da antwortete er: „Da ich nur mit Guten [oder: mit Mönchen] verkehrte, so habe ich niemals gestohlen noch sonst etwas Böses der Art getan."

Man berichtete nun dem Minister, was er gesagt hatte; der Minister aber, welcher ganz nach den Vorschriften der Staatskunst verfuhr, sagte zu dem König: „Wer selbst durch eine solche List nicht zu fassen ist, der muß freigelassen werden, und sollte er selbst der Räuber sein"; und der König ließ Rauhiṇēya frei.

Dieser aber dachte: „Wie übel war meines Vaters Weisung, die mich so lange Zeit um die Worte des Heiligen betrogen hat, welche dem Göttertranke gleichen! Denn ein einziges Mal habe ich widerwillig das Wort des Vira gehört, und dieses Wort hat mich einem Schiffe gleich über den Strom der Klugheit des Ministers Abhaya gesetzt. Nun will ich aber auch richtig hören, was der Heilige gesagt hat, und will mein Leben dadurch fruchtbar machen."

Darauf unterrichtete er Śrēṇika über seinen Namen, seine Familie und seine Taten, lieferte ihm das in den Höhlen des Gebirges und anderen Verstecken aufgestapelte Gut der Bürger aus, ward bei dem Vira Mönch und kam in den Himmel.

82. Erzählung

König Śrēṇika
oder
Die Bescheidenheit

In der Stadt Rājagṛha herrschte einst König Śrēṇika.[1] Dieser wollte einst seiner Hauptgemahlin Cillaṇā eine ganz

1. S. 2,2.

besondere Ehre erweisen und befahl darum seinem Minister Abhaya, ihr einen Palast bauen zu lassen, welcher nur auf einer Säule ruhte; und der Minister sandte einen Zimmerer in den Wald, um das nötige Holz zu besorgen.

Der Zimmerer ging, und als er nach geeignetem Holze Umschau hielt, sah er einen großen, mit Glückszeichen versehenen Baum und dachte: „Ein solcher Ort ist unbedingt von einem Gott bewohnt."

Diesen zu verehren, brachte er ihm Räucherwerk und anderes dergleichen dar und fastete,[2] und der Gott, welcher seinen Wohnort zu verlieren fürchtete, begab sich zu Abhaya und sagte zu ihm: „Ich selbst will ein auf einer Säule ruhendes Schloß bauen, welches ich mit Bäumen schmücken will, die immer und zu jeder Jahreszeit Blüten und Früchte tragen sollen. Laß also den Zimmermann aus dem Walde zurückrufen, welcher sich anschickt, meine Wohnung zu fällen."

Da ließ Abhaya den Zimmermann zurückkommen, indem er sagte: „Meine Absicht hat sich erfüllt." Der Gott aber baute einen solchen Palast, und Cillaṇā wohnte fortan in ihm und war glücklich, indem sie mit Śrēṇika die Blumen, die Früchte und die sonstigen Herrlichkeiten genoß.

Nun wohnte in derselben Stadt ein Caṇḍāla,[3] das Oberhaupt seiner Kaste; über dessen Frau kam ein Schwangerschaftsgelüste[4] nach Mangofrüchten, und darum bat sie ihren Mann, ihr welche zu holen. Er sagte: „Wo gäbe es deren jetzt außer ihrer Zeit?" Seine Frau zeigte sie ihm in Cillaṇās Garten. Als es Nacht wurde, ging er hin, und indem er seinen Beugungszauber anwandte, pflückte er die Früchte aus der Ferne.

Als Cillaṇā am nächsten Morgen ihren Mangobaum

2. Die Inder fällen die Bäume nicht, ohne ihnen vorher göttliche Ehren zu erweisen. 3. S. 5,5. 4. S. 6,3.

der Früchte beraubt sah, teilte sie dies tiefbetrübt Śrēṇika mit, und dieser sprach mit Abhaya, damit der dem Diebe nachspürte. Abhaya sagte: „Den Dieb, Majestät, werde ich bald zur Stelle schaffen!" Und Tag für Tag streifte er von nun an in der Stadt umher.

Eines Nachts nun veranstaltete eine Gesellschaft von Spielern, Ehebrechern, Dieben und Menschen, welche nach Fleisch begierig sind, ein Konzert. Da ging er hin, und bis die Tänzer kamen, erzählte er den Versammelten folgende Geschichte.

Edelmut in der Hochzeitsnacht

Ein alter, armer Kaufmann in Vasantapura hatte eine Tochter, die Śrīmatī hieß und eine alte Jungfer war. Um sich einen Freier zu sichern, verehrte sie beständig den Gott der Liebe mit Blumen, die sie sich zusammengestohlen hatte.

Da verbarg sich eines Tages der Gärtner, um den Blumendieb zu fassen, und als sie wieder Blumen holte, nahm er sie fest und bat sie, ihm zu Willen zu sein. Sie antwortete: „Guter Mann! Ich bin eine Jungfrau, und kein Mann darf mich berühren." Da sagte er: „So will ich dich loslassen, wenn du nach deiner Hochzeit zuerst nach mir begehrst." Sie nahm das an und entfernte sich, und als sie sich vermählt hatte, teilte sie am ersten Tage heimlich ihrem Gatten mit, welches Versprechen sie gegeben hatte.

Dieser war erstaunt, wie treu sie Wort hielt, und mit seiner Einwilligung verließ sie sein Haus, angetan mit Geschmeide, welches aus Edelsteinen, Perlen und Gold bestand, und mit herrlichen Gewändern; als sie aber ihres Weges dahinging, ward sie von Räubern angehalten. Sie erzählte ihnen, was sie versprochen hatte, und sagte: „Wartet darum, liebe Brüder, bis ich wiederkomme; dann will ich mich eurem Wunsche fügen." Da ließen die Räuber sie

los, und als sie fürbaß ging, trat ihr ein Rākṣasa 5 entgegen, dessen Leib vor Hunger ganz dünn geworden war. Diesem sagte sie dasselbe, ging dann in den Garten und sagte zum Gärtner: „Da bin ich!"

Da dachte der Gärtner: „Sie ist keusch wie selten eine!" Und darum behandelte er sie wie eine Schwester, verehrte ihr Blumen, Früchte und Blätter und entließ sie.

Als sie zu dem Rākṣasa kam, welcher noch an derselben Stelle stand, erzählte sie getreulich, wie es ihr mit dem Gärtner ergangen war. Da dachte der Rākṣasa: „Fresse ich sie, so bin ich unedler, als selbst ein Gärtner"; und so gab er sie wie jener frei.

Sie kam zu den Räubern, welche auf den Weg spähten, auf dem sie kam, und gleichfalls an derselben Stelle warteten, und erzählte ihnen, wie Gärtner und Rākṣasa sie behandelt hatten. Da dachten die Räuber: „Wenn wir ihr ihr Geschmeide und ihren übrigen Schmuck rauben, so sind wir doch noch gemeiner als ein Gärtner und ein Rākṣasa!" Und darum entließen auch sie die junge Frau in allen Ehren, und sie kehrte zu ihrem Gatten zurück, erzählte ihm, wie es ihr mit jenen allen ergangen war, und indem sie sich mit ihm der Freude hingab, machte ihr Gemahl sie zur Herrin seines Hauses.

Darauf fragte Abhaya die Leute: „Wer hat wohl das Schwerste vollbracht, der Gatte, die Räuber, der Rākṣasa oder der Gärtner?"

Da sagten einige, welche die Eifersucht plagte: „Ihr Gatte hat das Schwerste vollbracht; denn er hat seine Frau, die er eben erst geheiratet hatte, einem andern Manne zugeschickt."

Andere, welche der Hunger plagte, meinten: „Der Edle war der Rākṣasa, der sie trotz seines Hungers nicht verzehrte."

5. S. 39,5.

Andere wieder — die Schürzenjäger — gaben zur Antwort: „Der Gärtner war dieſen über; denn er genoß ſie nicht, obwohl ſie freiwillig in der Nacht zu ihm gekommen war."

Der Dieb aber rief: „Die Räuber verdienen den Preis. Denn ſie ließen die Neuvermählte laufen, ohne ihr ihr Geſchmeide abzunehmen."

Daran erkannte Abhaya, daß dieſer und kein anderer der Dieb der Mangofrüchte war, und fragte ihn: „Wie haſt du's denn fertiggebracht, die Mangofrüchte zu pflücken?" Und der Dieb erzählte, welches Mittel er verwendet hatte. Da teilte Abhaya dem König mit: „Das iſt der Dieb!"

Schon wollte der König in ſeinem Zorn befehlen, ihn hinzurichten, als der Miniſter ihm riet, ſich von ihm ſeine Zauber geben zu laſſen.

Der Caṇḍāla ſtand vor dem König, welcher auf ſeinem Throne ſaß, und ſagte die beiden Zauber, den Beugungszauber und den Hebezauber,6 her. Als ſie aber dem Könige nicht in ſeinen Geiſt übergingen, rief dieſer drohend: „Du rezitierſt ſie falſch!" Abhaya dagegen ſprach: „Laß dieſen, o Herr, ſich auf deinen Sitz ſetzen und ſtelle du dich auf die Erde; nur dann werden die beiden Zauberſprüche fruchten, ſobald er ſie hergeſagt hat."7

So wurde es gemacht, und die beiden Zauber gingen richtig auf den König über. Da der Caṇḍāla aber des Königs Lehrer geworden war, weil er ihn die beiden Wiſſenſchaften gelehrt hatte, ſo erwirkte der Miniſter ſeine Begnadigung, und er kehrte nach Hauſe zurück.

6. In den anderen Faſſungen der Geſchichte wird nämlich erzählt, daß der Caṇḍāla durch einen Hebezauber die Äſte des Mangobaums wieder emporhob. 7. Der Ehrenſitz gebührt dem Lehrer. Nur wenn er ihn einnimmt, iſt ſeine Lehre wirkſam.

83. Erzählung

Wie die Bauern im Streit zwischen Möwe und Raben falsches Zeugnis ablegten, ohne daß es ihnen genutzt hätte

Ein Möwenmännchen namens Akarāla lebte mit seinem Weibchen in einem perlengeschmückten See. Als die Regenzeit herannahte, bemerkte es einst, daß sich das Wasser desselben trübte, machte sich darum mit seinem Weibchen nach dem Mānasa[1] auf und rastete unterwegs auf einem Feigenbaum, welcher auf dem Berge Kaṭakūṭa stand.

Ein Rabe, der auf diesem nistete, bot ihm Willkommen und fragte es, wohin die Reise gehe, und das Männchen erwiderte: „Ich verlasse die Welt der Sterblichen, in welcher jetzt überall das Wasser verunreinigt ist, und begebe mich nach dem Göttersee, dessen Wasser immer klar bleibt."

Da sagte der Rabe: „Hier bei diesem Feigenbaum, bester der Vögel, siehst du eine Wasserfläche, die stets reines Wasser enthält, mit blühenden Lotusblumen bedeckt und gleichsam eine Tochter des Mānasa ist. Nimm darum deine Wohnung auf diesem Feigenbaum, spiele in dem Teiche und verbringe hier gemächlich die Nacht der Regenzeit."

Der Möwe leuchtete das ein; sie blieb dort und befand sich wohl dabei. Als aber die Regenzeit vorüber war und sie sich entfernen wollte, sagte der Rabe zu ihr:

„Willst du gehen, Möwe, so geh! Was aber fällt dir denn ein, daß du diese meine reizende Frau mit dir nehmen willst?"

Das Männchen entgegnete:

„Narr! Dieses Möwenweibchen ist meine Frau. Wie kämst auch du zu einem solchen Liebchen, der du schwarz bist, als wärest du aus Büffelhorn zusammengefügt?!"

1. S. 21,5.

„Ei Möwe! Ich habe dich durch meine Macht beſchirmt, und mich, deinen Wohltäter, willſt du jetzt verletzen, indem du mir mein Liebchen entführſt! Und können denn ſchwarze Gatten nicht weißgliedrige Frauen haben? Drum laß mir dieſe meine Liebſte hier, und du magſt gehn, wie dir's beliebt."

Während ſich die beiden ſo ſtritten, kamen ſie endlich überein, die Bewohner eines in der Nähe gelegenen Dorfes als Schiedsrichter anzurufen. Unter irgendeinem Vorwand aber flog der Rabe vorher in das Dorf und rief den Bauern zu:

„Wenn ihr Bauern nicht dafür ſorgt, daß mir das Möwenweibchen ausgeliefert wird, ſo hacke ich euren kleinen Kindern und eurem vierfüßigen Getier die Augen aus und füge euch noch andern gewaltigen Schaden zu."

Da fürchteten ſich die Bauern und verſprachen, ſeinen Worten zu gehorchen, und dann kamen die drei Vögel in das Dorf.

Die Möwe und der Rabe erzählten jeder den Bauern ihr Leid, und dieſe Böſewichter berieten ſich miteinander und ſprachen:

„Da recht gut ſchwarze Gatten, wie z. B. Nārāyaṇa,[2] weißgliedrige Gemahlinnen haben können, wie z. B. Kamalā,[3] ſo iſt dieſes weiße Möwenweibchen die Frau des Raben."

Und damit zwangen ſie das Möwenmännchen, dem Raben ſein Weibchen auszuliefern. Als das aber geſchehen war, da weinten die Vögel alle drei. Ein bejahrter Rabe kam dazu und ſprach:

„Daß die beiden Möwen klagen, iſt verſtändlich; denn beide grämen ſich, weil ſie voneinander ſcheiden müſſen. Warum aber weinſt du, Rabe, da du doch das Möwenweibchen bekommen haſt?"

2. = Kṛṣṇa, „der Schwarze"; ſ. 28,2. 3. S. 18,2.

Da antwortete der Rabe:

„Ich weine über dieſe Halunken. Denn ſie wußten ſehr wohl, daß dieſe die Frau des Möwenmännchens iſt; aber weil ſie nur auf den eigenen Vorteil bedacht waren, beugten ſie das Recht und ſprachen ſie mir zu."

Und nachdem er ſie ſo beſchimpft hatte, gingen ſie alle, ein jeder an ſeinen Ort.

84. Erzählung

Gaṅgā, die Frau des Rādſchpūten Puruṣōttama
oder
Die Schliche der Weiber

In der Stadt Bahulāvāſa lebte der Rādſchpūt [1] Puruṣōttamā mit ſeiner Hausfrau Gaṅgā. Dieſe führte ein recht freies Leben, und als ihr Gemahl einmal in die Fremde gegangen war, entnahm ſie aus dem Laden Śrīmitras und Śrīdattas, zweier Kaufleute, deren erſter der Vater des zweiten war, Kleider, Getreide, Butter, Öl, Sirup und viele andere Waren — auf Borg.

Eines Tages begab ſich der Vater Śrīmitra in ihr Haus, um für alle dieſe Waren den Preis einzukaſſieren, und bat die junge, ſchöne Frau um ſein Geld. Das konnte ſie nicht geben; da ſie aber mannstoll war, ſo traf ſie ihn mit ihren leidenſchaftlichen Blicken wie mit Pfeilen, bis ſie ihn nach und nach gefangen hatte und mit dem verliebten Buhlen in immer neuen Genüſſen ſchwelgte.

Weil er nun in ſie verliebt war, ſo ſchämte er ſich, ihr ſein Geld abzufordern, und ſchickte ihr ſeinen Sohn Śrīdatta ins Haus, um es einzukaſſieren.

Kaum aber war dieſer zu ihr gekommen, als ſie ihn durch

1. Die Rādſchpūten, „Königsſöhne", bilden eine Kriegerkaſte.

verliebte Winke und Bewegungen gleichfalls zu ihrem Sklaven gemacht hatte, so daß er sich wie sein Vater keinen Zwang antat, sondern mit ihr der Lüste genoß.

Eines Tages, als der Sohn wieder bei ihr war, merkte sie, daß Śrīmitra an der Tür stand. Da steckte sie Śrīdatta in einen Schrank, und als der andere hereingekommen war, genoß sie mit diesem. So befanden sich diese beiden Männer in ihrem Hause, als plötzlich auch Puruṣōttama an der Tür stand und an den Türflügel pochte.

Śrīmitra war über seine Ankunft ganz bestürzt. Aber Gaṅgā sagte zu ihm: „Dummer Kerl, du ahnst ja gar nicht, daß auch dein Sohn hier ist und in der Lade steckt."

Und als Śrīmitra, da er auch seinen Sohn dort sah und die Gefahr erkannte, die ihm von Puruṣōttama drohte, vor Verwirrung nicht wußte, wo aus noch ein, sagte sie wieder zu ihm:

„Wenn du auf das Geld verzichtest, welches ich dir schulde, so will ich eure Verfehlung verbergen und euch beide, Vater und Sohn, wohlbehalten nach Hause schicken."

In seiner Herzensangst willigte der Kaufmann ein, und sie, die Krone aller ausschweifenden Frauen, gab ihm klug einen Stock in die Hand und sagte zu ihm: „Lauf hin und her und rufe nur immer: „So heute! Wie aber morgen?" Dann öffnete sie beide Türflügel.

Als Puruṣōttama ins Haus trat und den Mann sich so gebärden sah, fragte er Gaṅgā, was das zu bedeuten habe, und sie sagte:

„Ach, Herr! Dieses Kaufmanns Sohn hat irgend etwas begangen und ist in diese Lade gekrochen, und nun ruft der Vater ihm zu: ‚Wenn du auch heute hier Schutz gefunden hast, wie wirst du es denn morgen tun?' Und dabei rennt er in unserem Hause herum."

Der Rādschpūt glaubte, was seine Eheliebste ihm erzählte, versöhnte die beiden und schickte sie nach Hause.

85. Erzählung

Die Königin Durgandhā
oder
Die Abstammung eines Menschen erkennt man an seinem Betragen

In Rājagṛha herrschte einst König Śrēṇika. 1

Eines Tages war der heilige Vīra 2 dorthin gekommen. Der König zog mit allem höfischen Gepränge aus, ihm zu huldigen. Dabei bemerkte er, wie seine Soldaten sich mit dem Saum ihrer Gewänder die Nasen zuhielten, um sich eines üblen Geruches zu erwehren, der ihnen zusetzte. Er fragte einen seiner Diener, was es gäbe, und erfuhr von ihm, daß der widerwärtige Geruch von einem neugeborenen Mädchen ausging, welches jemand auf die Straße geworfen hatte. Er wußte, daß es sich um einen Entwicklungszustand der Stoffe handelte, und weil guter und schlechter Geruch nicht den gleichen Ursprung haben, so kam ihm das Mädchen, welches er in diesem Zustande auf dem Wege vor sich liegen sah, wie ein Höllenwesen vor, das aus der Hölle heraufgekommen war. Darauf begab er sich an den Ort, an welchem der heilige Vīra weilte, und neigte sich vor ihm, und als sich eine Gelegenheit bot, fragte er ihn nach den Lebensumständen dieses Kindes in seinem früheren Dasein. Der Heilige erzählte:

„In Śāligrāma im Nachbarlande hatte ein Kaufmann Dhanamitra eine Tochter, welche Dhanaśrī hieß.

Einst zur Sommerszeit, als man zu ihrer Hochzeit rüstete, kamen Mönche in ihr Haus, um Almosen zu sammeln. Die Jungfrau, wohlgesittet wie sie war, schickte sich auf ihres Vaters Weisung an, den Mönchen zu spenden. Sie strahlte in ihrer Jugendkraft, hatte all ihr Geschmeide

1. S. 2,2. 2. S. 2,6.

und ein feines Seidengewand angelegt, hatte durch herrliche Schminken und Betel ihre reizende Erscheinung noch reizender gestaltet und trug eine Toilette, welche wie ein Füllhorn alle Anmut über sie ergoß. Als sie nun diese edlen großen Mönche gewahrte, die freilich ihre Körper nicht mit schönen Gewändern geziert hatten, verzog Dhanasrī unter dem Eindruck des üblen Geruchs, den Schweiß und Schmutz an ihnen hervorbrachten, ihr Lotusantlitz und dachte: ‚Ei, was könnte es schaden, wenn diese auf dem sündlosen Pfade des heiligen Jina wandelnden Mönche sich wenigstens in koscherem Wasser 3 baden wollten!'

Ohne daß sie nun das aus dem Gefühl des Ekels entstehende Karman 4 gebeichtet hätte, starb sie und erstand hier in Rājagṛha im Leibe einer Hetäre als deren Tochter zu neuem Leben. Infolge jenes bösen Karmans verursachte sie ihrer Mutter große Beschwerden, während sie sich noch in deren Leibe befand. Darum wurde die Hetäre ihrer Frucht überdrüssig und suchte sie durch geeignete Drogen abzutreiben, gebar aber erst zur normalen Zeit ein Mädchen und warf es, da es übel roch, wie einen Kotklumpen hinaus."

Als der König den Herrn nun weiter fragte, welches Schicksal das Kind erwarte, sagte er: „Sie hat das Karman, welches aus dem Ekel vor den Mönchen entstanden ist, nun völlig aufgezehrt, o König. Nun erlangt sie als Frucht dafür, daß sie gegen jene würdigen Mönche freigebig war, Genüsse, wird duftender als Moschus, Kampfer, Sandel und andere Wohlgerüche und wird acht Jahre lang deine Großkönigin. Und daran sollst du sie erkennen: sie

3. D. h. in Wasser, welches an Temperatur, Farbe, Geschmack oder Geruch seinen natürlichen Charakter verändert hat, da es nur dann ohne Lebewesen ist. Mönchen und Nonnen war nur solches Wasser zu trinken erlaubt; Waschen und Baden war ihnen verboten. Vgl. 37,1. 4. S. 10,3.

wird dich im Würfelspiel besiegen und dir dafür auf den Rücken steigen." 5

Der König hörte das, dachte verwundert: „Wie könnte sie meine Gemahlin werden?", neigte sich vor dem Jina und kehrte heim.

Da bei dem Mädchen nun das Karman, welches ihren üblen Geruch verursachte, vernichtet war, so wurde es von einer kinderlosen Hirtenfrau aufgenommen und wie die eigene Tochter gepflegt, bis es zur Jungfrau herangewachsen war.

Da kam einst das Vollmondsfest heran, und um sich die im Stadtparke spielende Menge der Frauen zu besehen, begab sich König Śrēṇika mit seinem Sohne Abhaya 6 dorthin. Da sah er diese Hirtentochter:

> Sie war dunkelfarbig und jung, ihre Rede war lieblich, und in ihr schien das Glück einer wonnigen Ehe zu erblühen. Ihre Augen zogen sich bis an ihre Ohren hin, schmächtig waren ihre Hüften, und stolz und keck schaute sie in die Welt. In ihrem Liebreiz schritt sie dahin, langsam wie eine junge Möwe. Ihre Brüste glichen den Stirnhöckern des Brunstelefanten. Ihre Lippen leuchteten rot wie zwei Bimbafrüchte, ihr Antlitz glich dem vollen Monde, und ihre schwarzen Lockensträhne waren wie Reihen großer schwarzer Bienen anzuschauen.

Bei ihrem Anblick packte den König leidenschaftliche Liebe, und wie als Handgeld auf dieselbe band er ihr seinen mit seinem Namen gezeichneten Siegelring an einen Zipfel ihres Kleides. Darauf machte er Abhaya die unwahre Angabe, er sei um seinen Ring bestohlen worden, und trug ihm auf, denselben zu suchen.

In seiner Harmlosigkeit hielt Abhaya seines Vaters Worte

5. Dies ist eine auch sonst — z. B. in der Schule — gebräuchliche Andeutung des Siegs. 6. S. 81,2.

für wahr, ließ alle Ausgänge des Stadtwaldes besetzen, hieß alle Frauen, ihn durch ein und dieselbe Tür verlassen, untersuchte bei ihnen Mund, Hände, Tücher und Gewandzipfel und fand schließlich, als das Hirtenmädchen kam, an den Zipfel des Überwurfes, den es trug, des Königs Siegelring angebunden. Da fragte er es: „Wo hast du diesen Ring genommen?" Das Mädchen hielt sich die Ohren zu und sagte: „Ich weiß gar nichts davon."

Als Abhaya aus ihrem Verhalten ersah, daß von Diebstahl bei dem Mädchen keine Rede sein konnte, dachte er: „Sie ist bestimmt keine Diebin. Aber Papa hat sich in sie verliebt und hat ihr selbst den Ring an den Zipfel ihres Gewandes gebunden." Er nahm also das Mädchen, ging mit ihm zum König und sagte zu diesem: „Hier ist sie, die Eurer Majestät Herz gestohlen hat. Über den Ring wollen wir nicht weiter reden."

Da mußte Śrēṇika lachen und sprach: „Erraten!" Dann vermählte er sich mit dem Mädchen und machte es zu seiner Großkönigin.

Eines Tages belustigte sich der König mit seinen Frauen am Würfelspiel, und alle machten aus, daß der Gewinner dem Verlierer auf den Rücken steigen sollte. Wenn der König nun verlor, so legten seine anderen Gemahlinnen, welche aus edlen Geschlechtern stammten, nur ein Kleidungsstück auf ihn, um so symbolisch anzudeuten, daß sie gewonnen hatten. Als aber die Hauptkönigin gewann, welche als Tochter einer Hetäre hartherzig war, so trug sie kein Bedenken, selbst auf den König zu steigen; da mußte Śrēṇika lachen; denn er gedachte des Wortes, welches Vira zu ihm gesprochen hatte.

Die Königin sprang sofort von seinem Rücken herab und fragte ihn, weshalb er ohne Ursache gelacht habe. Da erzählte ihr der König ihre ganze Geschichte, wie der Herr

sie ihm erzählt hatte, von ihrem früheren Dasein beginnend bis zu dem Augenblick, da er gelacht hatte.

Als sie diese Geschichte vernommen hatte, packte die Königin der Überdruß am Weltleben. Sie ging zu Vīra, warf sich ihm zu Füßen und ließ sich von ihm zur Nonne weihen.

86. Erzählung

Der Kaufherr Saṃkula
oder
Der Geiz

In der Stadt Dhāravāsa lebte einst ein Handelsherr Saṃkula. Der war zwar steinreich, nichts aber konnte ihn dazu bewegen, seine Hand jemals zu öffnen. Zu diesem kam einst ein Brahmanenbursche namens Pūna und bat ihn um Geld. Tag für Tag bat ihn der Bursche; der Kaufmann aber hielt ihn hin, indem er jedesmal sagte: „Morgen will ich dir's geben." Schließlich war der Bursche schwer verärgert. Er verehrte einen in einem Feigenbaum wohnenden Yakṣa [1] mit so großer Hingebung, daß dieser ihm gewogen ward und ihm einen Zauber verlieh, mit dessen Hilfe er jede beliebige Gestalt anzunehmen vermochte.

Als sich nun der Kaufmann eines Tages nach einer anderen Stadt begeben hatte, nahm der Bursche dessen Gestalt an, ging in das Haus desselben und sagte zu dem Torwächter: „Es sind heute viele Schwindler in die Stadt gekommen, welche imstande sind, ihre Gestalt zu verändern. Sollte also irgendein Mann sich einstellen, welcher aussieht, wie ich, so verabreiche ihm nur eine gehörige Tracht Prügel!"

Nachdem er ihm diese Weisung gegeben hatte, ließ er

1. S. 29,1.

sich's wohl sein im Genusse von Saṃkulas Frauen und Schätzen.

Nach einiger Zeit kam Saṃkula aus dem Orte zurück, nach dem er sich begeben hatte, und wollte schon in sein Haus treten, als der Türsteher ihn bemerkte und ihm zurief: „Wer bist du?" Und als er die Antwort erhielt: „Ich bin Saṃkula, der Hausherr," so murmelte er: „Was mein Herr sagte, war richtig." Zu Saṃkula aber sagte er: „Halt, Schurke! Du bist ein Gauner, der meines Herrn Gestalt angenommen hat und nun ins Haus will!" Und damit hieb er auf ihn ein und richtete ihn übel zu.

Als dem Saṃkula so übel mitgespielt worden war, blieb ihm nichts weiter übrig, als sich an seinen Herrn, den König Kanakaratha, zu wenden und ihm zu erzählen, was ihm widerfahren war. Der König übergab die Angelegenheit seinem Minister Śiṣṭa, und dieser beschied beide Männer vor sich. Als sie in die Versammlung kamen und miteinander haderten, schoß ihm bei ihrem Anblick ein guter Gedanke durch den Kopf. Er nahm Saṃkula beiseite und fragte ihn über seine häuslichen Angelegenheiten und anderes aus, was nur er wissen konnte, und Saṃkula berichtete ihm klipp und klar, wie sich alles verhielt. Dann nahm er auch den Betrüger beiseite und fragte ihn. Unter dem Einflusse des Yakṣa aber berichtete dieser gleichfalls über alle häuslichen Angelegenheiten genau so, wie es Saṃkula getan hatte. Damit war dem Minister sein Versuch mißlungen, die beiden voneinander zu unterscheiden.

Da sagte er angesichts des Königs zu den beiden: „Derjenige ist der Hausherr, der durch die große Öffnung einer Gießkanne in diese hineingeht und durch das Ausgußrohr wieder herauskommt." Als er das gesagt hatte, ward Saṃkula ganz niedergeschlagen, weil er dies nicht zu tun vermochte. Der Schwindler dagegen verwandelte sich in

eine Fliege und führte sofort aus, was der Minister vorgeschrieben hatte; da fing ihn dieser, hielt ihn in seiner Hand und sagte zu ihm: „Du bist der Betrüger; der Herr des Hauses ist der andere."

Da nahm der Bursche sogleich seine eigene Gestalt wieder an, erzählte, was der andere und was er selbst getan hatte und sang dem Saṃkula folgende Strophe zu:

„Häuf' nicht deinen Reichtum an;
Nutz' und spend' ihn, reicher Mann!
Legst du Geld zu Gelde nieder,
Saṃkula, so komm' ich wieder."

Da sagten der König, der Minister und die Höflinge: „Er ist unschuldig"; und beide kehrten nach Hause zurück.

87. Erzählung

Wie eine Frau ihren Mann vor einer Sünde bewahrte

In der Stadt Kanakapura lebte ein Kaufherr namens Dhanadatta; der war reich wie der schätzespendende Gott Kubēra,[1] schön wie Kāma, der Gott der Liebe und klug wie Bṛhaspati, der Lehrer der Götter. Seine Gemahlin hieß Dhanyā und beschämte Indras Frauen, die Apsarasen,[2] durch die liebliche Schönheit und die körperlichen Reize, die sie in Fülle besaß.

Dhanadatta war dem Jaina-Glauben ergeben, wie die Biene den sich erschließenden Lotusblüten. Darum hatte er

1. S. 1,9. 2. S. 9,2. Hēmavijaya nennt auch 49,4 die Hauptgemahlin Indras, Saci, eine Apsaras. Nach gemeinindischem Glauben dagegen sind die Apsarasen Götterhetären und als solche auch himmlische Schauspielerinnen und Tänzerinnen; Saci dagegen ist Indras ebenbürtige Gemahlin.

gelobt, sich an seiner Gemahlin genügen zu lassen, und genoß daher nur mit ihr das Glück der Sinne.

Eines Tages aber empfing seine Frau den Besuch ihrer Freundin Candramukhī, einer mit allen Vollkommenheiten des Leibes geschmückten Frau. Ihre reizende Jugendfrische ward durch den verschiedenartigen Putz erhöht, mit dem sie sich geziert, und durch all ihr Geschmeide, mit dem sie sich ihrem Stande entsprechend geschmückt hatte. Ihre Hände und Füße aber glichen erblühten Lotusblumen.

Bei diesem Anblick vergaß der Kaufmann die Schranken, welche ihm sein Gelübde zog. Heftige Leidenschaft zur Freundin seiner Frau ergriff ihn, und er ward vor Liebe krank. Wer aber liebeskrank ist, der ist nicht mehr fähig, das Geziemende vom Unziemlichen zu unterscheiden. Denn

> Haben denn die Götterfrauen nicht auch Lotusaugen, daß der König der Götter mit Ahalyā 3 Umgang pflog, dem Weibe des Asketen? Aber freilich, wer ist so weise, daß er das Geziemende vom Unziemlichen zu unterscheiden vermöchte, wenn sein Herz, diese stroherne Asketenhütte, an der Liebe Feuer fängt?

Da er nun kein anderes Mittel zu ersinnen vermochte, die Vereinigung mit ihr herbeizuführen, so sagte er zu seiner Gemahlin: „Wenn dir mein Leben lieb ist, liebe Frau, so bringe mich mit deiner Freundin Candramukhī zusammen."

Sie sah, daß der Mann, dem sie ihr Leben geweiht hatte, rettungslos dem letzten Liebesstadium 4 verfallen war, und klug, wie sie war, versprach sie, seine Bitte zu erfüllen. Darauf begab sie sich in ihrer Freundin Haus, erbat sich unter irgendeinem Vorwande die Kleider, welche jene angelegt hatte, als ihr Gatte sie sah, und sagte bei ihrer Rück-

3. Die Ahalyā-Geschichte wird im Rāmāyaṇa erzählt. S. die Übersetzung von Joseph Menrad, S. 203 ff. 4. Dem Tod. Die Systematik der Liebesstadien findet man bei Schmidt, Erotik, S. 124 ff.

kehr zu diesem: „Sie kommt heute abend, lieber Mann!" Da putzte er sich so schön heraus, wie er konnte, und harrte in einem einsamen Gemach ihrer Ankunft entgegen.

Wer aber kam, war Dhanyā, in Kleid und Stimme ihrer Freundin zum Verwechseln ähnlich; und nachdem sie ihn durch ihr kokettes Spiel noch mehr erregt hatte, begab sie sich mit ihm in sein Schlafzimmer, in welchem er vorher auf ihre Bitte das Licht auslöschen mußte, und überließ sich hier mit ihm dem Liebesspiel.

Nachdem sie sich entfernt und er den leidenschaftlichen Wunsch erfüllt hatte, sie zu genießen, kam er wieder zur Besinnung, erinnerte sich der Beschränkung, die er gelobt hatte, war unglücklich darüber, daß er sich durch deren Verletzung versündigt hatte, und dachte schon ernstlich daran, sich das Leben zu nehmen, als Dhanyā, welche inzwischen ihre eigenen Kleider angelegt hatte, hereintrat und ihn fragte: „Was ist dir, lieber Herr?" Er entgegnete: „Was soll mir das Leben, da ich mein Gelübde gebrochen habe?" Und als sie merkte, daß er hartnäckig auf seiner Absicht bestand, erzählte sie alles, was sie so klug getan hatte.

Trotzdem vermochte er sich nicht darüber zu trösten, daß er gesündigt hatte. 5 Er ward des Weltlebens überdrüssig, trat mit seiner Gemahlin in den Orden ein, beichtete das Karman, 6 welches er sich durch die Sünde geschaffen hatte, und wurde auf diese Weise erlöst.

5. Gedanken sind nämlich nach Anschauung der Jaina, welche Tat-, Wort- und Gedankensünden unterscheiden, nicht zollfrei. 6. S. 10,8.

88. Erzählung

Die Königin Guṇāvalī
oder
Die Schliche der Weiber

In der Stadt Dhanāvāsa hatte König Nagarāja, welcher ein großer Ketzer war, eine Königin Guṇāvalī, eine Verehrerin der Arhats,[1] der die Grundwahrheiten von den Seelen[2] usw. bekannt waren.

Eines Tages zog in dieselbe Stadt ein brahmanischer Gelehrter, namens Gadādhara; der war von fünfhundert Schülern umgeben, ließ seine Bücher von fünfhundert Stieren tragen, zeigte in prunkhaftem Aufzug Elefantenhaken, Beile, Spaten, Netze, Leitern, Sonnenschirme, Fliegenwedel[3] als Zeugnisse für seinen gewaltigen Stolz, saß dabei auf dem Berge des wahrlich nicht niedrigen Hochmutes, den ihm die Beherrschung aller Wissenschaften einflößte, und besaß nicht nur Elefanten und Rosse, sondern überhaupt allen Luxus, den der Reichtum gewähren kann.

Der König, welcher ihm völlig ergeben war, nahm ihn ehrenvoll auf und schenkte ihm Gewänder und andere Kostbarkeiten. Die Königin dagegen ließ ihn beim Anblick all dieses Prunkes durch eine ihrer Sklavinnen fragen, ob er auch die Schliche der Weiber kenne. Er antwortete: „Die habe ich alle unter der Nagelspitze der großen Zehe meines linken Fußes."

Als die Königin das gehört hatte, beschloß sie seinen Stolz zu dämpfen. Darum sagte sie zum König: „Ich möchte bei deinem Lehrer, o Herr, das Bhāgavata[4] hören."

1. S. 1,2. 2. S. Tattvārthādhigama-Sutra I, 4 (Jacobi, S. 293).
3. Sonnenschirm und Fliegenwedel sind Attribute der Herrschaft.
4. Das Bhāgavata-Purāṇa, ein berühmtes religiöses Epos; s. Winternitz, Gesch. der ind. Lit., I, 464 ff.

Und da der Fürſt hoffte, ſie werde gleichfalls durch das Studium des Bhāgavata zur tatkräftigen Förderung des śivaïtiſchen Glaubens und ſeiner Werke angeregt werden, ſo ließ er den Gelehrten kommen und befahl ihm, vor dem Harem das Bhāgavata vorzutragen. Die Königin aber, welche ſich ihm gegenüber befand, ſah ihn wieder und wieder an und offenbarte alle Zeichen eines liebeskranken Weibes, obwohl es ihr durchaus nicht ſo ums Herz war:

> Beim Anblick des Geliebten entblößt eine Frau den Nabel, indem ſie jenem wieder und wieder Seitenblicke zuwirft. Sie ſtreckt ſich auf den Diwan und zeigt ihm dadurch ihres Armes Wurzel, daß ſie ihre Hand auf den Blumenkranz legt, der ihren Scheitel ſchmückt. Sie läßt Seufzer hören und Schweißtröpfchen erſcheinen und weiß ihr Gewand ſo zu ordnen, daß es von ihrer Brüſte Böſchung gleitet. Liebesſehnen ſpricht aus ihren Worten; ſie lockert den Knoten ihres Kleides, beißt ſich in die Lippe und windet ihren Leib.

Bei ſolchem Anblick verliebte ſich der Gelehrte in ſie. Denn wie könnten Leute, welche der Gott der Liebe peinigt, Vorſicht walten laſſen?

> Augenblicklich verſtümmelt der Gott, welcher das Krokodil im Banner führt,[5] den künſtereichen Mann, verlacht den Reinen, überſchüttet den Gelehrten mit Schmach und zwingt den Standhaften nieder.

Als die Königin merkte, daß ihn eine heftige Leidenſchaft für ſie gepackt hatte, verabredete ſie mit ihm ein Stelldichein, indem ſie ihn bat, am folgenden Tage in ihren Palaſt zu kommen, und der Gelehrte begab ſich in ihr Gemach.

Die Königin ſchloß die Türflügel, und gleich darauf kam der König an die Tür ihrer Wohnung, an der ein noch

5. Kāmadēva, der Gott der Liebe.

unentwickeltes Mädchen stand, und fragte das Kind: „Wie kommt's, daß die Tür geschlossen ist?" Das Mädchen antwortete: „Der Gelehrte ist drin."

Als das der König hörte, geriet er in gewaltigen Zorn und rief: „Macht die Tür auf!" Die Königin aber steckte den heftig zitternden Gelehrten in eine Lade, legte ein Schloß vor sie und beeilte sich dann, zu öffnen.

Der König trat ein und fragte die Königin: „Wo ist der Gelehrte?" Sie antwortete: „Ich hab' ihn in die Lade gesteckt. Und da ist der Schlüssel zum Schloß."

Der König nahm den Schlüssel von dem Ort, nach dem sie deutete, und ging auf die Lade zu; da klatschte die Königin in die Hände und lachte laut auf. Der König fragte: „Warum lachst du?" und sie sprach: „In dieser Existenz, o Herr, habe ich doch noch keinen solchen Narren gesehen oder auch nur von einem gehört, wie du einer bist!" „Wieso?" fragte der König, und wieder sagte sie: „Eine solche Sünde, o Herr, begehe ich überhaupt nicht. Wenn ich sie aber doch beginge, wie würde ich dir dann den Ort verraten, an dem sich der Schlüssel befindet, und dir alles andere wahrheitsgemäß berichten? Und doch hast du alles für wahr gehalten, was ich dir gesagt habe! Drum mußte ich über deine Torheit lachen."

Der König hielt alles, was sie sagte, für wahr, verweilte noch einen Augenblick bei ihr und begab sich dann in den Audienzsaal. Sie aber holte den Gelehrten aus seiner Lade hervor und sagte zu ihm:

„Gelehrter Herr! Du hast alle Weiberschliche unter der Nagelspitze der großen Zehe des linken Fußes. Aber so etwas hast du doch vielleicht noch nicht gesehen."

Da fiel der Gelehrte ihr zu Füßen und sprach: „Ohne allen Grund, o Königin, hab' ich solchen Hochmut gezeigt. Ich bin ein Tor, und du bist eine Weise."

So pries er sie wieder und wieder. Sie aber belehrte ihn

mit nützlichem Wort, und er nahm es sich zu Herzen und ebenso die Wahrheit, welche der Allwissende 6 gelehrt hat, ließ ab von seinem Wissensstolz und ging nach Hause.

Die Königin dagegen teilte dem König mit, wie der Gelehrte sich betragen hatte, machte ihn dadurch zum Jaina-Laien 7 und förderte ihr Heil.

89. Erzählung

Der Kaufherr Purandara
oder
Die Trennung von der Frau ist unerträglich

In der Stadt Śrīsundara lebte ein steinreicher Kaufherr, welcher Sundara hieß. Der hatte einen Sohn namens Purandara, welchen er mit einem lieblich schönen Mädchen Dhanavatī vermählte.

Da sich Purandara immer dem Wasserspiele 1 hingab, entstand in seinem Kopfe ein Fröschchen, und das verursachte ihm solche Pein, daß der Glanz seiner Augen von Tag zu Tag abnahm, daß er entsetzliche Kopfschmerzen erdulden mußte und mit einem Worte schließlich dem Tode nahe kam.

Trotzdem sein Vater viele Kuren anwenden ließ, wollte sich die Krankheit nicht legen. Da geschah es, daß eines Tages ein in der Heilkunst sehr erfahrener Arzt namens Kuśala in diese Stadt kam. Dem zeigte der Kaufmann

6. Der letzte Arhat. 7. Weil die Jaina-Gelehrten (Mönche) nach einer bekannten Geschichte nicht nur durch ihr Gelübde zur Keuschheit verpflichtet sind, sondern auch durch die vielen Observanzen, die sie zu beobachten haben, keine Zeit haben, sich um Frauen zu kümmern. S. Hēmacandra, Pariśiṣṭaparvan VIII, 415 ff.
1. Baden als Belustigung.

seinen Sohn, und er sprach: „Sein Augenschmerz und sein Kopfschmerz kommt daher, daß infolge des Wasserspiels in seinem Kopf ein kleiner Frosch entstanden ist. Denn:

Das Augenlicht der Leute schwindet durch Grütze aus gegorenem Bohnenbrei, durch Sesamöl, durch Untertauchen in Wasser, durch Katu,[2] Sauerampfer, saure Milch, Sirup, Rauch und Hitze, durch winzige Buchstaben und durch Schlafen am Tage und dadurch, daß man in die Sonne blickt."

Nachdem er so die richtige Ursache der Krankheit gekündet hatte, sagte der Kaufherr zu ihm: „Gesundet mein Sohn, Fürst der Ärzte, so gebe ich dir so viel Gold oder Juwelen aller Art, als er wiegt."

Der Arzt aber erwiderte: „Für Gold und dergleichen habe ich keine Verwendung; willst du mir aber seine Gemahlin schenken, so will ich ihn heilen, aber auch nur dann."

Als der Kaufmann diese Antwort erhalten hatte, dachte er: „Ach, wie könnte das geschehen? Auf der einen Seite droht mir meines Sohnes Tod, auf der andern soll ich eines fremden Mannes Tochter und meine eigene Schwiegertochter verschenken! So steh' ich, wie das Sprichwort sagt, zwischen Tiger und Abgrund."

Trotzdem fragte er heimlich seine Schwiegertochter, wie sie sich zu dem Vorschlag des Arztes stelle, und sie sprach: „Lieber Vater, frage ihn, ob er mich als Tochter oder Gattin oder Sklavin zu halten gedenkt." Der Kaufmann richtete den Auftrag aus, und jener sprach: „Sie soll in meinem Hause als meine Tochter wohnen."

Als sie diese Antwort erhielt, dachte sie: „Bleibt mein Mann am Leben, so werde ich nicht zur Witwe, erhalte Sesam, Betel, Blumen, Safran, Schmucksachen, Kleider und Augensalbe, und da jener mich wie ein Vater in seinem Hause hegen will, so bewahre ich auch meine Keuschheit."

2. Adj. „scharf", „bitter"; als Subst. Namen verschiedener Pflanzen.

Sie willigte also darein, im Hause des Arztes zu wohnen, und der Kaufmann willigte darein, seine Schwiegertochter dahinzugeben, nachdem er die Zustimmung ihres Vaters, des Stadtkaufmanns,3 des Ministers und des Königs eingeholt hatte.

Darauf verband der Arzt dem Kranken beide Augen mit einem Tuche und hob mittels eines scharfen Messers die Schädeldecke empor. Neben dem Kranken lag frischer, feuchter Ton; den roch das Fröschlein und sprang durch die so geschaffene Schädelspalte heraus.

Dann sagte der Arzt: „Wenn mir hier der Ehemann selbst seine Gemahlin schenkt, dann will ich diese Schädeldecke wieder herablassen." Er nahm Purandara die Binde von den Augen, und als dieser seine in all ihrem Schmuck prangende schöne Gemahlin vor sich stehen sah, preßte ihm der Schmerz darüber, daß er sich von seiner Eheliebsten trennen sollte, einen schweren Seufzer aus. Denn dies sind die Zeichen der Schmerzen:

> Das Zeichen vielen Leides ist, daß der Leidende seufzt und daß sein Herz springt und sich wie ein Waldsee nach allen zehn Himmelsrichtungen ergießt.4

Durch den schweren Seufzer aber senkte sich die Schädeldecke schnell nieder und saß wieder fest.

Darauf neigte sich der Arzt zu Füßen Dhanavatis und sagte dann zu dem Handelsherrn: „Dies, o Kaufmann, habe ich nur getan, um einen starken Schmerz zu erzeugen. Ohne die Trennung von seiner geliebten Frau wäre ein solcher nicht möglich gewesen, ohne ihn hätte er keinen so tiefen Seufzer ausgestoßen, und ohne diesen hätte sich die Schädeldecke nicht wieder auf ihren Ort gesetzt."

3. S. 9,3. 4. Ein Waldsee, dessen Damm geborsten ist. „Alle zehn Himmelsgegenden" ist für den Waldsee übertrieben, da bei dessen Auslaufen Zenith und Nadir, die neunte und zehnte Himmelsgegend, natürlich wegfallen.

Als der Kaufmann diese Worte hörte und seinen Sohn gesund vor sich sah, belohnte er den Arzt mit vielen Gewändern, Juwelen, mit Gold und Geld und anderen Kostbarkeiten, und der Arzt kehrte nach Hause zurück.

Der geheilte Purandara dagegen führte das Leben des Hausvaters, weihte sich schließlich der Religion und ging einen guten Gang.

90. Erzählung

Die Möwe

oder

Wer mit Niederträchtigen verkehrt, zieht sich Unheil zu

In einem Walde, welcher Atighana hieß, wohnte ein Rabe namens Gifthals auf einem großen Feigenbaum. Auf diesem Baum aber ließ sich einst eine Möwe auf ihrem Flug zum Mānasa-See 1 nieder, um zu rasten. Das Schicksal fügte es, daß sie mit Gifthals befreundet war, und mit Rücksicht darauf blieb die arglose Möwe Tag und Nacht auf diesem Baume. Da begab es sich, daß König Jitāri denselben Wald jagend durchstreifte, und daß er sich, um seine Ermüdung zu verscheuchen, unter demselben Feigenbaume zur Ruhe legte, welcher überreichen Schatten bot. Während der König aber ruhte, zeigte der Rabe seine niederträchtige Natur, indem er ihm ein Exkrement auf den Kopf fallen ließ. Um den Raben, die Ursache dieser Unbill, zu töten, schoß der König einen Pfeil ab. Der Vogelschelm hatte indessen die Absicht des Fürsten bemerkt und war auf und davongeflogen. Die arglose Möwe dagegen, welche neben ihm gesessen hatte, ward von dem Pfeil durchbohrt und mußte ihren Flug nach Yamas 2 Hause nehmen.

1. S. 21,5. 2. S. 1,8.

91. Erzählung

Der Kaufherr Puṇyasāra
oder
Plaudere kein Geheimnis aus!

In der Stadt Varaṇa lebte ein Kaufherr namens Puṇyasāra; dieser begab sich einst nach dem Hause seines Schwiegervaters, um aus demselben seine Gemahlin heimzuholen,[1] welche Viraśrī hieß. Die junge Frau sträubte sich, in ihres Mannes Haus zu ziehen, und er mußte sie dazu zwingen, ihn zu begleiten.

Unterwegs kamen sie an eine Zisterne, und als der Kaufmann Wasser aus derselben emporzog, stürzte ihn seine Frau hinein; dann lief sie davon und kehrte in ihr Vaterhaus zurück. Als ihr Vater sie fragte, was geschehen sei, sagte sie zu ihm: „Mein Mann ist auf der Straße von Räubern ausgeplündert worden. Ob er sein Leben durch die Flucht gerettet hat oder umgekommen ist, das ist mir unbekannt. Mir aber ist es gelungen, hierher zu kommen."

Da ihr Vater ihre Worte für wahr hielt, nahm er seine Tochter wieder auf, und sie lebte nun frei in seinem Hause.

Das Schicksal hatte es gefügt, daß Puṇyasāra in der Zisterne auf eine Plattform[2] gefallen war. Reisende waren herbeigekommen, um Wasser zu schöpfen, und hatten ihn noch atmend herausgezogen. Darauf war er nach Hause zurückgekehrt. Auf die Frage seiner Angehörigen hatte er geantwortet, wie vorher seine Frau. So wartete er eine Zeitlang.

Darauf machte er sich wieder in seines Schwiegervaters Haus auf, und als dieser ihn nach seinem Reiseabenteuer fragte, erzählte er ihm, die Räuber hätten ihn unterwegs

1. S. 7,1. 2. Die indischen Zisternen enthalten mehrere Stockwerke mit Zimmern.

überfallen, ihm alle Wertgegenstände geraubt, hätten ihm aber infolge seiner guten Werke das Leben geschenkt und ihn laufen lassen.

Seine Frau freute sich gewaltig über ihren Mann, als er so ihre Schmach verhüllte, und begleitete ihn diesmal in sein Heim. Wie Lakṣmī 3 und ihr Gemahl waren sie einander bald mit großer Liebe zugetan, und während sie so die Sinnenfreuden genossen, ward ihnen ein Sohn geboren.

Eines Tages verzehrte Puṇyasāra sein Mittagsmahl, als ein heftiger Windstoß den Staub emporwirbelte. Virasrī aber deckte sogleich ihr Brusttuch über ihres Mannes Schüssel, um das Niederfallen des Staubes auf sie zu verhindern. Da mußte Puṇyasāra daran denken, wie sie sich anfangs gegen ihn betragen hatte, und ein leises Lächeln huschte über sein Antlitz.

Sein Sohn Sthāvara hatte dabeigestanden, und als er mit seinem Vater allein war, fragte er ihn, warum er gelächelt habe. Der Vater wollte zuerst nicht mit der Sprache heraus. Als ihn aber sein Sohn wieder und wieder fragte, erzählte er ihm schließlich, was seine Frau ihm damals angetan hatte.

Sthāvara hatte eine Frau, welche eines Tages auf den Berg des Stolzes ihres Geschlechtes stieg. 4 Da niemand anders zugegen war, erzählte er ihr die Tat seiner Mutter und sagte dann: „Mit der Vorzüglichkeit eures Geschlechts ist's also nicht weit her; denn wenn der Zorn euch packt, so stürzt ihr selbst eure Angehörigen ins Verderben. Wie sagt der Spruch?

> Die Schönen in ihrem üblen Betragen stürzen ihren Gatten, ihren Sohn, ihren Vater, ihren Bruder, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, in

3. S. 3,4. 4. Wir würden sagen: „sie setzte sich aufs hohe Pferd und rühmte die Vorzüglichkeit des weiblichen Geschlechts".

Lebensgefahr, obwohl sie sich der Sünde bewußt sind.

Wie sollte sich also in euch Frauen die Liebe verkörpern, in denen ja doch die Natur alle Übel ohne Ausnahme vereinigt hat? Denn wieder sagt ein Spruch:

Wer sollte seine Freude bei den Frauen suchen, mit deren Wesen von Natur solche Makel untrennbar verbunden sind, wie Hang zum Betrug, Grausamkeit, Unbeständigkeit und Bosheit?"

Da schämte sich seine Frau und sagte kein Wort mehr.

Einige Zeit darauf geriet sie mit Vīraśrī in Streit, und obwohl sie deren Schwiegertochter war, scheute sie sich nicht, die Schwiegermutter in Gegenwart einer großen Menge Weiber zu beschimpfen, indem sie öffentlich erzählte, was jene damals getan hatte.

Vīraśrī stand da, wie vom Blitz getroffen und dachte in ihrem Gram: „So lange Zeit hat mein Gemahl meine Schmach in seinem Herzen verschlossen getragen, und nun hat er sie doch noch offenbart! Was soll ich da noch weiter leben?"

Und sie ging hin und erhängte sich.

Der alte Puṇyaśāra aber war über den Tod seiner Frau tief bekümmert; und wenn ihn einer nach der Ursache seines Kummers fragte, so sagte er nur mit kläglicher Stimme: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold."[5]

Und das sagte er überall und allezeit bis an seines Lebens Ende.

5. Wörtlich: „Besser als das Gesprochene das Ungesprochene".

92. Erzählung

Die Frau des Brahmanen Vasudatta
oder
Wie die Weiber handeln

Als der Allwissende des Kali-Zeitalters,[1] der berühmte Lehrer Hēmacandra,[2] den berühmten König Kumārapāla[3] zur Läuterung seiner 32 Zähne die von ihm selbst verfaßte Dvātriṃśatprakāśī[4] lesen ließ, kamen sie schließlich an diese Strophe, die sich in dem Kapitel vom vierten für den Hausvater geltenden Gebot findet:

So uferlos der Ozean auch ist,
Suchst du sein Ziel, die Müh' ist nicht verloren.
Doch kommst du nie ans Ziel der Weiberlist;
Denn Falschheit ist dem Weibe angeboren.

Als der König den Inhalt der Strophe begriffen hatte, sagte er zu seinem Lehrer: „Wenn die Dichter den Mēru in ihrer Sprache einen Knochen und einen Knochen Mēru[5] nennen, Ehrwürden, so mag das seine Richtigkeit haben. Denn:

Nichts vermag das Dichtervolk in Aufregung zu bringen. Wenn es ihnen in den Sinn kommt, so beseitigen sie den Mēru und machen einen Knochen daraus; einen Knochen aber machen sie dem Mēru gleich.

Wenn Ehrwürden also davon reden, daß die Schliche dieser von Natur doch schüchternen Frauen unergründlich seien, so ist diese Unergründlichkeit doch nur in Ehrwürdens kunstvoller Strophe enthalten."

Da der König hartnäckig auf dieser Meinung bestand,

1. S. 5,1. 2. S. 12,1. 3. Nachfolger Jayasiṃha Siddharājas (vgl. 12,8. 4. S. den lit. Anhang. 5. S. 12,8.

so sagte der Lehrer zu ihm: „Ich habe die Meinung vieler Lehrer der Vergangenheit für mich, o König. Denn:

Im Wasser ist der Fische Ort,
Im Äther bewegt sich der Vogel fort.
Ihre Spuren erkundet der Weise genau:
Doch niemand erkundet den Wandel der Frau.

Bestehe darum nicht hartnäckig auf deiner Meinung. Willst du aber trotz meiner Warnung nicht davon lassen, so geh nur heute abend in den Śivatempel und beobachte dort, was des verstorbenen Brahmanen Vasudatta Frau tut, die sich dort einfinden wird, um seinen Leichnam zu verbrennen." 6

Weil in der Nacht keine Leichen verbrannt werden können, so verbrachte die eben genannte Frau die Nacht im Śivatempel mit ihres Gatten Haupt im Schoße; der König aber ließ sich trotz seines Lehrers Warnung nicht davon abhalten, dort scharf zu beobachten, was sie tun würde.

Und wirklich erwies sie sich als die Krone der ausschweifenden Frauen. Denn sie ließ sich von einem lahmen Manne, der im Tempel mit wohllautender Stimme sang, betören und gab sich mit ihm dem Genusse hin.

Als der König dieses ihr stark ungehöriges Betragen sah, bewunderte er seinen Lehrer, und als der Morgen dämmerte, kehrte er nach Hause zurück.

Nachdem die Sonne aufgegangen war, begab er sich indessen wieder nach dem Verbrennungsplatz, und als er sah, daß sich die Frau anschickte, in den Scheiterhaufen zu treten, ging er zu ihr und flüsterte ihr ins Ohr: „Wie hast du dich heute nacht betragen! — und jetzt willst du das tun?" Da stieß sie den König von sich und rief den Zu-

6. Wie das gleich Folgende zeigt, sind diese Worte als rein rhetorische Aufforderung gemeint.

schauern zu: „Hört, ihr Leute. Daß dieser König Kumārapāla, der gläubige Jinaverehrer, ein Ausbund der Tugend sei, ist Schwindel! Denn soeben flüstert er mir ins Ohr: ‚Geh nicht ins Feuer, schönes Kind! Komm lieber in meinen Harem! Du sollst seine Zierde sein, und ich will dich zu meiner Großkönigin machen.‘“

Nachdem sie dies mit lauter Stimme den Leuten zugerufen hatte, ging sie in den Scheiterhaufen.

Da stießen die Anwesenden laute Pfui-Rufe aus. Des Königs Gesicht ward schwarz, als wäre es mit Augenschminke bestrichen gewesen.[7] Er bedeckte es, und mit Qual im Herzen, als hätte ihn ein Blitzstrahl getroffen, kehrte er in die Stadt zurück und trat in seinen Palast.

Die Leute aber erzählten sich nun auf allen Plätzen und Straßen und Gassen und Gäßchen, welche höchst unschicklichen Worte der König an eine bis in den Tod getreue Frau gerichtet habe, als sie ihren Leib den Flammen übergeben wollte, und im Nu verbreitete sich diese Geschichte in der ganzen Stadt, wie sich ein Tröpfchen Öl auf dem Wasser verbreitet. So hörte auch der weise Lehrer die Erzählung, begab sich nach dem Palaste und sagte zum König: „Hast du nun den Wandel der Frauen gesehen, o König?“ –

Der König sagte: „Das kommt davon, Hochwürden, daß ich Ew. Hochwürden Weisung nicht befolgt habe. Mein Name ist besudelt. Was soll mir da das Leben? Ich habe es satt; und darum bin ich entschlossen, freiwillig zu verhungern.“

Doch der Lehrer entgegnete: „Laß ab von deinem Kummer! Durch den Lahmen will ich den Flecken von dir nehmen.“

Nach diesen Worten ließ er in Gegenwart der Bürger

7. Man bedenke die Hautfarbe des Inders, die natürlich noch dunkler wird, wenn er Furcht oder Scham empfindet.

den Lahmen kommen, und dieser erzählte auf des Lehrers Frage wahrheitsgemäß, welchen Streich die Dame in der Nacht verübt hatte.

Als die Leute seine Aussage vernahmen, richteten sie ihre Pfuirufe gegen die ausschweifende Frau; den König aber priesen sie.

93. Erzählung

Der Hirt Dhūsara
oder
Ein Schelmenstreich

In der Stadt Nāgasāra wohnten viele Hirten, unter ihnen einer, welcher Dhūsara hieß und ein Meisterschelm war.

Eines Tages kam in diese Stadt ein Schauspieldirektor [1] namens Pēsala, der in allen Schauspielerkünsten trefflich bewandert war, und trat vor dem König und den anderen Leuten in vielen prächtigen Kostümen auf. Und nachdem sich der König und die anderen Leute seine Kunst angesehen hatten, belohnten sie ihn durch Geschenke mit Gewändern, Geld und Gold. Auch die Hirten erfreuten ihn, indem sie ihm Stiere, Büffelkühe und andere Vierfüßler schenkten.

Dhūsara stand dabei, und als ihm der Schauspieler die Garderobe des Rāma und der Sītā gebracht hatte, sagte er: „Ich will dir morgen früh eine Büffelkuh geben." Der Schauspieler brachte die Garderobe Hariścandras; Dhūsara versprach ihm dafür am Morgen eine Kuh, die frisch gekalbt hatte. Und als der andere die Garderobe Umās [2] und Śivas brachte, versprach er, ihm, sobald es tagen würde, einen großen Stier zu schenken. Und als er das

1. Wörtlich: Schauspielerkönig. 2. S. 72,4.

versprach, veranstaltete Pēśala eigens für ihn eine Sondervorstellung.

Bei Morgengrauen hatte die Aufführung ihr Ende erreicht und alle Zuschauer kehrten nach Hause zurück. Der Schauspieler kaute sein Zahnholz [3] und verrichtete die anderen Morgenbräuche und begab sich dann mit seiner Truppe nach Dhūsaras Wohnung, wo er diesen um die in der Nacht versprochenen Geschenke bat. Aber Dhūsara sagte zu ihm: „Du hast meinen Augen eine Freude bereitet, trefflicher Mime, und ich deinen Ohren: wir sind quitt!"

Da blieb dem Betrogenen nichts anderes übrig, als sich zu entfernen.

94. Erzählung

Prītimatī
oder
Die Klugheit

In der Stadt Śrīnandipura regierte ein König Maṇiśēkhara; der hatte einen Minister Subuddhi, und dieser hatte eine Tochter, welche Prītimatī hieß.

In derselben Stadt wohnten Kamalā, Ramā, Lakṣmī und Padmā, vier jungfräuliche Kaufmannstöchter. Jede von ihnen sehnte sich nach einem Manne, und deswegen verehrte die erste den Viṣṇu, die zweite dessen Gemahlin, die Glücksgöttin Lakṣmī, die dritte Śiva, den großen Herrn, und die vierte dessen Gemahlin Durgā. Die große Liebe, welche die Mädchen diesen Gottheiten durch fortwährende Opfergaben an Blumen, Safran, Kampfer, schwarzer Aloe und Sandel bewiesen, gewannen ihnen schließlich deren Gunst, so daß sie ihnen eines Tages erschienen und zu

3. Die Inder reinigen ihre Zähne, indem sie Holz kauen.

ihnen sagten: „Bittet um eine Gabe nach eurer Wahl!“ Die Mädchen sagten: „Wir begehren einen passenden Gemahl; erfüllt uns diesen Wunsch!“ Da gaben ihnen die Gottheiten die vier Silben rā, maṃ, puḥ und śrē und verschwanden.

Da die Mädchen nicht wußten, was diese Silben bedeuteten, so erzählte jede von ihnen ihr Erlebnis ihrem Vater. Ihre Väter aber konnten die Deutung weder selbst finden, noch sie von anderen, so gelehrt sie sein mochten, erfahren, und wandten sich deshalb an den König.

Da ließ der König seine fünfhundert Gelehrten und seinen Minister Subuddhi kommen und sagte zu ihnen:

„Deutet diese Silben, ihr gelehrten Herrn; wenn nicht, so schert euch aus meinem Reiche, soweit mein Zepter reicht!“

Auf ihre Bitte ward ihnen eine Frist von sieben Tagen gewährt, worauf sie sich entfernten; und Subuddhi ging gleichfalls mit schwarzem Antlitz nach Hause. 1

Seine Tochter fragte ihn nach der Ursache seines Kummers, und er erzählte ihr alles. Prītimatī aber war klug und wußte im Nu, was diese Silben bedeuteten; darum sagte sie zu ihrem Vater: „Das will ich schnell herausbringen!“

Ihr Vater war darüber hocherfreut und begleitete sie am nächsten Morgen in die Hofversammlung des Königs; und obwohl sie noch ein ganz kleines Mädchen war, verkündete sie dort die Bedeutung der geheimnisvollen Silben:

„Durch rā ist ein rājasuta (Königssohn) verheißen, und ebenso durch maṃ der Sohn eines maṃtrin (Ministers), durch puḥ der Sohn eines purōdhāḥ (Hofpriesters), und durch śrē der Sohn eines śrēṣṭhin (Handelsherrn).“

Erfreut über die richtige Deutung der Silben beschenkte sie der König mit Kleidern, Geschmeiden und anderen Be-

1. S. 92,7.

weisen seiner Huld, und obendrein hatte sie, bevor sie nach Hause ging, die Freude, zu hören, wie die Anwesenden ihre Klugheit priesen.

Als aber die Väter ihre Töchter fragten, welcher von den vier Genannten ihnen als Freier genehm sei, sagte zuerst Kamalā:

„Besser als alle Menschen versteht sich der Königssohn aufs Liebesspiel; darum soll er mich freien."

„Besser als der Königssohn", sagte das zweite Mädchen, „ist ein Ministerssohn, der nicht nur Liebe, sondern auch Treue verheißt. Darum sei er mein Gatte."

„Besser noch als der Ministerssohn ist der Sohn eines Hofpriesters," sagte Lakṣmī, die dritte; „denn er ist gelehrt und zwingt die Herzen der Könige und aller anderen Menschen durch Vēdaverse, durch Zaubersprüche und durch die Śakti[2] unter seine Gewalt; darum sei er mein Gemahl."

Da sagte Padmā, die vierte: „Besser als ein Hofpriestersohn ist ein Kaufmannssohn. Denn ihm stehen allezeit wie einem Gotte die verschiedensten Genüsse zu Gebote. Und darum soll ein solcher mein Geliebter sein!"

Die Väter vermählten ihre Töchter diesen Wünschen entsprechend, und so wurden die vier Mädchen glücklich.

95. Erzählung

Der Gelehrte
oder
Man muß die Leute belehren, wie sie's verstehen

In dem Dorfe Dhanaśāra lebten viele Bharaṭaka;[1] die waren über die Maßen dumm.

2. Göttliche Kräfte, als Göttinnen gedacht, die man sich dienstbar machen kann.

1. S. 34,1.

Eines Tages fiel es ihnen ein, daß unter ihnen auch nicht ein Gelehrter war. Da taten sie sich alle zusammen und gaben Nandaka, den Sohn eines Bharaṭaka, zu einem Gelehrten, damit er bei diesem studierte. Natürlich war auch dieser Nandaka gewaltig schwer von Begriffen, denn Art läßt nicht von Art, und so kam es, daß er nach drei Jahren gerade das Alphabet zu lesen vermochte.

Da übergab der Gelehrte ihn wieder den Bharaṭaka und sagte zu ihnen: „Er hat die Mutter der Vēden studiert.“ [2]

Als die Bharaṭaka hörten, daß er die Mutter der Vēden gelernt habe, hielten sie ihn in ihrer großen Einfalt für einen gewaltigen Gelehrten, und kurz, er mochte ihnen befehlen, was er wollte, so führten sie es aus. Denn Überlegung war nicht ihre Sache.

Eines Nachts ging durch eine Feuersbrunst das ganze Dorf in Flammen auf; und unter einem Baume lagen geröstete Krähen, welche herabgefallen waren. Als die Bharaṭaka diese sahen, so riefen sie: „Ḫeda! Nandaka! Dürfen wir diese gerösteten Krähen essen, oder nicht?“

Auf diese Frage gab er folgenden Bescheid:

„In der Mutter der Vēden steht ka, das heißt kākāḥ, ‚Krähen‘; dann folgt kha, das heißt khādyāḥ, ‚eßbar‘. Drum sollt ihr sie sofort verzehren.“

Nach dieser Auskunft machten sich schon alle daran, zu tun, was er gesagt hatte, als ein fremder Gelehrter das sah und sie fragte, was sie täten. Sie erzählten ihm, welche Weisung ihnen Nandaka erteilt hatte. Da dachte er: „Um's

2. Scherzhafter Ausdruck für Alphabet, weil mit dem Vēdenstudium das Studium der Sanskritsprache verknüpft war. — Das Sanskrit-Alphabet ist kein Alphabet von Buchstaben, sondern von Silben, und jede dieser Silben besteht aus einem Vokal oder aus einem Konsonanten mit folgendem a. Die ersten beiden dieser konsonantisch beginnenden Silben sind ka und kha.

Himmels willen! Sind die Menschen dumm!" Dann sagte er zu ihnen: „Vernehmt, ihr Brahmanen, das Wort der Mutter der Vēden! ka heißt kākāḥ, ‚Krähen'; kha, khādyāḥ, ‚eßbar'; ta tha heißt: tat tathaîva, ‚so ist es!' Soll heißen: ‚Das stimmt'. Aber dann folgt da dha, d. i. dagdhāḥ kākāḥ, ‚geröstete Krähen', und na, ‚nicht' — die darf man also nicht essen."

Als er ihnen diese Aufklärung gegeben hatte, unterließen sie die Sünde und huldigten alle dem fremden Gelehrten.

96. Erzählung

Der Drechsler Manōratha
oder
Alles kommt auf Kunstverständnis an

In der Stadt Girisāra lebte ein Zimmermann Vēṇīdāsa, der hatte einen Sohn, welcher Manōratha hieß. Er schickte ihn zu einem Lehrer der Künste,[1] um dort zu studieren, und der Sohn arbeitete unter ihm das Lehrbuch der Baukunst durch, welches 100 000 Strophen umfaßt.

Als er zum Jüngling herangereift war, verheiratete ihn sein Vater mit Padminī, der Tochter des in Mathurā wohnenden Zimmermanns Gadādhara.

Nach einiger Zeit starb sein Vater. Manōratha aber konnte kein Holz bekommen, welches die glückbedeutenden Merkmale aufwies, übte deswegen sein Handwerk nicht aus, geriet in die größte Armut und zog nach Mathurā, um dort im Hause seines Schwiegervaters zu wohnen. Auch dort weigerte er sich, so sehr sein Schwager und seine anderen Verwandten ihn deshalb verspotteten, Hand an sein Geschäft zu legen, solange er kein mit den Glücks-

1. S. 57,1.

zeichen versehenes Holz besaß, und kostete lieber das Unglück aus.

Eines Tages in der Regenzeit bemerkte er, wie die Yamunā 2 in ihrer Strömung einen Holzklotz dahinführte, der mit allen im Lehrsystem angeführten Glückeszeichen versehen war. Schnell fischte er ihn heraus, trug ihn nach Hause, machte mit seinem Werkzeug ein Getreidemaß daraus und schickte am nächsten Morgen seine Frau damit auf den Marktplatz mit der Weisung, es nicht billiger zu verkaufen, als für 100 000 Goldgulden.

So stellte sie sich denn auf den Marktplatz, und wenn die Leute sie nach dem Preis des Maßes fragten, nannte sie den, den sie nennen sollte. Der war aber so hoch, daß sich am ganzen Tage kein Käufer fand. Die Leute ergossen ihren Spott über die Frau; sie aber hütete sich, ihres Mannes Befehl zu übertreten und blieb bis zum Abend an ihrem Platze.

Da machte sich der Kaufherr Jinacandra von seiner Markthalle auf den Heimweg, sah die Frau und fragte sie, was das Maß kostete, und wieder nannte sie denselben Preis. Jinacandra war ein hochsinniger Mann; er kaufte es für diesen Preis und begab sich mit ihr nach ihrem Hause, wo er ihren Mann fragte, worin der Wert des Maßes bestünde. Da sagte der Mann: „Du kannst von großem Glücke sagen, Kaufmann! Denn alles, was man in dieses Maß legt, wird niemals weniger."

Als der Kaufmann das hörte, trug er das Maß nach Hause; kam es ihm doch wie ein Wunschedelstein vor! Manōratha dagegen machte sich aus dem übrigen Holz ein zweites solches Maß, legte den Kaufpreis des ersten hinein und wurde auf diese Weise so reich, wie der Gott der Schätze. 3

2. S. 55,4. 3. S. 1,9.

97. Erzählung

Der Brahmane Vāsava
oder
Die Habsucht

In der Stadt Acala lebte einst ein Brahmane, welcher Vāsava hieß. Dem setzte die Armut hart zu. Deswegen verließ er einst um Mitternacht sein Haus und wanderte davon. Auf seiner Wanderung kam er in den Wald Kuñjarāvarta. In diesem aß er Kokosnüsse, Bananen, Granatäpfel und andere Früchte und trank aus einem See von dessen wohlschmeckendem kühlen Wasser. Dann legte er sich an seinem Ufer unter einem Feigenbaum schlafen.

Als der Brahmane eingeschlafen war, kam eine schöne Frau. Sie hatte alle ihre vielen Geschmeide angelegt und sich sonst reich geschmückt, war jung und von lieblicher Anmut umflossen und schritt majestätisch daher wie ein Elefant. Mit ihren lotuszarten Händen massierte sie ihm seine Füße, so daß er erwachte. Als der Brahmane munter war und das herrliche Weib gewahrte, glaubte er zunächst ein Traumbild zu sehen. Da aber sprach die holde Frau zu ihm: „Erhebe dich von diesem Ort, o Herr!"

Er stand auf und ging in ihrer Begleitung, bis er an einen siebenstöckigen Palast kam, der so herrlich anzusehen war, wie ein Götterpalast. Er trat ein und ließ sich auf einem Diwan nieder, der mit den feinsten Daunenkissen belegt war. Die schöne Frau trug ihm die besten Speisen auf, wies ihm bequeme Sitze und schöne Betten und bediente ihn ehrfurchtsvoll in jeder Weise. Dann sagte sie zu ihm:

„Siehe in mir, o Herr, eine zur Sklavin gemachte Frau Indras,[1] und zwar bin ich deine Sklavin. Und dieser

1. D. h. Apsaras. S. 9,2.

ganze schöne Palast mit all seinem Inhalt an Gewändern, Geschmeiden und sonstigem Gerät steht dir zu Diensten. Was begehrst du noch mehr?"

Er sagte: „Ich habe alle diese Wonnen erlangt, die lieblich sind wie die heiteren Spiele der Götter. Darum wüßte ich nicht, was ich noch mehr begehren könnte."

Darauf sprach sie zu ihm: „Wenn ich mich einmal entfernen sollte, mein Gott, und dich die Lust anwandelt, dich zu erheitern, dann gehe zum östlichen oder nördlichen oder westlichen Tore hinaus und belustige dich in den vor diesen liegenden Gärten; zum südlichen Tore aber darfst du nicht hinausgehen."

So sagte sie zu ihm. Er aber lebte nun mit ihr herrlich und in Freuden.

Eines Tages hatte sie das Schloß verlassen; da ging er zu dessen Südtor hinaus.

Wie vorher die eine, so kamen diesmal hundert schöne Frauen und führten ihn in einen Palast mit vierzehn Stockwerken. Und wie jenes Weib, so bedienten ihn jetzt die hundert in der sorgsamsten Weise und warnten ihn genau so. Aber als sie sich eines Tages entfernt hatten, tat er, wie vorher; er wollte in seiner Habgier noch größere Herrlichkeit erlangen, ging wieder zum Südtor hinaus und kam dadurch in den Besitz von siebenhundert solcher Frauen, welche ihn in einen Palast führten, der einundzwanzig Stockwerke aufwies und in dem sie ihn noch sorgsamer bedienten; doch sprachen sie dieselbe Warnung aus, die er von den andern erhalten hatte.

Seine Habsucht aber war übermächtig geworden, so daß er immer noch mehr begehrte und es machte, wie vorher. Kaum aber hatte er im Banne seiner übermäßigen Habsucht den Palast durch das Südtor verlassen, so sauste aus der Luft ein aus tausend Lasten Erzes bestehender Diskus

des Herrn 3 auf sein Haupt hernieder, so daß er unter gewaltigen Schmerzen starb und in die Hölle kam. 4

98. Erzählung

Der Brahmane Mādhava
oder
An des Sohnes Betragen erkennt man die Mängel des Vaters

In Delhi stand einst der Pādschāh Sēraśimha 1 am Fenster seines Palastes. Da sah er, wie ein Brahmane namens Mādhava am frühen Morgen ungeseihtes Wasser trank. Er ließ ihn durch seine Leute holen und fragte ihn: „Wie kommt es, Brahmane, daß du so früh am Tage, bevor du dir noch die Zähne gereinigt, ungeseihtes Wasser getrunken hast?"

Der Brahmane antwortete: „Majestät! Ich habe in der Nacht heißen Reis gegessen. Das hat mir gewaltigen Durst gemacht, und infolgedessen war ich so gierig nach einem Trunke, daß ich es unterließ, das Trinkwasser vorher zu reinigen."

Auf diese Antwort erwiderte der Schah: „Sprichst du die Wahrheit, Brahmane, so werde ich dich belohnen; andernfalls wirst du hingerichtet!"

Als der Brahmane an diesen Worten merkte, daß der Pādschāh zornig war, gestand er, daß er in der vergangenen Nacht Ziegenfleisch verzehrt hatte.

3. Śivas; vgl. 51. 4. S. 46,5.

1. Shēr Shāh regierte 1540–1545 n. Chr. Er war ein einsichtiger und kraftvoller Herrscher, der unter seinem Zepter Panjab, Bihar, Marwar, Chittor und Bengalen vereinigte. S. Hoernle u. Stark, History, S. 97 f.

Da ließ der Schah den Mann kommen, der ihm das Fleisch verkauft hatte, und verhörte ihn. Der Mann sagte:

„Majestät! Dieser Brahmane kommt Tag für Tag in meinen Laden und kauft sich Ziegenfleisch. Da ich aber heute (!) keines auf Lager hatte, so hab' ich ihm statt dessen Rindfleisch gegeben."

Als der Schah das hörte, ergrimmte er und tötete den Fleischer; denn er bedachte, daß nur Mohammedanern der Genuß des Rindfleischs gestattet ist, nicht aber den anderen. 2

Sodann ließ der Schah die Mutter des Brahmanen kommen, nahm sie beiseite und sagte zu ihr:

„Sprich die Wahrheit, Schwester! 3 Wer ist deines Sohnes Vater? Gestehst du die Wahrheit, so will ich dich reichlich belohnen; gestehst du sie nicht, so lasse ich dir Nase und Ohren abschneiden und dich mit Schimpf und Schande aus der Stadt hinausjagen."

Auf diese Worte des Schahs entgegnete die Frau:

„Als ich einst menstruierte, o Herr, tat mir ein Türke Gewalt an, der in meines Hauses Nähe wohnte. Darauf entstand in meinem Leibe dieser Sohn."

Weil sie so die Wahrheit gestanden hatte, beschenkte der Schah sie und ihren Sohn, als wäre sie seine Schwester gewesen, mit Gewändern und anderen Gaben und entließ sie.

2. Der Schäh regiert die Hindu nach ihren eigenen Gesetzen. Bekanntlich gilt diesen das Töten des Rindes als das größte Verbrechen. 3. S. 14,3.

99. Erzählung

Candanā, die Schwiegertochter des Kaufmanns
oder
Auch die Fehler der Ahnen vererben sich auf Enkel und spätere Nachkommen

In der Stadt Śaṅkhapura lebte ein Kaufherr Kanakadēva mit seiner Gemahlin Kanakaśrī und seinem Sohne Kāmacandra.

Sein Nachbar, welcher Dhanadēva hieß, hatte von seiner Gattin Dhanaśrī eine Tochter namens Candanā. Eines Tages, als Candanā zu üppiger Jungfräulichkeit erblüht war, schlug Dhanaśrī ihrer Nachbarin die Vermählung derselben mit Kāmacandra vor, und Kanakaśrī teilte ihrem Gemahl diesen Antrag mit.

Kanakadēva aber sprach: „Auf diese Sache, liebe Frau, versteife dich nur nicht!"

Nach dieser Zurückweisung durch ihren Mann schwieg sie zunächst. Als ihr aber ihre Nachbarin nach einiger Tage Verlauf denselben Vorschlag machte, fragte sie ihren Gatten nochmals, wie er darüber dächte, ward aber abgewiesen, wie das erstemal.

Da geschah es, daß ihr Ehemann eines Tages nach irgendeiner anderen Stadt verreisen mußte, und da sich Kanakaśrī durch die Schönheit ihrer Nachbarstochter hatte betören lassen, so übertrat sie seinen Befehl und verheiratete Candanā mit ihrem Sohne. Als Kanakadēva nach Hause zurückkehrte, erfuhr er von der Vermählung, sagte aber zunächst kein Wort dazu.

Weil er aber doch zeigen wollte, was er mit seinem Verbote beabsichtigt hatte, ließ er eines Tages absichtlich die Essenszeit vorübergehen, kam dann nach Hause und sagte zu seiner Frau: „Liebe Frau, ich muß sofort einem Gläu-

biger eine sehr große Summe auszahlen. Darum gib mir eines deiner Geschmeide und ein Geschmeide unserer Schwiegertochter."

Seine Frau gab ihm sofort einen kostbaren Schmuck; seine Schwiegertochter dagegen rief: „Wenn mir ein Schmuckstück weggenommen wird, so häng' ich mich auf!"

Als sie das gesagt hatte, sprach der Kaufherr zu seiner Frau: „Weil ich daran dachte, beste Frau, daß unserer Schwiegertochter Großmutter sich erhängt hat und daß dieser Mangel vermutlich auf die Enkelin übererbt sein würde, suchte ich dir die Verbindung unseres Sohnes mit dieser auszureden."

Da erkannte auch Kanakasrī die Einsicht ihres Gatten als die bessere an. Und nachdem sie mit ihm zusammen noch eine Zeitlang das Weltleben genossen hatte, gab sie sich mit ihm ganz einem religiösen Leben hin und gelangte auf den guten Pfad.

100. Erzählung

Der Minister Bhānu

oder

Wer am Leben bleibt, zu dem kommt das Glück

In der Stadt Turagapada herrschte einst ein König Nararāja. Dessen Kanzler Bhānu hatte eine Gemahlin, welche Sarasvatī hieß. Beide verlebten miteinander ihre Tage und waren sich in so inniger Liebe ergeben, wie Rōhiṇī und ihr Gemahl. [1]

Eines Tages ritt der König auf die Jagd, und bei dieser Gelegenheit erzählte man ihm von der starken Liebe dieser beiden Gatten. Darüber war er sehr erstaunt und beschloß,

1. Ein Sternbild, welches als des Mondes Lieblingsgemahlin gilt.

der Sache auf den Grund zu gehen. Zu diesem Zwecke sandte er seines Kanzlers Roß nebst dessen Gewändern, die er mit dem Blute eines Wildes tränken ließ, nach der Stadt.

Als die Gemahlin des Kanzlers das Pferd mit den blutgetränkten Kleidern ihres lieben Mannes ohne diesen selbst zurückkommen sah, dachte sie: „Ha! Der Gebieter meines Lebens war auf die Jagd geritten: gewiß hat ihn ein Löwe oder ein anderes reißendes Tier getötet.“ Wie ein Blitzstrahl traf sie dieser Gedanke; sie fiel zur Erde und war tot.

Als der König von ihrem Tode erfuhr, war er tief bekümmert darüber, daß sich in Trauer verkehrt hatte, was nach seiner Absicht einen Spaß hatte geben sollen. Er teilte seinem Kanzler mit, daß dessen Gemahlin gestorben war, und suchte ihn auf jede erdenkliche Weise bei sich zu behalten. Vergeblich! Der Kanzler mochte von keinem anderen Weibe hören; er legte die Kleidung eines Yōgin 2 an, nahm die Gebeine seiner Gemahlin und wanderte mit ihnen nach der Gaṅgā. 3 Nach zwölf Jahren gelangte er nach Mahārathapura, einer Stadt, die in der Nähe des Stromes liegt.

In dieser Stadt herrschte ein König Śataratha, welcher eine Tochter namens Bhāratī besaß; und ein Handelsherr Mahāsēna wohnte daselbst, der gleichfalls eine Tochter hatte. Śrīmatī war sie geheißen. Die Königstochter und die Kaufmannstochter aber waren miteinander befreundet.

Eines Tages, da der Yōgin in der Stadt umherzog, seine Nahrung zu erbetteln, kam er auch nach dem Königspalast und ward von Bhāratī gesehen. Sie trat zu ihm, um ihm Speise zu reichen; als sie ihn aber ansah, blieb sie wie versteinert stehen, 4 und den gekochten Reis, den sie in den Händen hielt, holten sich die Krähen weg.

2. S. 10,4. 3. Um seiner Frau dadurch, daß er ihre Gebeine den Fluten des heiligen Stromes übergibt, den Zugang zum Himmel zu öffnen. 4. Der indische Text sagt mit einem ähnlichen Bild: „wie gemalt“.

Aber auch der Yōgin stand bei ihrem Anblick wie versteinert da.

Śrīmatī, welche am Fenster stand, bemerkte diesen Vorgang und sprach:

„Sie sieht ihm ins Gesicht; der Yōgin aber blickt nach ihrer Nabelgegend, da ihn mit ihr alte Liebe aus einem früheren Dasein verbindet: ihren Reis aber stehlen die Krähen."

Während sie in solchen Gedanken herbeieilte, verließ der Yōgin die Prinzessin, wie er gekommen war, und als sie bei ihrer Freundin ankam, war er verschwunden. Die beiden Freundinnen aber gaben sich gegenseitig das Wort, er und kein anderer solle ihr Gemahl sein. Sie teilten das dem König mit und sagten dann zu ihm:

„Die Leute lügen, wenn sie sagen: ‚Der König versteht es, die Räuber zu entdecken'. Der Räuber, der sogar unser beider Herz zu rauben sich erdreistet, lebt mitten in der Stadt."

Da ließ der König unter irgendeinem Vorwand die ganze Menge der Yōgin zusammenrufen, die sich in der Stadt befanden; die beiden Mädchen aber erblickten den ihrigen, welcher sich unter ihnen befand; Bhāratī erkannte ihn und sprach zu ihm:

„Mein Herz hast du seinerzeit gestohlen und bist schnell mit ihm davongelaufen. Jetzt bist du mir in die Hände gefallen: sprich, Herr, wie du mir entwischen willst!"

Und der Yōgin entgegnete:

„Nachdem du dem Löwen seine Taille, ihren Gang der Möwe, die Augen dem Geschlecht der Gazellen geraubt, bist du so weit gegangen, dem Mond sogar seine Scheibe zu stehlen. Was für ein Dieb bin ich da, und was für eine Ehrliche du?

Ich bin ein Yōgin und habe keine Freude am

Weltleben. Dir ſteht der Sinn nicht danach, mit mir umherzuwandern. Höre, Schöne, was iſt das für ein Streit zwiſchen uns beiden? Im vorigen Daſein waren wir einander völlig ergeben."

Kaum hatte der Yōgin geſagt: „im vorigen Daſein", ſo erinnerte ſich Bhāratī plötzlich ihrer vorhergehenden Exiſtenz und erzählte, was ſie in ihr erlebt hatte. Da ward auch der König froh und ſagte zu dem Yōgin: „Lege jetzt dein Yōgin-Gewand ab und nimm meine Tochter mit ihrer Freundin Śrīmatī zur Frau!"

Das ließ ſich der Yōgin nicht zweimal ſagen, da ihn eine heftige Neigung zur Königstochter gepackt hatte. Er zog ſein Yōgin-Gewand aus und heiratete ſie.

Als der König ſah, was ſich begeben hatte, gewährte er beiden die Wohnung. Zwanzig Jahre lebten die beiden zuſammen: und dann entſagten ſie beide wieder der Welt.

101. Erzählung

Die Barbiersfrau und die Gärtnersfrau
oder
Die Macht der Weiber

In der Stadt Ravipura wohnten eine Barbiersfrau, welche Ṣūṇā, und eine Gärtnersfrau, welche Lakṣaṇā hieß, und beide waren überaus truggewandt. 1

Als ſie ſich einſt eifrig in freundſchaftlichem Geſpräch unterhielten, ſagte Ṣūṇā zu Lakṣaṇā: „Wie weit reicht wohl deine Macht, liebe Freundin?" Sie entgegnete: „Ich ſprenge den Himmel auseinander." Als ſie das geſagt hatte, ſprach die andere: „Dann flicke ich ihn wieder zuſammen."

1. Die Frauen der Gärtner und Barbiere ſind zugleich Kupplerinnen.

Nachdem sie so beide ihre Macht gerühmt hatten, gingen sie jede nach ihrem Hause. Eines Tages ging Śūṇā in der Stadt von einem Kaufmannshaus zum andern. Dabei sah sie Bhānumatī, die Tochter eines Kaufherrn, deren Gatte verreist war, und sagte heimlich zu ihr: „Deine Jugend, holdes Kind, gleicht der Blume des Waldes, der Lampe eines verödeten Hauses, da du zu solcher Zeit von deinem Gemahl getrennt bist." Und als sie merkte, daß der Angeredeten diese Worte sichtlich Freude machten, redete Śūṇā weiter: „Holdes Kind! Ich will dich mit einem Jüngling vereinigen, der deiner würdig ist." Als sie das sagte, stimmte die andere zu.

Darauf führte Śūṇā diese Bhānumatī mit Bhānucandra, einem jungen Mann, dessen Vater Handelsherr war, in einem Tempel der Caṇḍikā zusammen,2 begab sich dann zum Polizeihauptmann und sagte zu ihm: „Dort, in den Tempel der Caṇḍikā, o Herr, ist ein liederliches Frauenzimmer mit einem Ehebrecher gegangen."

Da ließ der Polizeihauptmann noch in der Nacht das Gebäude von seinen Beamten umstellen. Śūṇā aber ging zu Lakṣaṇā, sagte zu ihr: „Der Himmel ist geplatzt", erzählte ihr alles, was sie getan hatte, und kehrte nach Hause zurück.

Nun machte sich auch Lakṣaṇā auf, begab sich in Bhānucandras Haus und erzählte seinem Vater diese ganze Geschichte. Mit dessen Erlaubnis nahm sie Bhānucandras Gemahlin und fünf andere Frauen, begab sich mit ihnen unter klingendem Spiel nach Caṇḍikās Tempel und sagte zu den dort stehenden Beamten: „Gute Leute! Wir dürfen nicht essen, bevor wir Caṇḍikā gesehen haben. 3 Gestattet uns darum, den Tempel zu betreten." Die Beamten

2. = Cāmuṇḍā; s. 63, 1 und 2 und 110,4. 3. Für den Inder, der an derlei gewohnt ist, braucht nicht gesagt zu werden, daß es sich um ein angebliches Gelübde handelt.

erwiderten: „Das werden wir nicht tun, da ein Mann mit einem Weibe hineingegangen ist.“ Sie aber sagte wieder: „Ihr braucht nur so viele wieder herauszulassen, als wir sind, wenn ihr uns hineinlaßt.“

Dazu ließen sich die Polizeibeamten überreden, zumal Lakṣaṇā jedem von ihnen ein Goldstück in die Hand drückte. Dann ging sie hinein, ließ an Stelle Bhānumatīs Bhānucandras Gattin zurück, führte Bhānumatī heraus, erfüllte so ihr Versprechen und sagte zu Śūṇā: „Ich habe den Himmel wieder geflickt.“

Als nun am Morgen das Tor des Tempels geöffnet ward, sahen die Beamten des Polizeihauptmanns, daß das heraustretende Paar ein Ehepaar war, schämten sich und erstatteten ihrem Herrn über den Vorfall pflichtschuldigst Bericht.

Ende des ersten Bandes

Verzeichnis der Erzählungen

Seite

Vorwort VII

1. Der Gelehrte Dhanapāla 1
2. Śrēṇika 8
3. Uddhava 12
4. Der Türhüter Daṇḍin 15
5. König Yudhiṣṭhira 17
6. Die Frau des Kaufherrn 21
7. Amarasundarī 23
8. Die Nebenfrau Vinītā 28
9. Wie König Jitaśatru das Gebaren der Frauen verleidet ward 30
10. Śrīkaraṇa 33
11. Der kluge Freund 35
12. Der Lehrer Hēmacandra 36
13. König Bhōja 39
14. Śīlavatī 41
15. Der Brahmane 43
16. Śīlavatī 45
17. Kaufherrn Puṇyasāras Schwiegertochter 48
18. Der Minister 51
19. Die Demütigung durch das Weib 52
20. König Aṅku 56
21. Eine Geschichte von Yudhiṣṭhira 58
22. Mukundas Frau 62
23. Der Schakal 64
24. Der Schakal 66
25. Die Schlange im Termitenbau 69
26. König Dhara 75
27. Draupadī 77
28. Der Brahmane Bhūdhara 80

Seite

29. Der Brahmane Vararuci 83
30. Surūpa und Śūraśēna 86
31. Die drei Yōgin 90
32. Der Handelsherr 95
33. Wie die Liebe dem Menschen mitspielt 97
34. Eine Narrengeschichte vom unüberlegten Handeln . . 103
35. Der Hoffnung gebührt der Preis 104
36. Der Brahmane 112
37. Eine Beschränkung, die man sich auferlegt hat, soll man einhalten 114
38. Der Kaufmann Bhīmalā 117
39. Der Hausvater Paṭu 118
40. Der Kaufmann Bhīma 120
41. Der Yōgin Vāsava 123
42. Eine Narrengeschichte 126
43. Der Ölmüller Rāṇika 130
44. Der Affe Windsohn 132
45. Die vier Freunde 133
46. Das Spiel 136
47. Sāgara 139
48. Ghēghā, Mēghā und Mēghāī 143
49. Eine Erzählung der Weltkinder von Rāma 147
50. Die dummen Brahmanen 150
51. Der Brahmane Sādhava 151
52. Der König Bharṭṛhari 153
53. Kālidāsa 156
54. Das Gebaren der Narren 159
55. Gaṅgā 160
56. Der Brahmane Nīlakaṇṭha 163
57. Die Kupplerin 165
58. Der Brahmane Kamalādhara 170
59. Die Schlange und der Brahmane 171
60. Die Hetäre Lōhārgalā 173
61. Die beiden Diebe 176
62. Die Frau des Brahmanen 177
63. Der Brahmane Butterblind 179
64. Guṇaśundarī 181
65. Das Mäuschen 188
66. Mitradatta 192
67. Vikramāditya 195

Seite

68. Die Gazelle und der Jäger 199
69. Die Hetäre Smaraſundarī 200
70. Der Kaufmann Gajarāja 203
71. Der Kaufmann Nāṅka 206
72. Der große Dichter Kālidāſa 208
73. Der Brahmane Puruṣōttama und König Bhōja . . 212
74. Die Krähe 214
75. Der Kaufmann Vaſudatta 215
76. Die Krähen und die Eulen 221
77. Eule und Möwe 222
78. Vallabhas Tochter 223
79. Der Holzträger Karaṇa 225
80. Vikramāditya 227
81. Der Räuber Rauhiṇēya 229
82. König Śrēṇika 233
83. Wie die Bauern im Streit zwiſchen Möwe und Raben falſches Zeugnis ablegten, ohne daß es ihnen genutzt hätte 238
84. Gaṅgā, die Frau des Radſchputen Puruṣōttama . . 240
85. Die Königin Durgandhā 242
86. Der Kaufmann Saṃkula 246
87. Wie eine Frau ihren Mann vor einer Sünde bewahrte 248
88. Die Königin Guṇāvalī 251
89. Der Kaufherr Purandara 254
90. Die Möwe 257
91. Der Kaufherr Puṇyaſāra 258
92. Die Frau des Brahmanen Vaſudatta 261
93. Der Hirt Dhūſara 264
94. Prītimatī 265
95. Der Gelehrte 267
96. Der Drechſler Manōratha 269
97. Der Brahmane Vāſava 271
98. Der Brahmane Mādhava 273
99. Candanā, die Schwiegertochter des Kaufmanns . . 275
100. Der Miniſter Bhānu 276
101. Die Barbiersfrau und die Gärtnersfrau 279

Dieſes Werk wurde im Auftrag von Georg Müller in München
in der Druckerei von Mänicke und Jahn in Rudolſtadt hergeſtellt.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

GR
305
H45
v.1

Hemavijaya Gani
Katharatnakara

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 09 01 07 028 6